Das sterbende Dorf

Ewald Gerhard Seeliger







Seeliger, Das sterbende Dorf

Dritte Auflage

—40

Ewald Gerhard Seeliger

Das sterbende Dorf

Roman

1 · 9 · 1 · 4

München und Berlin bei Georg Müller


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Meinem lieben Freunde

Hermann Stehr

I

Wie immer am Tage vor Himmelfahrt schaute auch heute die Nachmittagssonne um vier Uhr in das Magistratsbureau der Königlichen Kreisstadt Breugnitz an der Oder, und da es der 19. Mai war, spiegelte sie sich mit besonderer Freundlichkeit auf dem kahlen Scheitel des Magistratssekretärs Emil Drenckhan, der mit nickendem Kopfe auf seinem Stuhle saß und schlief.

Ihm gegenüber am Doppelschreibpult stand sein Assistent Max Hanschke, ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, der in diesem Augenblicke genau so pflichtgetreu war wie sein Vorgesetzter.

Max Hanschke war ein echtes Kind seiner Vaterstadt und hatte eine kecke Nase, einen flotten Schnurrbart und lustige Augen. Da er eine gute Handschrift sein eigen nannte, und sein längst verstorbener Vater der dienstälteste Polizeisergeant der Stadt gewesen war, hatte man den hoffnungsvollen Sohn nach Absolvierung der Bürgerschule in das Polizeibureau als Schreiber genommen, von wo er sich unter dem Protektorat des Sekretärs in das Magistratsbureau hinaufgearbeitet hatte. Inzwischen

hatte er Zeit und Muße gefunden, als erster Tenor den Männergesangverein zu verstärken, außerdem gehörte er der Radfahrervereinigung Concordia an und trug sich augenblicklich sogar mit dem für einen Binnenländer immerhin sonderbaren Gedanken, einen Ruderklub zu gründen. Andere Sorgen hatte er augenblicklich nicht. Es fiel ihm auch gar nicht ein, wider den Stachel der vaterstädtischen Vorsehung zu lecken, die ihn bereits zum dereinstigen Nachfolger seines Vorgesetzten bestimmt hatte, vorausgesetzt, daß er sich bis dahin entschließen konnte, Emilie Drenckhan, dieses Vorgesetzten mannbare Tochter, als Eheweib heimzuführen.

Max Hanschke war trotz seiner jungen Jahre ein Politikus und sagte vorerst weder ja noch nein. Er ließ die Sache in der Schwebe, spielte jede Woche einmal mit Vater und Tochter unter Assistenz seiner voraussichtlichen Schwiegermutter einen Dauerskat von vier Stunden und freute sich diebisch, wenn er gewann. Denn er war im letzten Grunde eine gemütvolle Natur und ganz und gar kein Spaßverderber, und schließlich war Emilie ein durchaus ansehnliches Mädchen, wenn sie auch in spätestens vier Jahren aus dem Schneider heraus sein mußte.

Augenblicklich beschäftigte sich Max Hanschke damit, über die Akten nachzudenken, die ihm sein Vorgesetzter am Mittag durch die zwischen ihnen aufgestapelten Bücher wortlos zugeschoben hatte. In dieser Zeit der Nachmittagsruhe hätte Max Hanschke nicht gewagt, eine Feder anzurühren. Der Schlaf seines Vorgesetzten war ihm viel zu heilig. Außerdem fühlte er sich verpflichtet, scharf auf

alle Geräusche zu achten, die sich auf dem Korridor meldeten.

Also blätterte er sehr diskret in den Akten, ohne daß auch nur ein Blatt knisterte. Obenauf lag die Anstellungsurkunde für die Lehrerin Margarete Dobisch, die an die Höhere Städtische Mädchenschule berufen worden war. Max Hanschke war vorwitzig genug, sich sofort eine ältere, spindeldürre Dame vorzustellen. Da aber ersah er das Geburtsjahr der Lehrerin.

Einundzwanzig! dachte er und machte eine hochmütige Miene. Also ein Küken, das eben aus dem Seminar geschlüpft ist.

Sodann kam ein langer Bericht über die neuen Kasernen. Die Militärverwaltung zeigte nämlich nicht übel Lust, eins der neuzubildenden Regimenter nach Breugnitz zu legen, falls sich der Magistrat dazu entschließen könnte, die dafür notwendigen Ländereien und Baulichkeiten gegen eine entsprechende Miete herzugeben. Darunter lag ein kurzes, aber scharfes Monitum der Kämmerei an den städtischen Oberförster Seipel, der erst vor einem Jahr über den großen, hinter dem Dorfe Gramkau gelegenen Stadtwald, der die Haupteinnahmequelle des Magistrats bildete, gesetzt worden war, und dessen Jahresabrechnung als zu wenig spezialisiert gerügt wurde.

So ganz uninteressant also war die Arbeit durchaus nicht auf dem Magistratsbureau. Und wie schon öfters kam auch jetzt Max Hanschke das stolze Gefühl, daß er seine liebe Vaterstadt ein wenig mitregieren durfte.

Aber trotzdem rührte er die Feder nicht an. Morgen,

am Himmelfahrtstage, war kein Dienst, es mußte auch Arbeit für übermorgen übrig bleiben.

Plötzlich spitzte er die Ohren. Auf dem Korridor ertönten kurze, harte Schritte. Das war der Zweite Bürgermeister, der aus seinem Zimmer kam und direkt auf das Sekretariat zusteuerte. Max Hanschke trat, seiner langjährigen Uebung gemäß, seinem verehrten Vorgesetzten mit solcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit auf die Hühneraugen, daß er noch reichlich Zeit fand, wie ein Gummiball in die Höhe zu schnellen und sich in Positur zu setzen. Als er Max Hanschke einen dankbaren Blick für die Bemühung zuwarf, schoß auch schon der Zweite Bürgermeister herein. Er war früher Artilleriemajor gewesen und hatte die Angewohnheit, alle Leute, die ihm nicht übergeordnet waren, anzuschnauzen, selbst wenn er die freundlichsten Absichten hatte.

„Hier!" rief er und warf die Kladde eines Briefes auf Emil Drenckhans Schreibtisch. „Sofort abschreiben und umgehend an den Adressaten befördern. Herr Hanschke wird den Weg machen."

„Herr Bürgermeister!" erwiderte der Sekretär pikiert, wobei er sich räuspernd in die Brust warf. „Ich möchte mit allem schuldigen Respekt bemerken, daß Herr Hanschke kein Polizeibote ist, sondern ein Bureaubeamter."

„Weiß ich!" schnauzte der Bürgermeister und klopfte ihm militärisch-leutselig auf die Schulter. „Weiß ich, mein lieber Drenckhan. Aber da draußen auf dem Peukertschen Hofe ist ein Hund, der jeden Menschen in Uniform anfällt. Es wird auf die Dauer zu teuer, jeden Brief da

hinaus mit einer neuen Polizeiuniform zu bezahlen. Und verklagen können wir die Leute auch nicht, weil wir sie in guter Laune erhalten müssen. Auch soll die Sache vorerst mehr privatim behandelt werden. Verstanden! Spätestens um sechs Uhr muß der Brief in den Händen des Adressaten sein. Denn heute abend ist da draußen Gemeindeversammlung. Sie wissen ja, worum es sich handelt."

Und draußen war er, denn er hatte, da er die linke Hand des Ersten Bürgermeisters war, immer große Eile.

Emil Drenckhan studierte den Brief, und Max Hanschke stand hinter ihm und las mit. Das Schreiben enthielt im wesentlichen eine Einladung an Herrn Karl Peukert, zwecks einer Besprechung über die Eingemeindung des Dorfes Gramkau, aufs Breugnitzer Rathaus zu kommen.

Unter den zehn Jahren der tatkräftigen Regierung des Ersten Bürgermeisters Bielau hatte die Stadt einen schnellen und ungeahnten Aufschwung genommen. Ihre Vorstädte hatten sich bis an die Grenze des Weichbildes vorgeschoben. Wie drohende Außenforts umschlossen sie gürtelförmig die zahlreichen Fabriken. Zu dem geplanten Kasernenbau war innerhalb der Stadt kein geeignetes Terrain mehr aufzutreiben, und da das Dorf Gramkau unmittelbar in die Vorstadt überging, die anderen Nachbardörfer aber viel weiter im Felde lagen, war die Einbeziehung dieser Landgemeinde in den Stadtbezirk der einfachste Ausweg. Denn der Magistrat besaß schon von alters her das Gramkauer Dominium. Und gerade auf

diesem Areal sollten die zwölf Kompagniekasernen für das neue Grenadierregiment erstehen.

„Wenn wir nur da nicht ins Fettnäpfchen treten!" meinte Emil Drenckhan und blickte dabei sehr kritisch zu seinem Assistenten auf. „Diese dickköpfigen Bauern werden sich bedanken, Städter zu werden. Und der Karl Peukert, ohne den überhaupt nichts zu machen ist, ist der dickköpfigste von allen. Ich bin doch wirklich neugierig, ob unser Bürgermeister den kleine kriegt."

„Er wird schon!" rief Max Hanschke siegesgewiß und tauchte die Feder ins Tintenfaß. „Er bringt alles fertig!"

„Und kommen Sie mir heute abend nicht zu spät zum Skat," sagte der Magistratssekretär freundlich, „meine Frau und meine Tochter werden sich sicher sehr freuen, wenn Sie schon zum Abendessen antreten."

„Ich will's versuchen!" dankte Max Hanschke für die freundliche Einladung und brachte mit flüssiger Feder das Schreiben ins Reine.

Sobald er fertig war, wurde es dem Ersten Bürgermeister zur Unterschrift hineingereicht, und um halb sechs konnte sich Max Hanschke, angetan mit einem überaus modefarbenen Ueberzieher und einem schwarzen, steifen Hütchen, einen dünnen Spazierstock mit silberner Krücke in der rechten, eine brennende Zigarre in der linken Hand, auf den Weg nach Gramkau machen.

Ach was! Die Gramkauer Bauern! dachte er auf seinem Wege. Wenn sie nicht wollen, dann müssen sie eben!

Er war wie alle Breugnitzer Bürger ohne Ausnahme

ein aufrichtiger Bewunderer des Ersten Bürgermeisters und erinnerte sich noch sehr gut der alten, verlotterten Zustände, denen dieser tüchtige Verwaltungsbeamte ein Ende bereitet hatte. Jetzt floß in den Rinnsteinen nicht mehr das Spülicht, das damals die Straßen durchduftet und im Winter, terrassenförmig übereinandergefroren, die Bürgersteige überflutet hatte. Jetzt führte eine unterirdische Kanalisation die Abwässer einer Verbrennungsanstalt zu, die weit draußen über der Oder lag. Der Ring und die Hauptstraßen waren sogar elektrisch beleuchtet. Das alte holperige Kopfsteinpflaster war selbst in den engsten Nebengäßchen verschwunden. Das Oderwasserwerk war stillgelegt worden, und die Stadt wurde seitdem mit Grundwasser versorgt. Und trotz dieser erhöhten Belastung des Stadthaushaltes war es nicht nötig gewesen, die Steuern wesentlich zu erhöhen. Alle diese Neuerungen hatte der Erste Bürgermeister Bielau, ein Mann von weitem Blick, Energie und rastloser Arbeitskraft, durchzusetzen verstanden. Mit einer bewundernswerten Diplomatie hatte er die ihm anfänglich heftig widerstrebende Stadtverordnetenversammlung zum Nachgeben zu bringen gewußt. Harte Kämpfe hatte es in den ersten Jahren gekostet. Jetzt aber war er längst Sieger auf der ganzen Linie, und was er wollte, das geschah auch.

Nur der Landrat des Kreises, in dessen Verband Breugnitz noch gehörte, machte ihm zuweilen Schwierigkeiten. Die Stadt von dieser unerwünschten Vormundschaft zu befreien, war das nächste größere Ziel, das sich der Bürgermeister gesteckt hatte. Und die Eingemeindung des Dor-

ses Gramkau sollte der erste Schritt auf dieser Bahn sein.

Max Hanschke war inzwischen ans Ende der Gramkauer Vorstadt gekommen und überschritt die Grenze des Stadtgebietes. Hier stand ein schiefer Pfahl mit einem morschen Schild, das mit altertümlichen, verschnörkelten, wetterzerfressenen Buchstaben den Wanderer über den tatsächlichen Beginn des Dorfes Gramkau und dessen Zugehörigkeit zum Kreise, Hauptmeldeamt und Landwehrbezirk Breugnitz belehrte und jeden Tabaksraucher schlankweg mit einer Geldstrafe von drei Reichstalern bedrohte. Das war ein Ueberbleibsel der alten Zeit und heute nur noch eine leere Drohung.

Max Hanschke zog herzhaft an seiner Zigarre und stand nun mitten im dörflichen Leben. Die Straße war staubig und ungepflastert. Federvieh trieb sich darauf herum, und der scharfe Geruch des Düngers machte sich mit steigender Durchdringlichkeit bemerklich. Er kannte das Dorf Gramkau nur flüchtig. Sehr selten und auch dann nur zufällig war er dorthin geraten. Für einen Sonntagsspaziergang lag es zu nahe, und irgendwelche Naturschönheiten wies es nicht auf.

Max Hanschke fühlte nach seinem Briefe und blieb vor dem ersten Tore auf der linken Seite stehen. Dahinter breitete sich ein sehr geräumiger Hof aus, dessen Mitte die Düngerstätte einnahm. Hier wohnte der Adressat des Briefes. Wie eine feste Trutzburg lag das Gewese am Eingang des Dorfes. Rechts von dem Tore erhob sich das zweistöckige, schiefergedeckte Herrenhaus, das den Gie-

bel der Straße zukehrte. Daran schloß sich der einstöckige Kuhstall, von dem ein paar kleinere Dächer zu der breiten, wuchtigen Scheune führten, die mit drei großen, jetzt geschlossenen Toren den Hof nach hinten abschloß. Gegenüber dem Herrenhaus, ebenfalls mit dem Giebel nach der Straße, lag ein kleineres Wohngebäude, das Auszughaus. Dahinter traten die Wagenremise, der Pferdestall und der Maschinenschuppen für die landwirtschaftlichen Geräte etwas zurück. Die Hühner kratzten auf dem Mist, die Tauben gurrten auf dem Dache ihres Hauses, das malerisch neben der Düngerstätte auf einem dicken, etwas schiefen Holzpfeiler stand, und das Vieh in den Ställen machte sich durch Brüllen, Wiehern und Grunzen bemerkbar. Ein Mensch aber ließ sich nicht blicken.

Von Natur nicht gerade furchtsam, machte Max Hanschke doch bedenklich kleinere Schritte, als er sich durch das offene Tor schob. Diese Vorsicht war nicht unbegründet. Denn kaum hatte er die beiden dicken, viereckigen Torpfeiler hinter sich, stürzte eine riesige Dogge auf ihn zu und stellte ihn knurrend und zähnefletschend. Er blieb stehen und betrachtete hoffnungslos sein dünnes Spazierstöckchen. Er wußte wirklich nicht, was er tun sollte. Schließlich zog er in seiner Ratlosigkeit den Brief heraus und fuchtelte damit hin und her. Das nahm der Hund offenbar für eine Aufforderung, den Kampf zu eröffnen, und duckte sich zum Sprunge.

„Nero!“ rief da von links herüber eine Stimme, und der Hund ließ augenblicklich von seinem bereits in Aussicht genommenen Opfer.

Max Hanschke sah in dem offenen Fenster des Auszughauses einen alten Mann mit schlohweißen Haaren und glattrasiertem Gesicht, lüftete dankend das Hütchen und stieg die vier Stufen zum Herrenhaus empor. Der Hausflur war mit schwarzen und weißen Fliesen belegt. Und weil niemand kam und keiner dem Pochen Gehör schenkte, klopfte Max Hanschke mehrmals mit seinem Stöcklein auf die Steinfliesen. Allein das Haus war wie ausgestorben. Schließlich stieß er vorsichtig die eine Tür auf und befand sich in einem ziemlich großen Raum, dessen Mitte ein weißgescheuerter Eichentisch einnahm. An den Wänden standen Bänke und eichene Bretterstühle. Er pochte auf den Tisch, und es kam niemand.

„Das ist doch merkwürdig!" sprach er halblaut und stieß die nächste Tür auf, die nur angelehnt war.

Ein breiter, mächtiger Herd, in dem ein starkes Kohlenfeuer brannte, und auf dem mehrere große Kessel und Töpfe kochten und überkochten, erregte seine Aufmerksamkeit. Dieser Raum, der ebenfalls menschenleer war, war offenbar die Küche. Max Hanschkes Neugier wuchs. Er fand sich mit dem ihm eigenen Humor in die neue Situation und untersuchte den Inhalt der Kochgefäße. Die Kartoffeln waren ihm bekannt, aber auf Schrot und Kleie konnte er sich keinen Vers machen.

Sollte das vielleicht Viehfutter sein? dachte er und drang durch einen rundgewölbten Gang weiter nach hinten vor. Bald führten ihn ein paar Stufen abwärts. Es wurde dunkel. Irgendein unbestimmtes Schauergefühl überlief ihn. Er mußte unwillkürlich an einen Räuber-

roman denken, den er als Junge gelesen hatte, und in dem ein ganz ähnlicher Gang mit einer geheimnisvollen Falltür die Hauptrolle gespielt hatten. Er schloß die Augen und tastete sich mit den Händen vorwärts. Allerhand dumpfes Geräusch kam ihm entgegen. Ketten klirrten.

„Buh!" brüllte es plötzlich an seinem Ohr.

Er tat die Augen auf und sah sich im Dämmer des Kuhstalls.

„Herrjeses!" rief die Milchmagd, sprang auf und lief mit der vollen Gelte zur Kellertreppe. „Fräulein Liese, kommen Sie schnell, da ist ein feiner Herr im Kuhstall!"

„Nicht möglich!" rief es aus dem Keller heraus.

Max Hanschke stellte sich in Positur. Es kam jemand die Kellertreppe herauf. Sie mündete in den dunklen Gang, durch den er in den Kuhstall eingedrungen war. Ein Klappern von Holzpantoffeln, leicht und lustig anzuhören, erklang auf den steinernen Stufen.

Und so erschien Liese Peukert. Sie hatte um ihre blonden Flechten ein milchweißes Kopftuch geschlagen. Um ihre schlanke Gestalt straffte sich eine blauweiß gestreifte Schürze. Mit neugierigen, schalkhaften Blicken betrachtete sie den fremden Eindringling. Max Hanschke, der als geübter städtischer Gesellschaftsmensch nur einen ganz kleinen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren hatte, zog den Hut und riskierte sogar trotz der dazu wenig passenden Umgebung eine leichte Verbeugung.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein," sprach er, „aber mir ist es, als hätte ich schon einmal das Vergnügen gehabt, — beim vorletzten Fastnachtsball?"

„Sie täuschen sich, gnädiger Herr," gab sie ihm das Kompliment zurück, „das war meine Schwester. Ich mache mir aus Fastnachtsbällen nichts. Sie wollen gewiß zu meinem Bruder."

„Gewiß – freilich – natürlich!" stotterte Max Hanschke, ganz verwirrt über diese unerwartete Abfuhr. „Ich habe hier einen Brief vom Magistrat an Herrn Karl Peukert persönlich abzugeben."

„Geben Sie her!" rief sie ungeniert und streckte die Hand aus.

Ihre Art zu heischen war zwingend genug. Max Hanschke zuckte schon mit der Hand nach der Tasche. Allein die von seinem Vater ererbte Beamtendisziplin erwies sich als stärker.

„Nehmen Sie es mir nicht übel," bat er mit flehentlichem Augenaufschlag.

„I wo!" lachte sie offen. „Dann müssen Sie eben warten. Hoffentlich wird Ihnen die Zeit nicht lang. Mein Bruder ist auf dem Felde, und bis er heimkommt, kann es noch ein Weilchen dauern."

„Hm," machte Max Hanschke, „dann werde ich in einer halben Stunde wiederkommen."

„So war es nicht gemeint!" erwiderte sie, „ich kann mich leider nicht um Sie kümmern, weil ich alle Hände voll zu tun habe. Aber ich weiß einen Ausweg. Gehen Sie mal hinüber zum Großvater. Der freut sich immer, wenn er Besuch kriegt. Und wenn Sie ihm nicht die

Laune verderben, dann rückt er sogar mit einer Zigarre heraus."

„Oh," lachte Max Hanschke, „das sind ja freundliche Aussichten. Ich werde nicht verfehlen, mein möglichstes zu tun. Ich weiß ein paar prachtvolle Witze für alte Herren."

„Das lassen Sie lieber bleiben!" sagte sie und hob warnend den Finger. „Am besten ist, Sie lassen ihn reden und hören zu. Das mag er am liebsten."

Damit stieß sie die Kuhstalltür auf, daß das helle Tageslicht hereinflutete. Max Hanschke nahm die Gelegenheit wahr und hob den Blick, den sie ihm aus ihren dunklen Augen voll wiedergab. In diesem Augenblick kam Nero mit lautem Gebell um die Düngerstätte herum, offenbar in der schnöden Absicht, sein unterbrochenes Attentat an dem Eindringling zu vollenden. Aber er nahm davon Abstand, als Liese Peukert dem Fremden mit dem Warnefinger leicht auf die Schulter tippte und rief: „Schäm' dich, Nero, das hier ist ein guter Kerl. Marsch in die Hütte!"

Der Hund machte auf der Stelle kehrt, nachdem er Max Hanschke noch einen mißtrauischen Blick zugeworfen hatte.

Dem hatte das Tippen auf die Schulter außerordentlich wohlgetan. Er bedauerte nur, daß es nicht länger gedauert hatte.

„Woher wissen Sie denn, daß ich ein guter Kerl bin?" lächelte er sie an.

„Na!" gab sie beinahe schnippisch zurück. „Das steht Ihnen doch deutlich genug an der Nase geschrieben."

„So?“ machte er verblüfft und befühlte nachdenklich seine Nasenspitze, während Liese Peukert lachend im Kuhstall verschwand.

II

Der alte Peukert setzte sich, als er Max Hanschke über den Hof schrägen sah, aufrecht in seinen Lehnstuhl, in dem ihn die Gicht schon seit Jahren bald mehr bald minder gefangen hielt. Als es klopfte, rief er mit lauter Stimme: „Herein!"

Zaghaft tat sich die Tür auf, und Max Hanschke fühlte sich sofort von zwei hellen, stahlgrauen Augen, die unter weißbuschigen Brauen standen, überlegen gemustert.

„Kommen Sie nur her!" sagte der Alte freundlicher, als es sonst seine Art war. „Und geben Sie den Brief her."

„Den Brief?" stammelte Max Hanschke überrascht und fischte in seiner Ueberziehertasche herum.

„Ja, ja!" nickte der Alte lächelnd. „Eben den Brief vom Magistrat. Sie kommen doch von dort. Sind Sie nicht der Max, der Sohn vom alten Stadtsergeanten Hanschke? Wir kennen uns doch ganz gut. Ich hab Sie doch mal, als Sie noch ein kleiner Junge waren, bei den Ohren gekriegt, wie Sie mir die Birnen zinsten."

Da lachte Max Hanschke befreit auf. Ihm war dieses Jugenderlebnis längst entschwunden gewesen, und es

blieb ihm jetzt nur übrig, sich über das ausgezeichnete Gedächtnis des alten Bauern zu wundern.

„Wissen Sie noch!" schmunzelte der alte Peukert und machte eine bezeichnende Handbewegung. „Ihr Vater ist den Tag darauf bei mir gewesen und hat sich für die Haue bedankt. Das war ein ganzer Mann und ein ehrlicher Kerl. Damals hab' ich gleich gemerkt, daß aus Ihnen was Ordentliches werden wird. Und es ist ja auch was aus Ihnen geworden. Das freut mich."

Max Hanschke hatte unterdessen den Brief herausgezogen und las nun die Adresse laut vor: „An Herrn Karl Peukert, Wohlgeboren Gramkau." Erläuternd setzte er hinzu: „Ich habe den strikten Auftrag, den Brief in die Hände des Adressaten zu legen."

„Nu, ich warte schon drauf!" lachte der alte Bauer. „Ich heiße Karl Peukert, und in Gramkau wohne ich. Ob ich nun wohlgeboren bin, das überlasse ich dem lieben Herrgott."

„Fräulein Liese meinte soeben," versetzte Max Hanschke zögernd, „daß der Brief an Ihren Bruder gerichtet sei."

„Was so ein Mädel nicht klug ist!" sprach der Alte kopfschüttelnd. „Geben Sie nur her. Ich bring' es schon in Ordnung. Sie sollen keinen Schaden davon haben."

Da überreichte ihm Max Hanschke das Schreiben, das der Alte umständlich erbrach und aufmerksam durchlas, wobei er die welken Lippen aufwarf.

„Hehe!" grinste er endlich. „Da kann der Bürgermei-

ster aber lange warten, bis wir zu ihm kommen. Das können Sie ihm sagen."

„Ich werd' mich schön hüten!" platzte Max Hanschke heraus. „Ich habe persönlich mit der Sache nicht das Geringste zu tun."

„Nanu!" rief der Alte verwundert und schaute ihn groß an. „Sie gehören doch mit dazu. Oder sind Sie kein Magistratsschreiber mehr."

„O doch!" erwiderte Max Hanschke und zögerte plötzlich.

Seit der Unterredung mit Liese stand er dem Problem der Eingemeindung des Dorfes schon etwas anders gegenüber.

„Nun, ich sehe schon, Sie wollen keine Farbe bekennen!" meinte der Alte mißbilligend, wobei er sich die Hautfalten unter dem glattrasierten Kinne rieb. „Sie sind einer von den Leuten, die hübsch kuschen und keine Meinung haben. Sie sind eben ein Beamter."

„Oho!" begehrte Max Hanschke gekränkt auf. „Ich habe als Beamter auch eine Meinung."

„Sie sind aber so schlau, sie hübsch für sich zu behalten!" lachte der Alte grimmig.

„Durchaus nicht!" trumpfte Max Hanschke auf. „Und wenn Sie meine Meinung hören wollen."

„Immer heraus damit!" rief der alte Peukert gespannt.

„Ueber kurz oder lang kommt die Eingemeindung doch!" sprach Max Hanschke zaghaft, denn er wurde sich in diesem Augenblicke bewußt, daß er Lieses Ratschlag

den Alten reden zu lassen und ihm nur zuzuhören, nicht befolgt hatte.

„Was Sie nicht alles wissen!" rief der Alte erbost. „Wir lassen uns nicht überschlucken. Mag der Bürgermeister seine Kasernen auf den Ring bauen. Da ist noch genug Platz. Niemand kann uns zwingen, nicht mal der Kaiser."

„Davon ist ja gar nicht die Rede!" belehrte ihn Max Hanschke. „Vielleicht dauert es noch ein paar Jahre, vielleicht wird nur ein Teil des Dorfes eingemeindet."

„Keine Quadratrute geben wir her!" schrie der Alte erregt und schlug auf die Lehne seines Stuhles. „Wir wollen keine Städter werden. Wir können uns selbst regieren. Wir brauchen hier draußen keine Polizisten."

„Gewiß, gewiß!" versuchte ihn Max Hanschke zu begütigen. „Aber mit der Zeit können sich die Verhältnisse doch so ändern, daß sich in der Gemeindeversammlung eine Mehrheit für die Eingemeindung findet."

„Da können Sie lange warten!" lachte der Alte ingrimmig. „Bis zum jüngsten Tage meinethalben."

„Ein bißchen lange hin!" lächelte Max Hanschke und versuchte dem Gespräch eine neue Wendung zu geben. „Aber mir ist es schon recht. Mit meinem Gefühl bin ich ganz auf Ihrer Seite."

„Wirklich!" rief der alte Bauer sichtlich erfreut.

„Aber mein Verstand sagte mir," fuhr Max Hanschke mit der Gewissenhaftigkeit eines guten Beamten fort.

„Bleiben Sie mir bloß mit Ihrem Verstand vom Leibe!" polterte der Alte los. „Für Ihr bißchen Verstand

geb' ich keinen Dreier. Sie sind ja noch ganz grün hinter den Ohren. Sie mögen mir's übelnehmen oder nicht, aber in Ihren Jahren, da hat man eben noch nicht den richtigen Verstand. Halten Sie sich lieber an Ihr Gefühl, das scheint mir viel vernünftiger zu sein als Ihr Verstand."

„Sie mögen recht haben!" meinte Max Hanschke, und dachte dabei sehr lebhaft an Liese und ihren freundschaftlichen Rat.

„Mit uns wird der Bürgermeister keine Geschäfte machen!" fuhr der Alte triumphierend fort. „Mit uns nicht! Und wir nicht mit ihm. Wir sind keine Bodenspekulanten. Wir haben das nicht nötig. Wir haben Geld genug."

Max Hanschke nickte zustimmend. Schließlich hatte der alte Peukert genau so recht wie der Bürgermeister. Jeder vertrat seinen Standpunkt. Es kam eben auf die Machtprobe an.

In diesem Augenblick schlug die alte Seigeruhr sieben. Der Alte horchte auf, schaute ein Weilchen zum Fenster hinaus und schüttelte dann den Kopf.

„Mein Enkelsohn kommt nicht mehr!" meinte er dann. „Er wird wohl gleich in die Gemeindeversammlung gegangen sein. Bringen Sie ihm den Brief ins Blaue Roß zum Stickel, drei Höfe weiter."

Max Hanschke nickte und erhob sich auf der Stelle.

„Sie sind ein vernünftiger Mensch!" sagte der Alte und drückte ihm kräftig die Hand. „Wenn da drin in der Stadt alle so wären wie Sie, dann wär's schon zum Aushalten. Aber seit ihr den neuen Bürgermeister habt, ist rein der Teufel los. Der Mann kann keine fünf Minuten Ruhe

halten. Sie dürfen wieder zu Besuch kommen, Herr Hanschke. Und wenn Sie sich diesen Sommer alle Taschen voll Birnen stecken, ich kriege Sie nicht bei den Ohren. Da brauchen Sie sich nicht zu ängstigen."

„Also auf Wiedersehen, Herr Peukert!" sagte Max Hanschke und war draußen.

Nero empfing ihn mit mißtrauischem Geknurr und begleitete ihn bis zum Hoftor. Obschon sich Max Hanschke mehrmals umdrehte, bekam er Liese nicht mehr zu Gesicht.

Eilig schritt er die Dorfstraße hinauf. Das zweite Gehöft, das frühere Dominium des Dorfes, war Eigentum des Magistrats. Die Gebäude waren in keinem guten Zustande, auf dem Hofe lagen große Haufen alter Pflastersteine. Zwei rotlackierte Sprengwagen standen dabei. Nur ein einziger Arbeiter bewohnte das Gewese, das ebensogroß wie das Peukertsche Gut war, aber ganz ohne Leben dalag. Seit Jahren stand auf dem Stadtgut der landwirtschaftliche Betrieb still, die dazugehörigen Ländereien waren bisher an die Gramkauer Bauern verpachtet gewesen. Im vergangenen Herbst aber waren die Pachtverträge nicht erneuert worden. Das hing mit dem geplanten Neubau der Kasernen zusammen.

Hinter dem dritten Gehöft, das bedeutend kleiner war, stieß Max Hanschke auf das Blaue Roß des Gastwirts Stickel. Im Ausschank der Vorderstube traf er den Graukopf, wie er Bier in Gläser und Schnaps in kleine und größere vierkantige Flaschen füllte. Im Hinterzimmer

tagte die Gemeindeversammlung. Einige Nachzügler schoben sich noch hinter Max Hanschke herein.

Er wandte sich an den Wirt, der sofort bereit war, dem Gemeindevorsteher Bescheid zu sagen.

Nicht lange danach trat Karl Peukert, der jüngere, heraus. Er hatte eine hohe, aufrechte Gestalt. Blondes, kurzgehaltenes Haar lag über seiner breiten Stirn. Sein Gesicht war scharf geschnitten und seine Hände waren festgeformt. Ein dunkler, langschößiger Rock mit schwarzen Metallknöpfen umschloß seine straffe Figur. Seine Füße staken in langschäftigen, mit brauner Ackerkrume bedeckten Stiefeln.

Er sah wohl aus wie ein Bauer, näherte sich aber im Wesen und in der Sprechweise mehr dem Städter. In seinen hellblauen Augen war ein Zug von Härte und Trotz, als fürchte er, man könnte ihn einer Schwäche zeihen.

Der wird sich noch viel weniger eingemeinden lassen! dachte Max Hanschke und überreichte ihm das offene Schreiben mit der Erklärung, daß es der Großvater bereits geöffnet hätte.

„Danke!" sagte Karl Peukert kurz, doch nicht unfreundlich, überlas es flüchtig und steckte es wortlos ein.

Damit war Max Hanschke entlassen, und er stand in wenigen Augenblicken wieder auf der Dorfstraße. Lange überlegte er nicht. Der Abend war schön, die Luft lau, und die Sonne stand dicht am Horizont. Mitten hinein in ihre Glut führte die Straße. Max Hanschke verspürte nicht die geringste Lust, schon jetzt in das Düster der Stadt zurückzukehren und spazierte gemächlich das Dorf entlang, wobei

er sich seine eigenen Gedanken machte. Als Junge hatte er sich hin und wieder auf Gramkauer Gebiet herumgetrieben, denn nicht nur die saftigen Frühbirnen im Peukertschen Garten hatten ihn angezogen. Auch beim Vogelfranz, der am anderen Ende des Dorfes unter einem uralten, oftgeflickten Strohdach wohnte, hatte er vorgesprochen, um sich für seine Spargroschen einen Hänfling oder einen Zeisig zu kaufen.

So kam er, gemächlich durch den Straßenstaub schlendernd, an den dunklen, bereits geschlossenen Toren der Bauernhöfe, die alle auf der linken, höheren Straßenseite lagen, vorüber zum Dorfteich, der rechts lag und dessen abschüssiges Ufer gegen die Straße hin durch eine schnurgerade Reihe alter halbvertrockneter Spitzpappeln geschützt war. Am Ende des Teiches, dort, wo sich die Straße sanft zu einem kleinen Rinnsal senkte, lag, von einer grünen Dornenhecke umgeben, genau wie früher, das alte, hinfällige Fachwerkhäuschen, das noch immer mit Stroh gedeckt war, und dessen rissige Vorderfront zwei windschiefe Türen und zwei halbblinde Fensterchen zeigte.

Ob der Vogelfranz wohl noch lebt? dachte Max Hanschke, verließ die Straße und drang auf einem schmalen Fußpfad, der sich zum Abfluß des Teiches senkte, bis zur mannshohen Hecke vor.

Da hörte er plötzlich einen Vogel singen und lauschte gespannt auf die tiefen, lockenden Töne, die mit schmelzenden Trillern abwechselten.

„Guten Abend, Herr!“ machte sich da hinter der Hecke eine menschliche Stimme bemerklich, und ein Mann hinkte

heraus, der einen Stelzfuß hatte. Max Hanschke wußte sofort, wen er vor sich hatte.

„Guten Abend, Vogelfranz!“ rief er, und trat näher. „Wohnt Ihr noch immer in der alten Baracke. Ich dachte, die Bude wäre längst eingestürzt.“

„Nu freilich!“ erwiderte der Vogelfranz, und zog seine schäbige Mütze. „Ich wohn' noch immer hier. Es wohnt sich in dem Hause ganz schön. Das steht noch gut seine zwanzig Jahre und länger. Woher kennen Sie mich denn?“

Max Hanschke nannte seinen Namen.

„Hanschke?“ rief der alte Vogelsteller freudig überrascht. „Sie sind doch nicht etwa der Sohn vom alten Polizeisergeanten Hanschke?“

„Allerdings!“ bekannte Max Hanschke.

„Nu da, nu da!“ schrie der Vogelfranz ganz außer sich. „Da muß ich Ihnen was erzählen von Ihrem Vater, was Sie noch nicht wissen. Er hat mich nämlich einmal erwischt, wie ich drin in der Stadt auf der Promenade eine Nachtigall gefangen hatte. Das war ein verdammt guter Schläger, und ich hatte schon ein paar Tage auf ihn vigiliert. Wie ich ihn nun glücklich im Sacke hab', kommt Ihr Vater um die Ecke. Ausreißen kann ich nicht mit meinem hölzernen Bein. Da hatte er mich eben geschwinde beim Wickel und wollte mich auf die Wache bringen. Und nun kommt's. Es war nämlich morgens früh um fünfe. Und wir beide waren ganz allein. Er hat mich nämlich nicht auf die Wache gebracht, er hat sich meiner erbarmt, genau so wie der Herrgott sich über einen Sünder erbarmt. Ganz genau so! Ich hab' ihm nämlich alles haarklein erzählt,

wie das so mit meinem Vogelstellen gekommen ist. Wie ich schon als kleiner Junge vom Baume gefallen bin, als ich ein Stieglitznetz ausnehmen wollte. Die bauen nämlich immer weit draußen in die dünnen Aeste. Und so bin ich um mein Bein gekommen. Seitdem hat mich's nicht mehr losgelassen. Ich komm' nicht mehr von den Vögeln los. Und wenn ich einen seh', den ich noch nicht hab', dann muß ich ihn fangen. Und ich krieg' ihn auch. Es ist wie so eine fixe Idee. Und wie ich nun das alles Ihrem Vater erzähle, da wird seine Hand immer lockerer. Und endlich läßt er mich ganz los, wie ich ihn nun darum bettle. Vogelfranz, sagte er zu mir, du bist zwar ein Filou, aber ich hab' diesmal nichts gesehen. Erwisch' ich dich aber noch einmal, dann nimmt's ein schlimmes Ende. Seitdem bin ich nicht mehr über die Promenade gegangen. Sogar die Nachtigall hat er mir gelassen. Das war eine Seele von einem Menschen. Keinem Menschen hab' ich es erzählt. Und nicht mal bedanken hab' ich mich können. Denn bald darauf hat er sich das letztemal hingelegt und ist nicht wieder aufgestanden."

Max Hanschke konnte seine innere Bewegung nicht unterdrücken.

„So ein guter Mann war Ihr Vater!" fuhr der Vogelfranz fort. „Das haben Sie vielleicht gar nicht gewußt. Und daß ich seitdem nach Herzenslust Vögel fangen kann, das hab' ich ihm auch zu verdanken. Vogelfranz! hat er damals zu mir gesagt, wenn du das verdammte Vogelfangen einmal nicht lassen kannst, so mach doch eine Eingabe beim Landrat, der erlaubt es dir am Ende. Und

das hab' ich denn auf der Stelle getan. Unser Herr Lehrer hat mir's aufgesetzt, und der Herr Peukert, unser Gemeindevorsteher, hat für mich gutgesagt. Nun kann ich Vögel fangen, soviel ich will, in der ganzen Feldmark Gramkau und auch im Stadtwald, und der neue Oberförster, der mich nicht leiden mag, hat mir gar nichts zu sagen."

Der Vogel sang noch immer. Die beiden standen jetzt vor dem Fensterchen, und Max Hanschke schaute in die niedrige Stube, die hinten auch ein Fenster hatte. Rings an den Wänden und sogar an den Balken der Decke hingen kleine und größere Vogelkäfige.

„Sie schlafen schon alle!" flüsterte der Vogelfranz. „Wenn Sie sie sehen wollen, müssen Sie einmal bei Tage wiederkommen."

„Ist das die Nachtigall?" fragte Max Hanschke und wies auf das Fenster, woher die flötenden Töne kamen.

„Das ist eine Drossel!" erklärte der Vogelfranz. „Die Nachtigall ist mir im vorigen Herbst beim Hochwasser verunglückt. Sechs Jahre hatte ich sie. Bis hierher hat es damals gestanden."

Dabei wies er in die Mitte der untersten Fensterscheibe.

„Es läßt sich nichts dagegen machen. Ich wohn' halt doch gern in dem Hause. Ich schlaf' dann auf dem Dachboden und füttere die Vögel durch eine Klappe in der Decke. Ich laß sie solange frei in der Stube fliegen. Wenn Sie noch ein bißchen Zeit haben, dann können Sie meinen Sprosser zu hören kriegen. Vor dem muß sich die Drossel verkriechen."

„Ich hab' Zeit!" erwiderte Max Hanschke, steckte sich eine Zigarre an, gab dem Vogelfranz auch eine, die er mit großem Dank annahm, und dann setzten sie sich auf das niedrige Bänkchen neben der Haustür.

Eben ging hinter dem Stadtwald blutrot die Sonne unter.

„Nun passen Sie gut auf!" wisperte der Vogelfranz geheimnisvoll. „Gleich wird er loslegen. Das ist auch so eine Art Nachtigall, aber er ist hier sehr selten. Ich hab' ihn aus dem Weidenbusch drüben beim Stadtwalde. Der ist seine fünfzig Mark wert. Aber wenn Sie ihn haben wollen, Ihnen schenke ich ihn."

Ehe Max Hanschke antworten konnte, schluchzte es hinter der alten, blinden Fensterscheibe laut, tief und glücklich auf. Das Gesicht des lahmen Vogelstellers glänzte, seine Augen leuchteten, er verjüngte sich zusehends. Voll, süß und feierlich klangen die kräftigen, melodiereichen Strophen des Sprossergesanges. Max Hanschke lehnte den Kopf gegen die bröckelnde Lehmwand und schloß die Augen, um das Wunder zu genießen. Gegen diese Fülle, gegen diese reinen metallischen Töne, gegen diese seelenvollen Triller und Doppelschläge verblaßte der Gesang der Drossel zu einer Stümperei. Wohl eine Viertelstunde lang sang der Sprosser ohne Unterbrechung, und Max Hanschke merkte jetzt, daß die Nacht kühl wurde. Er erhob sich und drückte dem Vogelfranz dankbar die Hand.

„Hat's Ihnen gefallen?" flüsterte der, um den Vogel, der wieder zu singen anhub, nicht zu stören. „Ja, ja, so ein

Sprosser, das ist eine Freude. Mir geht so bald nichts darüber. Wollen Sie ihn nun haben?"

„Nein! Nein!" wehrte Max Hanschke gerührt ab. „Er ist bei Ihnen besser aufgehoben. Sie verstehen sich darauf. Wenn ich ihn hören will, dann komme ich wieder her."

„Das tun Sie nur!" rief der Vogelfranz glücklich, und humpelte neben ihm zur Straße zurück. „Und im Herbst, wenn die Vögel ziehen, dann müssen Sie einmal mit in den Wald kommen. Dann geh' ich mit dem Kauz auf den Fang. Drüben am Waldrand hab' ich eine Grube, da kriechen wir hinein. Da kann uns kein Mensch finden."

„Darüber läßt sich reden!" lächelte Max Hanschke und gab ihm noch einmal die Hand.

Dann ging er seines Weges, während der Vogelfranz zu seinem Häuschen zurückkehrte. Der Sprosser sang nicht mehr allein. Die taube Therese, die die andere Hälfte des Gramkauer Armenhauses innehatte, sang auch. Sie lag schon seit Monaten mit geschwollenen Beinen im Bett und sang jeden Abend den Choral: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende."

Immer nur die erste Strophe sang sie, die aber wohl zwanzigmal hintereinander. Sie sang mit Inbrunst, doch ohne musikalisches Gehör. Der Vogelfranz hielt gute Nachbarschaft mit ihr, kochte für sie, bettete sie um, machte ihr die nötigen Handreichungen, aber ihr Singen war ihm ein Greuel. Aergerlich stieß er die Tür ihres Stübchens auf, brachte seinen bartstoppelumrahmten

Mund an ihr linkes Ohr, auf das sie noch nicht völlig taub war, und schrie: „Halt's Maul! Der Sprosser singt!"

Da tat sie keinen Mucks mehr, soviel Respekt hatte sie vor ihrem Nachbar und seinem Sprosser.

Max Hanschke ging nicht durchs Dorf zurück. Ueber die Felder schritt er zum alten Hopfensack hinüber. Das war ein altes Fuhrmannswirtshaus an der Provinzialchaussee, die schnurgerade durch das ebene Gelände schnitt und in die rechts und links rechtwinklig die Feldwege mündeten. Max Hanschke trank ein Glas Bier und schritt dann gemächlich die Chaussee entlang auf die Stadt zu. Beim letzten Feldweg, der direkt auf das Peukertsche Gut zuführte, machte er halt. Es schien ihm gar nicht so unmöglich zu sein, daß Liese jetzt am Abend in dem Garten hinter der Scheune spazieren ging, wo er einst von dem alten Peukert auf dem Birnbaum erwischt worden war, und schon machte er linksschwenk und pirschte sich an den hohen Staketzaun heran. Er war für einen in allerlei Leibesübungen gewandten Menschen, wie es Max Hanschke war, nicht unübersteigbar. Nur der Gedanke an Nero ließ ihn etwas zögern.

Da aber sah er ein helles Kleid durch die dunklen Büsche schimmern. Mit einem kräftigen Klimmzug war er oben und ließ sich sachte an der anderen Seite niedergleiten. Er kam sich zwar wie ein Dieb vor, allein es war etwas in ihm, das ihn immer weiter vorwärts trieb. Am Birnbaum vorbei, der wohl Blüten aber noch keine Früchte trug, schlich er hinter dem Weinspalier, das lei-

der noch sehr durchsichtig war, bis zur Sommerlaube, wo die weißgekleidete Gestalt verschwunden war.

Plötzlich stand er wie angenagelt. Ein unsagbarer Schreck durchzuckte ihn. Das Herz stand ihm für einige Augenblicke still. Aus dem Dunkel der Laube hörte er eine harte, etwas näselnde Männerstimme, die ihm einigermaßen bekannt vorkam. Dann vernahm er sogar einen Kuß. Schon ballte er die Fäuste, um sich auf den vermeintlichen Nebenbuhler zu stürzen.

Doch da traten die beiden aus der Laube heraus, und seine Eifersucht verging auf der Stelle. Es war gar nicht Liese. Es konnte nur ihre Schwester sein. Den Mann aber, der bei ihr stand, erkannte er nicht, denn das Gesicht lag im Schatten seiner breiten Hutkrempe. Max Hanschke war es außerordentlich peinlich, das verliebte Paar belauschen zu müssen. Er konnte weder vor noch zurück, wollte er sich nicht entdecken lassen. Wohl eine halbe Stunde mußte er sich in Geduld fassen und mit Schrecken dachte er an die Familie Drenckhan, die ihn schon seit mindestens einer Stunde zum Skat erwartete.

Endlich trennten sich die beiden Liebesleute. Das Mädchen verschwand in dem dunklen Gang zwischen Scheune und dem Nachbarzaun, und der Mann eilte mit großen Schritten durch die nur angelehnte Seitenpforte des Gartentores.

Na, wenn ich das gewußt hätte! dachte Max Hanschke und machte sich ebenfalls davon. Hintereinander liefen sie den Schriemweg zur Chaussee hinüber, und bei der ersten städtischen Gaslaterne hatte Max Hanschke den Un-

bekannten eingeholt. Auf den ersten Blick erkannte er ihn, es war Alois Wollenberg, der Feldmesser am Kataster-amt. Er traf ihn zuweilen im Gesangverein. Einen guten Ruf hatte er nicht, er war in der ganzen Stadt als Schuldenmacher, Spieler und Herzbrecher bekannt.

„Guten Abend, Herr Wollenberg," sagte Max Hanschke so kordial als möglich, und zog bei der dritten Straßenlaterne den Hut.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte der andere ziemlich ärgerlich. „Sie spionieren wohl?"

„Sie haben doch kein schlechtes Gewissen?" lachte Max Hanschke vergnügt.

Ohne ihn einer weiteren Antwort zu würdigen, schlug Alois Wollenberg den Mantelkragen hoch und verschwand um die nächste Straßenecke. Max Hanschke sah ihm nach, legte den Finger an die Nase und setzte seine überlegteste Miene auf.

„Und der Mensch will mein Schwager werden?" sprach er halblaut und in sehr bedenklichem Tone vor sich hin.

Da schlug er sich plötzlich mit der flachen Hand vor die Stirn, er hatte unwillkürlich an Emilie Drenckhan denken müssen. Zwei Mädchen konnte er unmöglich heiraten. Also mußte er sich für eine von beiden entscheiden, und das fiel ihm keineswegs schwer. War er es sich nicht schuldig, aus eigener Kraft Magistratssekretär zu werden? Nur auf Grund seiner Tüchtigkeit, nicht aber durch die Verschwiegerung mit seinem Vorgänger!

Er zog die Uhr, es ging auf neun. Noch warteten

Drenckhans auf ihn, und er setzte sich pflichtschuldig in Trab und zog zehn Minuten später die Klingel an der Wohnungstür. Emilie öffnete ihm.

„So lange hat das gedauert?" rief sie spitzig. „Der Brief war wohl sehr schwer?"

„Schwer an den richtigen Mann zu bringen!" versetzte Max Hanschke, der Emilien gegenüber niemals auf den Mund gefallen war, und hing den Ueberrock an den Nagel.

In ihrer Begleitung trat er bald darauf ins Wohnzimmer, wo der Herr Magistratssekretär breitbeinig vor dem Tische saß und die Karten mischte.

„Guten Abend, Herr Hanschke!" sagte er, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen. „Wir warten schon eine ganze Stunde!"

„Es war mir leider nicht eher möglich!" rechtfertigte sich Max Hanschke mit eiserner Stirn und nahm die Karten auf. „Herr Peukert war auf dem Felde, und so mußte ich auf ihn warten."

„Da haben Ihnen wohl die beiden Landpomeranzen da draußen Gesellschaft geleistet?" meinte Emilie mit einem moquanten Lächeln.

„Leider nicht!" versetzte Max Hanschke betrübt. „Die eine ist übrigens ein sehr hübsches Mädchen!"

„Wollen Sie sich nicht mit ihr verloben?" versetzte Emilie sehr trocken.

Max Hanschke wußte darauf nichts zu antworten. Diese Frage, so berechtigt sie war, kam ihm doch gar zu unerwartet. Aber mit Emilie war er jetzt ganz fertig! Wie

Schuppen fiel es ihm von den Augen: so oft sie zusammenkamen, stets mußten sie miteinander zanken.

„Aber Emilie!" rief Frau Drenckhan empört und blickte von ihrem Strickzeug auf. „Du bist schon wieder ungezogen."

„Kreuzsolo mit Dreien!" rief der Hausherr, wodurch die schwüle Stimmung zerrissen wurde.

Max Hanschke spielte außerordentlich unaufmerksam. Gegen elf Uhr verlor er einen Grand mit Vieren, Schneider angesagt, und erkühnte sich daraufhin, die letzten drei Runden anzukündigen. Als er um halb zwölf nach Hause ging, begleitete ihn Emilie bis zur Tür.

„Sie haben es mir doch nicht übelgenommen?" fragte sie beinahe verschämt, und reichte ihm zum Abschied die Hand.

„Unsere Freundschaft verträgt schon einen Puff!" lächelte er und machte, daß er fort kam.

Als Emilie ins Zimmer zurückkehrte, hatte sie gerötete Augenlider.

„Kind, was hast du!" fragte die ewig besorgte Mutter.

„Kopfschmerzen!" erwiderte Emilie, wünschte gute Nacht und ging zu Bett.

„Das arme Kind!" seufzte Frau Drenckhan mit einem klagenden Augenaufschlag.

„Na, ich kann doch nichts dafür!" knurrte der Vater aufgebracht. „Ich kann ihm doch das Mädel nicht auf dem Präsentierteller hinreichen."

„Er ist zu dumm!" seufzte sie und legte ihr Strickzeug

hin. „Es hilft nichts, du mußt ihn mit der Nase darauf-
stoßen."

„Soll ich mir vielleicht einen Korb holen?" brummte
der Sekretär wütend und steckte sich die fünfte Skatzi-
garre an.

Er kannte sein Schicksal. Seine Frau würde ihm nicht
eher die wohlverdiente Ruhe lassen, bis Max Hanschke
angebissen hatte.

Der lag bereits im Bett und streckte seine Glieder.
Im Augenblick des Einschlafens dachte er noch einmal an
Emilie. Sie würde niemals die Hand auf seine Schulter
legen und sagen: Herr Hanschke, Sie sind ein guter Kerl!
Und dann dachte er an Liese Peukert und schlief mit einem
glücklichen Lächeln ein.

III

Der Himmelfahrtstag meinte es gut mit den Leuten und hatte ein rechtes Pfingstwetter mitgebracht. Jubelnd stiegen die Lerchen aus der sprossenden Saat in den reinblauen Himmel hinein. Die Arbeit im Dorfe ruhte. Dunkel gekleidete Gestalten, die Männer voraus, die Frauen hinterdrein, zogen die Dorfstraße herauf, durch die Gramkauer Vorstadt, auf die städtische Pfarrkirche zu, zu der das Dorf seit alters gehörte.

Auch Karl Peukert, der jüngere, trat an diesem Morgen festtäglich gekleidet aus seinem Hause, aber sein Ziel war nicht die Kirche, sondern der Friedhof, der drüben an der Chaussee lag und von dem daran grenzenden Stadtwalde durch einen langsam fließenden, aber hellen und klaren Tieflandbach getrennt war. Es war das zehntemal, daß Karl Peukert den Weg an diesem Jahrestage machte. Vor neun Jahren hatte er dort drüben Vater und Bruder zur Ruhe bestattet. Sie waren damals auf eine fröhliche Brautschau gefahren und tot heimgebracht worden. Man hatte aus Freude und nach altem Brauche scharf gezecht, die feurigen Rappen waren in der finsteren Nacht

durchgegangen, und so war das Unglück geschehen. Damals hatte Karl Peukert, der ältere, trotz seiner Gicht und trotzdem er schon zwölf Jahre im Auszug saß, den Hof wieder übernehmen müssen, bis Karl Peukert, sein zweiter Enkel, das Gymnasium und das Militärjahr hinter sich gebracht hatte. Mit dem Studieren war es unter diesen Umständen natürlich aus gewesen, und so war aus ihm ein Bauer geworden. Seine Mutter hatte er schon früher verloren. Sie war bei Lieses Geburt gestorben. Jetzt wohnte er mit Minna und Liese, seinen beiden Schwestern, allein in dem großen Herrenhause. Denn der Großvater saß wieder drüben im Altenteil.

In Karl Peukert, dem jüngeren, war ein Zwiespalt, den er keinem vertraute, nicht einmal seinem Großvater, mit dem er sonst alles besprach. Karl Peukert, der jüngere, wollte ein Bauer und nichts anderes sein, er betonte das in seinem Tun und Treiben bis auf den Schnitt der Kleidung, denn kaum ein anderer Mann in Gramkau trug den langschößigen Bauernrock wie er. Aber sein heimliches Fühlen war durchaus nicht bäuerisch, ihm fehlte der ungebrochene, zügellose bäuerische Trotz, der lieber zehn Prozesse verliert, als einen Taler gutwillig herausgibt. Es fehlte ihm die gesunde Lust am Einsammeln und Aufstapeln der Goldstücke, die Bedächtigkeit, die bis zur Hartherzigkeit gehen konnte, mit der seine Vorfahren im Laufe der letzten hundert Jahre ihr Vermögen verdoppelt, verdreifacht und verzehnfacht hatten, so daß ihm und dem Großvater fast das ganze Dorf zinste. Denn es war kein einziger Hof und keine Gärtner- oder Häuslerstelle

in Gramkau, die nicht mit einer Peukertschen Hypothek belastet waren. Karl Peukert hatte nur den einen festen Bauernstolz, im ernsten Kampfe dem widerwilligen Boden das Lebensbrot der Menschheit abzuringen.

In allen anderen Dingen fühlte er sich unsicher. Und darum ließ er keinen Tag vorübergehen, ohne bei seinem Großvater vorzusprechen und sich bei ihm in die innere Festigkeit zu holen, die ihm mangelte.

Und darum pochte er auch heute an die Türe des Alten. Der hatte ihn schon erwartet und blickte leuchtenden Auges auf. Denn dieser Junge war sein Stolz.

„Guten Morgen, Karl!“ rief er ihm entgegen. „Heute ist Himmelfahrt. Du willst zum Kirchhof. Ich gäb' was drum, wenn ich mit könnte. Aber die Beine wollen nicht mehr.“

„Was soll ich darauf antworten?“ fragte Karl Peukert den Alten und wies ihm den Brief des Bürgermeisters.

„Nichts!“ meinte der Großvater. „Wer was von dir will, der mag zu dir kommen.“

Das war bäuerisch gedacht. Karl Peukert zog die Stirne kraus.

„Antworten muß ich!“ erwiderte er. „Das verlangt die Höflichkeit.“

„Ach was!“ fiel ihm der Alte ins Wort. „Wir Bauern brauchen nicht höflich zu sein. Von uns verlangt das keiner. Wir lassen uns auf nichts ein.“

„Das schon!“ gab Karl Peukert zu. „Aber es ist, glaub' ich, besser, wenn man hört, was die Leute für Absichten haben.“

„Was brauchst du das erst zu hören!“ wies ihn der Alte unwirsch zurecht. „Das weißt du doch, was Gutes führen sie nicht im Schilde. Ueberschlucken wollen sie uns, wir sollen nicht einmal Kauz! dazu sagen. Oder willst du dich wirklich eingemeinden lassen?“

„Niemals!“ rief Karl Peukert entschlossen. „Was denkst du von mir? Aber antworten muß ich.“

„Na, schön!“ lenkte der Alte ein. „Du bist der Bürgermeister von Gramkau, und er ist der Schulze in der Stadt. Schreib' ihm meinethalben, er soll hier herauskommen, wenn er was von dir will.“

„Gut!“ sagte Karl Peukert befriedigt und steckte den Brief ein.

„Was war denn gestern abend in der Gemeindeversammlung los?“ forschte der Alte neugierig.

„Nichts von Belang!“ versetzte Karl Peukert. „Aber hinterher hat uns Rübenhack die Hypothek gekündigt.“

„Der Daus!“ fuhr der Alte auf. „Was soll denn das heißen? Wer gibt denn diesem Lumpen noch einen Pfennig Geld? Pass' auf, dahinter steckt was!“

„Vielleicht macht er Ernst mit dem Verkaufen!“ meinte Karl Peukert. „Die Gebrüder Stacker sollen noch immer darauf reflektieren.“

„Da kriegen wir noch eine Fabrik ins Dorf!“ rief der Alte ärgerlich. „Und eine ganze Fuhre Schulkinder dazu.“

„Wird sich nicht ändern lassen!“ versetzte Karl Peukert. „Dafür nehmen wir den Acker, wenn's so weit ist. Ich will schon aufpassen.“

Der Alte nickte nur und dachte nach. Es wurde stille zwischen den beiden. Nach einer Weile erhob sich Karl Peukert.

„Bleib' noch ein bißchen!“ bat der Alte.

Karl Peukert setzte sich wieder.

„Sieh mal, mein Junge,“ fuhr der Alte in wärmerem Tone fort, „du bist nun siebenundzwanzig Jahre, und ich denke, es wird Zeit, daß du dich nach einer Frau umsiehst, nach einer tüchtigen Bäuerin. Die beiden Mädel werden doch nicht lange mehr zu halten sein. Hübsch sind sie beide, und Geld haben sie auch, und dann bist du allein auf dem Hof. Ein Bauer ohne Weib, das ist ebenso dumm wie Ackerbau ohne Viehzucht. Die beiden gehören zusammen. Hast du denn noch gar nicht daran gedacht?“

„Offen gestanden, nein!“ versetzte Karl Peukert betreten.

„Aber ich!“ rief der Alte erfreut, „ich habe für dich gedacht, ich habe dir eine ausgesucht, und ich meine, du nimmst die Paula Griebsch aus Pogerau. Du kennst sie doch? Die paßt hier auf den Hof, ein tüchtiges Mädel, und Geld hat sie auch, und das muß nun einmal dabei sein.“

„Paula Griebsch?“ versetzte Karl Peukert nachdenklich. „Als kleines Mädchen hab' ich sie wohl einmal gesehen.“

„Na, siehst du!“ rief der Alte. „Ein hübsches Mädchen ist sie schon. Und das ist schließlich auch kein Fehler. Ich will mich mal hinten herum erkundigen.“

„Es hat keine Eile!" meinte Karl Peukert und erhob sich. „Die beiden Mädel sind ja noch da."

„Die will ich schon unterbringen!" versetzte der Alte lachend. „Die gehen weg wie die Butterbirnen. Verlaß dich drauf."

Karl Peukert erwiderte darauf kein Wort. Dem Städter in ihm widerstrebte die Auffassung des alten Bauern, der in der Ehe nur eine wirtschaftliche Angelegenheit sah.

Mit stummem Gruß verließ er den Hof und wählte den Weg hinter den Gärten, der am Ende des Dorfes zur Chaussee und zum alten Hopfensack hinüberführte. Tiefatmend schritt er dahin und setzte den Stock fest auf den Boden. Mit sachkundigen Blicken betrachtete er die langen Ackerstreifen, die sich schmal vom Dorfe bis zur Chaussee und darüber hinauszogen. Vor fünfzig Jahren, bei der Umlegung, war das ebene, gleichförmige Terrain der Gemarkung mit dem Lineal geteilt worden. Es war durchweg leichter Weizenboden, der nicht schwer zu bearbeiten war und bei einiger Liebe einen guten, nicht selten einen hervorragenden Ertrag lieferte. Die Peukertschen Saaten standen am besten. Hier wurde nach erprobten Grundsätzen gewirtschaftet und kein Taler unnütz gespart.

Die anderen Bauern blieben mit ihren Feldern mehr oder weniger dahinter zurück. Am schlimmsten sah es auf den Rübenhackschen Aeckern aus. Hier erkannte auch der Nichtsachverständige, daß der Besitzer alles andere für wichtiger hielt als die Bestellung seiner Felder. Rübenhack hatte dazu keine Zeit, er mußte in die Stadt fahren, im

Bräustübel sitzen und in den anderen Winkelkneipen, mußte Schulden machen, und wenn er heimkam, mit Frau, Kindern und Dienstboten zanken, wenn er sie nicht prügelte. Das war ein Bauer, mit dem es zusehends abwärts ging. Die unmittelbare Nähe der Stadt hatte ihn zu Fall gebracht.

Rüstiger schritt Karl Peukert aus und kam bald beim alten Hopfensack vorüber. Hinein ging er nicht zum großen Aerger des Wirts, der ihm aus dem Fenster nachsah. Allein Karl Peukert hatte viel zu ernste Gedanken, um das zu bemerken. Er dachte an die beiden Toten, die er besuchen wollte, und schritt gesenkten Hauptes fürbaß. Neun Jahre schon ruhten sie in der Erde, und er schritt noch immer aufrecht einher. Wo stand der Grenzstein seines Lebens?

Er erinnerte sich seines Vaters als eines raschen, strengen, etwas rechthaberischen Mannes. Karl Peukerts Liebe hatte mehr seiner Mutter gegolten, einer stillen, besonnenen, weit über ihren Lebenskreis gebildeten Frau. Der Großvater war eben deswegen mit der Heirat seines Sohnes nicht ganz einverstanden gewesen und hatte sich grollend zurückgezogen.

Und um des Andenkens an seine Mutter sträubte sich in Karl Peukert etwas gegen die geplante Verbindung mit Paula Griebsch. Er wußte zu genau, wie die Frauen aussahen, die nach dem Herzen des Großvaters waren.

Erst als er am Eingang des Friedhofs angelangt war, hob er den Kopf. Der stille Platz, den eine dichte, verwilderte Weißdornhecke umhegte, senkte sich nach hinten

zum Ufer des Baches, wo starke Erlenbüsche standen. Zwischen grünen, alten, verfallenen und frischen, erdfarbenen Gräbern schritt er zur Familiengruft der Peukert, die mit einem schmiedeeisernen Kettenzaun umfriedet war. Er trat herzu, las die Inschriften, tat seinen Hut herunter und sprach ein stilles Gebet. Eine tiefe Wehmut überkam ihn, stärker senkte er den Nacken wie unter einer schweren Last, so daß der Glanz der steigenden Morgensonne auf seinem hellblonden Scheitel lag. Dann ging er, ohne die Augen zu erheben, langsam um die Ruhestätte seiner Toten, entfernte hier und da einen Grashalm, bog ein paar Rosenranken zurecht, setzte den Hut wieder auf und trat auf den Hauptweg zurück.

In großen, frischgrünen Stufen stieg auf der anderen Seite des Baches das weite Vorholz des Stadtwaldes zum Hochbestand der Eichen und Buchen hinan.

Mitten im Ausgang stockte plötzlich sein Fuß. Ein städtisch gekleidetes Mädchen trat ihm unbefangen entgegen. Sie trug eine Ranke von Rosenknospen um ihren breitrandigen Sommerhut und schlug ihre samtschwarzen Augen bittend zu ihm auf. Sie war wohl einen ganzen Kopf kleiner als er. Ihre schlanke, zierliche Gestalt wurde von einem engen, duftig-gelben Gewand umhüllt, ihre kleinen Füße staken in glänzenden, hellbraunen Schuhen. In der Hand trug sie einen halboffenen, weißen Sonnenschirm.

„Bitte, mein Herr," sagte sie ganz munter, und lächelte dabei, „entschuldigen Sie meine Hilflosigkeit. Ich möchte zur Försterei und kann den Weg nicht finden. Sie

sind gewiß hier in der Gegend bekannt. Der Oberförster Seipel ist mein Onkel, und ich hatte die Absicht, ihn mit meinem Besuch zu überraschen. Aber ich finde mich nicht zurecht. In der Geographie war ich immer etwas schwach."

„So so!" erwiderte Karl Peukert, und sein Interesse an dem jungen Mädchen, das so frank und frei einen fremden Mann anzusprechen wagte, wuchs zusehends. „Also zum Oberförster wollen Sie?"

„Sie kennen ihn?" fiel sie ihm beglückt ins Wort.

„Wer wird den nicht kennen?" lächelte Karl Peukert, und trat auf die Mitte des Fahrdammes, wohin sie dicht auf dem Fuße ihm folgte, ohne dazu aufgefordert zu werden.

„Nach der Beschreibung," fuhr sie fort, „die man mir in der Stadt gemacht hat, kann ich mich nicht zurechtfinden. Und gar zu tief in den Wald hinein möchte ich mich auch nicht wagen."

Dabei schlug sie wieder ihre offenen Augen zu ihm auf. Karl Peukert wurde es warm ums Herz, an Paula Griebsch dachte er längst nicht mehr.

„Ich werde Sie ein Stück auf den Weg bringen!" sagte er schlicht und setzte den Stock an.

„Oh, das wäre ja reizend!" jubelte sie, und schon schritt sie wacker aus, um an seiner Seite zu bleiben.

Für die Unterhaltung brauchte er nicht zu sorgen. Sie gab sich ganz ungekünstelt, wie sie war, fragte nach allem möglichen und lachte dazwischen wie ein glückliches Kind.

„O entschuldigen Sie!" rief sie plötzlich, als käme sie zur Besinnung, und schlug sich mit der flachen Hand ganz

leicht auf den roten, blühenden Mund. „Am vielen Lachen erkennt man die Närrin. Aber dieser Wald ist so schön, um geradeswegs närrisch zu werden. Und meinen Onkel soll ich wiedersehen, diesen alten Bärbeiß, in den ich schon mit drei Jahren verliebt war. Sie sollen einmal sehen, wie der sich freut, wenn er mich wiedersieht. Und erst die gute Tante!"

„Das kann ich mir denken!" schmunzelte Karl Peukert in sich hinein, und machte den schüchternen Versuch, sich an des Onkels Stelle zu versetzen.

Er war gar nicht abgeneigt, die günstige Gelegenheit zu benutzen und dem Oberförster einen Besuch zu machen. Aber er besann sich doch eines anderen und blieb stehen, als der hohe, geweihgeschmückte Giebel des Forsthauses durch die Tannenwipfel grüßte.

„O nein, Sie müssen mit!" rief sie energisch.

Da ging er denn mit ihr bis ans Tor und stieß es auf. Sie konnten nun den weiten Hof der Försterei übersehen. In der Mitte stand der Oberförster Seipel und klopfte mit der Hundepeitsche einem braunen, krummbeinigen Dackel den Staub sehr derb aus dem Fell. Das ging nicht ohne Heulen und Gewinsel ab. Wie ein Pfeil schoß die Nichte auf ihren Onkel zu, entriß ihm die Peitsche und fuchtelte ihm damit ganz respektwidrig vor dem struppigen, graumelierten Schnurrbart herum.

„Margarete!" schrie er, umfaßte sie mit seinen mächtigen Armen und drückte sie an seine breite Brust.

Karl Peukert trat langsam näher.

„Bitte, stell' mich dem Herrn vor!" flüsterte sie dem

Onkel zu. „Er war so freundlich, mich hierher zu bringen. Ich hätte mich sonst verlaufen."

Kaum hatte der Oberförster Karl Peukert erkannt, brach er in ein lautes Gelächter aus. Als Nachbarn waren sie gute Bekannte.

„Mädel!" rief er, indem er dem unerwarteten Gaste die Hand drückte. „Ausgerechnet den reichsten Bauern aus Gramkau gabelst du dir auf. Alle Achtung, du hast eine großartige Witterung. Und unverheiratet ist er auch."

„Pfui!" rief sie empört und wurde rot. „Du hättest mit deiner ersten Taktlosigkeit wenigstens bis zum Frühstück warten können."

Dann nickte sie Karl Peukert dankend zu und verschwand im Hause, wo sie von der Tante zärtlich begrüßt wurde.

„Das ist mir eine!" lachte der Förster vergnügt hinter ihr drein. „Eine Schulmeisterin ist sie geworden. Hat der Mensch Worte? Würden Sie Ihre Kinder zu der in die Schule schicken?"

„Warum nicht!" erwiderte Karl Peukert. „Wenn ich welche hätte."

„Kommt alles noch!" tröstete ihn der Förster und packte ihn am Arm. „Und jetzt gehen Sie mit hinein. Mein Waldmann steht schon vor der Verandatreppe, Rute aufrecht. Das Signal, daß der Tisch gedeckt wird. Den Weichquark wollte er allein auffressen, daher die Prügel."

Karl Peukert ließ sich nicht lange nötigen, und setzte sich Margarete Dobisch gegenüber. Sie war gestern in

Breugnitz angekommen, ohne ihren Onkel davon benachrichtigt zu haben. Sonst hätte er sie sicher am Bahnhof erwartet. Morgen sollte sie zum ersten Male an der Höheren Mädchenschule unterrichten. Der Oberförster stellte sie jetzt beide sehr förmlich einander vor, wobei er ein vielsagendes Lächeln aufsteckte. Nun wußten sie endlich ganz genau, wer sie waren. Dann hieb der Onkel wacker in den Weichquark ein und füllte die vier Kümmelgläschen. Auch Margarete leerte das ihre, schüttelte sich schaudernd ob des scharfen Tropfens und stellte es mit einem kräftigen Klang auf den Tisch.

„Gehen wir nach dem Frühstück auf die Jagd?" rief sie und sah den Onkel herausfordernd an.

„Hat sich was!" lachte er sie aus. „Himmelfahrt und jagen. Weißt du dummes Mädel denn nicht, daß jetzt Schonzeit ist?"

„Aber Hirsche darf man doch schießen?" rief sie ganz verwirrt von seiner Zurechtweisung.

„Herrgott, Mädel, was bist du doch für eine blutdürstige Kreatur!" grinste der Onkel aus seinem struppigen Bart heraus. „Wenn du zu Pfingsten herauskommst, will ich mich erweichen lassen."

„Schön guten Morgen, Herr Oberförster!" rief da eine Stimme von der Straße herauf, die dicht unter der Veranda hinführte.

Der Oberförster beugte sich über das Geländer. Da stand der Vogelfranz und lachte fast ein wenig boshaft in die Höhe.

„Du verdammter Vogelsteller!" schnauzte der Förster

und drohte mit dem Frühstücksmesser hinunter. „Du kommst wohl hier vorbei, um mir den Appetit zu verderben! Aber ich werde dir schon das Handwerk legen.“

Darauf drehte er sich wieder herum und schenkte sich aus Aerger einen neuen Kümmel ein.

Margarete Dobisch war inzwischen an die Brüstung getreten und musterte neugierig den alten Vogelfänger.

„Haben Sie wirklich was gefangen?“ fragte sie ihn und wies auf das kleine Säckchen, das der Alte in der Hand trug und in dem es verdächtig zappelte.

„Nu freilich, schönes Fräulein!“ grinste der glücklich. „Ich werd' doch nicht umsonst in den Wald laufen. Zwei Gimpel, drei Stieglitze und fünf Hänflinge, lauter junge Vögel.“

„Quatsch!“ knurrte der Förster, und goß den Kümmel mit einem Wuppdich hinunter. „Himmelfahrt gibt's noch keine jungen Vögel. Das muß ich besser wissen. Alles Flausen und faule Ausreden.“

„Was wollen Sie denn damit machen?“ fragte sie neugierig.

„Ich mach' sie zahm und laß sie singen!“ versetzte der Vogelfranz. „Und zum Herbst verkauf' ich sie. Jetzt darf ich keinen verkaufen.“

„Aber verschenken dürfen Sie sie doch?“ forschte sie begierig.

„Wollen Sie sie vielleicht haben?“ fragte er argwöhnisch zurück.

„Für ein gutes Trinkgeld!“ rief sie und zog sofort einen Taler aus dem Portemonnaie.

„Warum nicht?" meinte der Vogelfranz vergnügt, nahm den Taler und übergab ihr vorsichtig den Beutel mit den gefiederten Sängern.

„So eine Verrücktheit!" brummte der Förster, indem er den dritten Kümmel genehmigte.

„Was wollen Sie denn mit den Vögeln machen?" fragte Karl Peukert.

„Das!" lachte sie ausgelassen, öffnete vorsichtig das Säckchen, und schnurr! schnurr! schnurr! kehrten die geängstigten Gefangenen aus dem engen, finsteren Behältnis in die goldene, sonnige Freiheit zurück.

Dann warf sie das Säckchen dem Alten hinunter.

So eine Verrücktheit! dachte der und trollte sich davon.

„Der Kerl wird mich noch zum Denunzianten machen!" brummte der Oberförster.

„Sie werden den armen Menschen doch nicht anzeigen!" legte sich Karl Peukert für seinen Ortsangehörigen ins Mittel. „Auf die paar Vögel kommt es doch wirklich nicht an. Es ist das einzige Vergnügen, was er hat. Und ein Krüppel ist er doch auch."

„Weil Sie's sind, will ich ihn ungeschoren lassen!" versprach der Oberförster und stieß mit ihm an.

An diesem Tage kam Karl Peukert, der sonst die Pünktlichkeit selbst war, eine ganze Stunde zu spät zum Mittagessen. Liese schaute ihn wortlos und verwundert an, nur Minna war ärgerlich, da das Promenadenkonzert, das sie besuchen wollte, schon angefangen hatte.

Karl Peukert aber war sehr zerstreut und stellte heim-

lich Vergleiche an zwischen Paula Griebsch, die er kaum kannte und die der Großvater für ihn ausgesucht hatte, und Margarete Dobisch, die zu ihm, dem Bauern, so ganz und gar nicht paßte.

IV

Karl Peukerts Antwort auf die Einladung des Bürgermeisters lief Freitag morgen auf dem Rathause ein. Der Erste Bürgermeister Bielau erbrach das Schreiben und überflog hastig die wenigen Zeilen.

„Sie haben angebissen!" rief er erfreut.

Der Zweite Bürgermeister, der dabei stand, rieb sich schmunzelnd die Hände.

„Also, lieber Kollege," fuhr der Erste Bürgermeister fort, „setzen Sie doch gleich die Antwort auf. Der Unterzeichnete nimmt die freundliche Einladung des Gemeindevorstandes an und wird sich in einer demnächst anzuberaumenden Gemeindeversammlung gestatten, persönlich die Vorteile klarzulegen, die die Eingemeindung des Dorfes Gramkau in den Stadtbezirk Breugnitz für beide Teile nach sich ziehen wird. Dann bringen Sie mir das Schreiben zur Unterschrift und lassen es expedieren wie das vorige."

Der Zweite Bürgermeister wollte fort, aber ein Blick des Ersten bannte ihn an seinen Platz.

„Es ist also sicher," fragte er, „daß der alte Peukert das ganze Dorf in der Tasche hat?"

„Unzweifelhaft!" bestätigte der andere eifrig. „Der Bauer Rübenhack ist mit den Gebrüdern Stacker inzwischen einig geworden. Aber das ist nur eine Stimme."

„Die anderen werden nachkommen!" tröstete ihn der Erste Bürgermeister. „Das Dorf steht auf dem Sterbeetat, für uns geradezu ein Gebot der Menschlichkeit, den Prozeß zu beschleunigen. Außerdem müssen wir in den nächsten Tagen mit dem Bau beginnen. Wenn die Gramkauer erst sehen, daß wir nicht locker lassen, werden sie schon klein beigeben, bis auf die beiden Peukert. Die müssen überstimmt werden."

Der Zweite Bürgermeister nickte, und huschte lautlos ins Nebenzimmer an seinen Schreibtisch, um den Brief aufzusetzen, denn der Erste Bürgermeister hatte sich mit einem scharfen Ruck des Kopfes zu seinen Akten zurückgewandt, die den Titel „Umgehungskanal" trugen. Es war dies ein großartiges Kanalprojekt, das die Fernhaltung des durchgehenden Schiffsverkehrs und des Hochwassers von der Stadt bezweckte.

Währenddessen herrschte im Sekretariat, wie immer um diese Zeit, märchenhafte Stille. Emil Drenckhan hielt sein Mittagsschläfchen, und Max Hanschke ging seinen Gedanken nach. Die liefen, bei seinen Jahren kein Wunder, kreuz und quer und im Kreise herum, kamen aber schließlich immer wieder auf die Richtung, die nach Gramkau wies.

Da war zunächst der Fall Wollenberg, der ihn den

ganzen Himmelfahrtstag über beschäftigt hatte. Daß dieser Feldmesser verschiedene Schlechtigkeiten auf dem Kerbholz hatte, davon war Max Hanschke schon lange überzeugt gewesen. Um sich aber Gewißheit zu verschaffen, war er heute morgen auf der Polizeiabteilung gewesen und hatte sich unter der Hand nach einigen Akten erkundigt. Und wie er suchte, fiel ihm wie von ungefähr ein dicker Band mit der Aufschrift Alois Wollenberg in die Hände. Was er da schwarz auf weiß zu lesen bekam, überstieg seine schlimmsten Befürchtungen bei weitem. Zwar hatte Alois Wollenberg weder silberne Löffel gestohlen noch einen Raubmord begangen, aber sonst war eine sehr reichliche Blütenlese von allerhand Delikten vorhanden. Im übrigen war er durch eine Strafversetzung nach Breugnitz verschlagen worden.

Und der Mann wollte Liese Peukerts Schwager werden! Kaum war Max Hanschke mit seinen Gedanken bei Liese angelangt, wuchs seine Sehnsucht, sie wieder zu sehen, schier ins Unerträgliche.

Felsenfest stand sein Entschluß, heute abend nach Gramkau hinauszugehen, um sein Glück zu versuchen. Was dieser Alois Wollenberg konnte, das konnte er auch. Vielleicht kam dieses Mal statt Minna, Liese in den Garten.

Da erwachte Emil Drenckhan, rieb sich die wasserblauen Augen, die gerötete Nase und schaute sich verwundert um. Allmählich kam ihm zum Bewußtsein, wo er sich befand, und er begann schon nach seinem abgegriffenen Federhalter zu schielen. Allein er ließ ihn vorerst lie-

gen. Schon zu lange schlug er sich mit seiner väterlichen Pflicht herum, Emilie unter die Haube zu bringen. Nun wollte er den ersten Vorstoß wagen. Es war ihm nämlich eben ein guter Gedanke gekommen, wie die Sache am besten einzufädeln sei.

„Herr Hanschke!" sagte er beinahe zärtlich und legte sein Gesicht in würdevolle Falten. „Ich möchte ein Wort im Vertrauen mit Ihnen sprechen."

„Ehrt mich außerordentlich!" erwiderte Max Hanschke und legte die Feder hin.

„Nämlich!" fuhr der Sekretär fort und schluckte irgend etwas hinunter, was ihn offenbar beim Sprechen gestört hatte. „Ich glaube, mit meiner Gesundheit steht es nicht am besten."

Das sagte er, ohne zu erröten und ohne mit der Wimper zu zucken, obschon er regelmäßig nach Schluß der Bureaustunden seine vier Abendschoppen genehmigte und noch niemals einen Arzt nötig gehabt hatte.

„O weh!" entfuhr es Max Hanschke. „Wo fehlt es Ihnen denn?"

„Das Herz!" versetzte der Sekretär elegisch. „Es will nicht mehr so recht. Ich werde dieses Jahr wohl einen längeren Erholungsurlaub nehmen müssen, vielleicht muß ich sogar nach Nauheim."

„So schlimm steht es?" fragte Max Hanschke ernstlich besorgt. „Aber ich habe Ihnen noch nie etwas angemerkt."

„Das ist bei Herzkrankheiten immer so!" seufzte Emil Drenckhan gebrochen und fuhr sich kraftlos über

die Glatze. „Aeußerlich merkt man es den Leuten nicht an, aber innerlich, da sitzt es. Ich werde also Urlaub nehmen, jedenfalls einen längeren Urlaub nehmen müssen, sechs bis acht Wochen, denke ich, und da brauche ich hier einen Vertreter."

Max Hanschke schwieg, weil er sich absolut nicht erklären konnte, worauf hinaus der andere wollte.

„Sie kommen dabei natürlich in erster Linie in Frage," fuhr Emil Drenckhan nach einer längeren Kunstpause fort, „und wenn ich Sie empfehle, dann ist die Sache so gut wie gemacht, trotzdem Sie eigentlich noch zu jung sind, ein bißchen sehr jung für diesen Posten, und darum meine ich, Sie müssen etwas dagegen tun."

„Herr Drenckhan!" rief Max Hanschke, der sich durch diese Aussichten durchaus geehrt fühlte. „Seien Sie versichert, ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht."

„Davon bin ich fest überzeugt," erwiderte der Magistratssekretär, „das ist sozusagen selbstverständliche Voraussetzung. Ich meine vielmehr, Sie sollten einmal zeigen, daß Sie das Leben von der ernsten Seite nehmen."

„Tue ich das nicht?" fragte Max Hanschke, aufs höchste verwundert.

„Wer kann das so genau wissen!" fragte der andere zurück. „Sie müssen es beweisen. Sie müssen es den Leuten direkt vor Augen führen. Wie habe ich es denn gemacht? Ich habe ganz genau so angefangen wie Sie, in diesem Bureau als Schreiber, man hat sofort Vertrauen zu mir gefaßt. Aber das ganz richtige Vertrauen

ist erst gekommen, als ich mit dem Leben Ernst machte und eine Familie gründete."

Jetzt war an Max Hanschke die Reihe, nicht rot zu werden und nicht mit der Wimper zu zucken, denn jetzt wußte er endlich, woher ihn dieser Wind anwehte.

„Hm!" machte er verlegen und hielt in Gedanken die Bilder von Emilie Drenckhan und von Liese Peukert dicht nebeneinander. „So ein folgenschwerer Schritt will wohl überlegt sein."

„Na freilich! Das versteht sich!" rief Emil Drenckhan voller Freude, mit seiner Aufklärungsarbeit endlich an den springenden Punkt gekommen zu sein. „Uebers Knie darf man so was nicht brechen! Aber man soll es auch nicht auf die lange Bank schieben. Jung gefreit, hat niemand gereut! Ein Junggeselle ist überhaupt nur ein halber Staatsbürger, und halbe Staatsbürger taugen nicht zu Beamten."

Max Hanschke begannen die Ohren zu glühen.

„Also mein lieber, junger Freund!" fuhr Emil Drenckhan fort und legte beide Hände bekräftigend auf den Schreibtisch. „Sie werden mein Vertreter und, will's Gott, auch mein Nachfolger, denn Sie haben das Zeug dazu. Sie kennen die Materie, haben eine gute Handschrift und verfügen über die nötige diplomatische Geschicklichkeit, sowohl nach unten wie nach oben."

Jetzt begannen Max Hanschke die Ohren zu sausen. Er fühlte, nun kam die Entscheidung, die er seit der Begegnung mit Liese Peukert am liebsten auf den jüngsten Tag verschoben hätte. Es ging auf Biegen oder Brechen,

nur die einzige schwache Hoffnung hatte er noch, daß sein Vorgesetzter unmöglich deutlicher werden konnte. Allein Emil Drenckhan hatte alle Hemmungen überwunden, er focht für seine häusliche Ruhe, für sein Kind und für sein Amt, das er einem tüchtigen und vertrauenswürdigen Nachfolger hinterlassen wollte.

„Wenn ich nun in Nauheim bin," schloß er seine Aussprache und faltete ergeben seine Hände, „meine Frau und meine Tochter kann ich leider nicht mitnehmen, das würde zu sehr ins Geld laufen, da hoffe ich denn, daß Sie mich nicht nur hier im Bureau vertreten werden. Vor allem Emilie, das arme Kind, lege ich Ihnen hiermit besonders warm ans Herz, sie hat nämlich eine unglückliche Liebe, und vorgestern, als Sie weggingen, hat sie sogar geweint."

Jetzt wurde Max Hanschke blaß und mußte seine zitternden Hände auf den Schreibtisch stützen. Nun fühlte er seine Schuld, nun erst erkannte er, wie ungehörig es war, als junger, unverheirateter Mann in einer Familie zu verkehren, wo eine erwachsene Tochter war, ohne die Absicht zu haben, sich mit ihr in absehbarer Zeit zu verloben.

Emil Drenckhan wartete nun gespannt auf Max Hanschkes Antwort. Aber sie kam noch immer nicht. Max Hanschke scheute sich ebensoviel vor dem „Nein" wie vor dem „Ja". Sagte er ja, stand morgen früh seine Verlobung in der Zeitung, und dann kam sie auch Liese Peukert vor Augen. Sagte er nein, war seine Karriere verpfuscht.

Jetzt kommt's! dachte Emil Drenckhan freudig. Jetzt kann er nur das eine sagen: Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter!

Aber das sagte Max Hanschke nicht, er brauchte vor der Hand überhaupt nichts zu sagen, denn in demselben Augenblick, als er den Mund öffnete, sprang die Tür auf, und der Zweite Bürgermeister schoß herein, einen fertig gefalteten und versiegelten Brief in der Hand.

„Sie werden dieses Schreiben sofort nach Gramkau bringen," schnauzte er Max Hanschke an, der nach diesem Briefe griff wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm. „Wieder persönlich abzugeben an den Gemeindevorsteher Karl Peukert, aber sputen Sie sich."

Schon hatte Max Hanschke seinen Hut in der Hand.

„Verzeihung, Herr Bürgermeister!" ließ sich da Emil Drenckhan vernehmen. „Könnte der Brief nicht von einem Schreiber aus der Polizeiabteilung besorgt werden, wir haben hier noch eine sehr wichtige und eilige Sache zu erledigen."

„Wichtigere und eiligere Sachen als die Eingemeindung von Gramkau gibt es augenblicklich nicht!" entschied der Bürgermeister kategorisch und fuhr hinaus.

„Auf Wiedersehen!" rief Max Hanschke zurück und folgte ihm auf dem Fuße.

Der kommt mir schon wieder! dachte Emil Drenckhan und griff zum Federhalter.

Max Hanschke aber lief, als wenn sich sämtliche Stadtpolizisten an seine Fersen geheftet hätten. Nicht einen einzigen Blick warf er zurück, nur vorwärts stürmte

er, in der Richtung auf Gramkau zu. Aber anstatt durch die Vorstadt lief er die Chaussee hinaus. Soweit kannte er Emilie Drenckhan, wenn sie vorgestern abend geweint hatte, so hatte sie sich sicher etwas eingebildet, wozu er ihr keine direkte Veranlassung gegeben hatte. Je weiter er die Stadt hinter sich ließ, um so kühler vermochte er über die Sache zu denken. Die Reise nach Nauheim war nur eine Finte. Und schon war Max Hanschke entschlossen, falls Emil Drenckhan morgen wieder auf die Sache zu sprechen kam, so dumm zu tun, wie nur irgend möglich, und in aller Seelenruhe zu versprechen, während der geplanten Badereise den verlassenen Frauen ein treuer Berater und Beschützer zu sein. Wenn aber Emil Drenckhan danach noch deutlicher zu werden sich vermaß, so wollte er ihm klipp und klar eine Absage erteilen, selbst auf die Gefahr hin, sofort unter die letzten Soldschreiber auf dem Polizeibureau hinabgestoßen zu werden. Mit keinem Schritt aber wollte er das Haus wieder betreten, um Emilie nicht noch unglücklicher zu machen, als sie womöglich schon war.

Da wandte er sich dem Dorfe zu, um seinen Auftrag und seinen Entschluß, Liese Peukert auf jeden Fall wiederzusehen, auszuführen. Gleichzeitig konnte er die Gelegenheit wahrnehmen, Alois Wollenberg auf die Finger zu klopfen. Denn dazu fühlte er sich als zukünftiger Schwager von Minna Peukert geradezu verpflichtet.

Um diese Zeit saß Karl Peukert bei seinem Großvater. Sie sprachen über den Stand der Saaten, über die Getreidepreise, über die Eingemeindung und auch

über den Neubau des Armenhauses, wofür sich leider noch immer keine Mehrheit in der Gemeindeversammlung finden wollte. Zuletzt brachte der Alte die Rede auf Paula Griebsch.

„Willst du den ersten oder zweiten Feiertag hinüberfahren?" fragte er den Enkel.

„Ich habe mir die Sache überlegt," versetzte Karl Peukert nachdenklich. „Ich möchte es noch aufschieben. Solange Liese und Minna hier auf dem Hofe sind, hat es ja keine Eile, und verheiratet sich Paula Griebsch inzwischen anderswo, so ist es eben, scheint mir, auch weiter kein Unglück."

„Da hab' keine Angst!" lächelte der Alte verschmitzt. „Ich hab' schon hingeschrieben, die Sache kommt in Ordnung."

Karl Peukert griff sich an den Halskragen, es war ihm, als staute sich da plötzlich sein Blut.

„Und die Mädels," fuhr der Alte vergnügt fort, „für die hab' ich mich auch schon umgesehen. Schick' sie nur herüber, ich möchte mal mit ihnen reden."

„Großvater!" sprach Karl Peukert und erhob sich beinahe schwerfällig. „Was plagst du dich damit auf deine alten Tage?"

„Eben weil ich alt bin!" erwiderte der Alte eifrig. „Ich muß für euch sorgen, ich muß wissen, in was für Hände ihr kommt, und ich weiß ganz genau, was ihr braucht. Du mußt eine tüchtige Bäuerin haben, so eine, wie die Liese ist, nur ein bißchen stetiger und gesetzter, und die Minna muß einen schneidigen Kerl haben, der bei

den Husaren gedient hat, so einen, mit dem sie sich sehen lassen kann, und die Liese muß so einen richtigen schweren Bauern haben, den sie sich ziehen kann."

„Mit der Liese mag's stimmen!" versetzte Karl Peukert zögernd.

„Und mit der Minna auch und mit dir erst recht!" trumpfte der Alte auf. „Bei dir ist die Sache am schwersten, du hast zu viel im Kopf, mehr als für einen Bauern gut ist. Ich hätte dich nicht aufs Gymnasium geschickt. Aber ich hatte ja damals hier auf dem Hofe nichts zu sagen. Fahr' nur nach Pogerau und sieh dir mal die Paula Griebsch an."

„Ich will dir die Mädel schicken!" sagte Karl Peukert nach einer Weile und ging hinaus.

Bald darauf kam die Liese mit schnellen Tritten über den Hof.

„Na, Großpapa, was ist los?" rief sie schon in der Tür. „Was hast du auf dem Herzen?"

„Setz' dich mal!" erwiderte er und wies auf den Stuhl. „Ich muß mit dir ein ernstes Wort reden."

„So?" machte sie überrascht. „Das fängt ja gut an. Was habe ich denn verbrochen? Vor dir habe ich immer ein schlechtes Gewissen!"

„Laß die Faxen!" wehrte der Alte ab und runzelte die Stirn. „Nimm dich lieber ein bißchen zusammen. Alt genug bist du dazu. Du bist nun vergangenen Dezember neunzehn Jahre geworden und bist ein großes und starkes Mädel. Hast du schon einmal ans Heiraten gedacht?"

„O gewiß!“ rief sie vergnügt. „Schon öfters!“

„Hast du vielleicht schon einen, den du magst?“ forschte der Alte lauernd.

Da schüttelte sie nur den Kopf und schwieg.

„Also du hast keinen?“ fuhr der Alte befriedigt fort. „Aber ich hab' einen, der für dich paßt, und für die Minna hab' ich auch einen. Warum kommt sie nicht?“

„Sie wird wohl auf ihrer Stube sein,“ versetzte Liese nachdenklich und schlug plötzlich die Hände zusammen. „Aber dann bist du ja der reinste Heiratsvermittler, Großpapa!“

„Nun freilich!“ erwiderte der Alte geschmeichelt. „Ich tu' alles für euch, wenn du's nur einsiehst!“

„Da hast du wohl auch schon eine Frau für Karl!“ rief sie sehr interessiert.

Da nickte der Alte gravitätisch.

„Wie heißt sie denn, wie sieht sie aus?“ rief sie in einem Atem.

„Das werde ich dir nicht auf die Nase binden!“ meinte der Alte, beinahe ärgerlich über den falschen Weg, den ihre Neugier nahm. „Willst du nicht lieber wissen, wen ich für dich ausgesucht habe?“

„Nun ja!“ rief sie ergeben. „Warum nicht? Aber das eine sag' ich dir, wenn er mir nicht gefällt, dann nehme ich ihn nicht.“

„Er wird dir schon gefallen!“ sagte der Alte gewichtig. „Das ist einer, der zehn Mädel an jedem Finger haben kann. Reich ist er, und ordentlich ist er, er trinkt

nicht, er spielt nicht, einen schönen Hof hat er, und wirtschaften tut er für dreie."

„Kenn' ich ihn denn?" fragte sie.

„Du wirst ihn wohl nicht kennen," meinte er. „Aber ich kenn' ihn. Ich habe seinen Vater gekannt und seinen Großvater, ich weiß, was für ein guter Kern in der Familie steckt. Wenn du nur willst, dann schreibe ich ihm, daß er zum Besuch kommt."

„Ich hab' nichts dagegen!" erklärte sie freimütig. „Ansehen kostet ja nichts."

„Du bist ein vernünftiges Mädel, Liese!" rief der Alte befriedigt. „Du faßt das Ding von der rechten Seite an. Und nun geh und sag' der Minna, sie soll mal herüber kommen, du kannst ihr ja sagen, um was es sich handelt. Oft läßt sie sich sowieso nicht bei mir sehen."

Eilfertig sprang sie über den Hof. Bald darauf pochte sie bei Minna an. Die stand vor dem großen Spiegel, um ihre Toilette zu beenden. Minna war viel zierlicher und etwas kleiner als Liese, obschon sie über ein Jahr älter war. In wenigen Wochen erreichte sie ihre Mündigkeit, und längst lebte sie ihr Leben für sich. Ihr ganzes Sinnen und Trachten stand nach der Stadt. Als ihr Liese den Wunsch des Großvaters mitteilte, fertigte sie Minna kurz ab mit den Worten: „Ich muß ins Konzert."

„Aber Minna, sei doch nicht so!"

„Laß mich!" rief Minna ärgerlich und stampfte mit dem Fuße auf. „Ich hab' wirklich keine Sekunde übrig. Hake mir lieber das Kleid zu."

Und Liese, die gute, gehorchte.

Minna fragte nun etwas gnädiger, was der Alte wolle.

„Ach denk' doch!" lachte Liese heraus. „Verheiraten will er uns alle drei, auch Karl."

„Meinetwegen!" gab Minna trocken zurück. „Ich bin bereits versorgt, ich verlobe mich nächstens."

„Oh!" rief Liese und machte ganz runde, verwunderte Augen. „Mit wem denn?"

„Mein Bräutigam heißt Alois Wollenberg!" erklärte sie stolz. „Er ist Feldmesser und hat eine glänzende Karriere vor sich."

„Wie lange kennst du ihn denn schon?" fragte Liese beinahe entsetzt.

„Ungefähr seit Neujahr," erwiderte Minna leichthin.

„Und da hältst du solange hinterm Berge?" rief Liese fast gekränkt. „Ist es denn wirklich und wahrhaftig wahr?"

„Es wird mich niemand davon abhalten!" erklärte Minna rund heraus. „Am allerwenigsten der Alte da drüben. Und nun geh und mach mir was zum Abendbrot zurecht."

Erregt eilte Liese in die Küche, wo sie der Magd Anweisung gab, den Tisch zu decken. Dann lief sie zum Großvater hinüber, dem sie alles, was ihr Minna soeben erzählt hatte, haargenau berichtete.

Merkwürdig gefaßt nahm der Alte die Nachricht auf.

„Alois Wollenberg?" fragte er grollend. „Den Namen will ich mir merken. Nach dem Menschen werde ich mich erkundigen. Und es wird sich ja bald herausstellen,

ob er deine Schwester oder mein Geld meint. Das mag ein schönes Konzert sein, in das sie heute geht. Natürlich muß es so ein windiger Beamter sein, mit zehn Vorgesetzten."

„Aber er kann doch ein ganz anständiger Mensch sein," wagte Liese einzuwerfen.

„Ein anständiger Mensch geht durch die Vordertür!" belehrte sie der Alte. „Du wirst mir das nicht antun, Liese!"

Dabei streichelte er ihr zärtlich den runden, vollen Oberarm.

Just in diesem Moment kam Max Hanschke durch das Hoftor und wurde von dem wütend knurrenden Nero empfangen. Zu Leibe aber ging er ihm nicht. Unter vorsichtigem Lavieren drang Max Hanschke bis zur Kuhstalltür vor. Hier kam ihm die Magd mit einer leeren Mistgabel entgegen. Er fragte nicht nach Herrn Peukert, sondern schlankweg nach Fräulein Liese.

„Da drüben ist sie!" sagte die Magd und wies mit der Gabel auf das Auszughaus.

Der alte Peukert machte jetzt das Fenster auf und winkte.

Und als Max Hanschke in die kleine Stube trat, stand er Liese gegenüber.

Aber er hatte doch die Geistesgegenwart, zuerst den Alten zu begrüßen.

„Sie kommen mir wie gerufen!" sagte der und wies auf den Stuhl. „Setzen Sie sich. Kennen Sie einen

gewissen Alois Wollenberg? Er soll Feldmesser auf dem Katasteramt sein."

„Flüchtig!" nickte Max Hanschke und wiegte vielsagend den Kopf.

„Was wissen Sie von ihm?"

„Hm!" machte Max Hanschke mit einem Blick auf Liese.

„Geh hinaus, Mädel, geh hinaus!" rief der Alte eifrig. „Es kommt vielleicht was, was nicht für deine Ohren gut ist."

Sie gehorchte ohne Widerrede.

„Ein Lump ist er?" rief der Alte triumphierend, als die Tür ins Schloß fiel, und packte Max Hanschke am Handgelenk. „Der Kerl ist ein Lump. Hab' ich recht?"

„Es kommt ganz darauf an," wollte sich Max Hanschke aus der Affäre ziehen, „was Sie darunter verstehen."

„Sie wissen was von ihm!" rief der Alte und ließ nicht locker. „Immer heraus mit der Sprache. Sie werden mich schon nicht beschwindeln. Sie nicht!"

Da blieb Max Hanschke nichts anderes übrig, als nach und nach mit der Wahrheit herauszurücken. Danach war Alois Wollenberg bestenfalls ein Lebemann mit sehr viel noblen Passionen. Er trank, er spielte, hatte Schulden und war an drei verschiedenen Orten verurteilt worden, Alimente zu zahlen, was er aber nie gutwillig tat. Die Folge davon war, daß sein Gehalt immer auf Monate hinaus gepfändet war.

„So ein Lump! So ein kompletter Lump!" stieß der Alte heiser heraus. „Dem will ich das Handwerk le-

gen. Ins Konzert will sie, zu dem Lumpen. Aber das soll sie nicht. Geben Sie mir mal den Stock aus der Ecke da. Ich muß ihr ins Gewissen reden."

Max Hanschke beeilte sich, ihm zu Willen zu sein, holte den dicken Eichenstock mit der abgegriffenen Elfenbeinkrücke aus der Ofenecke und legte ihn in die Hand des Alten.

„Kommen Sie!" rief er und stellte sich auf seine schmerzenden Füße, wobei er sich mit der rechten Hand auf den Stock, mit der linken auf Max Hanschke stützte.

Langsam und steifbeinig ging es Schritt für Schritt über den Hof. Seit Jahren zum ersten Male machte der Alte den Gang. An der Haustreppe, die fünf Stufen hatte, hielt er an, Max Hanschke fühlte, wie der alte Körper vor Schmerz bebte und zuckte, trotzdem hielt sich der Alte aufrecht wie ein Baum und wich nicht vom Platze.

Da sprang auch schon die Tür auf, und Minna im modischen Kostüm stand in der Oeffnung.

„Minna!" schrie der Alte und hob drohend den Stock. „Daß du mir nicht in die Stadt gehst zu dem Lumpen, dem Alois Wollenberg. Und wenn sich der Lump hier auf dem Hofe sehen läßt, dann hetz' ich den Hund auf ihn. Keinen Pfennig kriegst du von mir, wenn du nicht von ihm läßt. Lieber werf' ich mein Geld in die Oder."

Mit glühenden Wangen stand sie da, die Hände geballt, die Zähne zusammengebissen. Sie hatte auch den Peukertschen Trotz.

„Ich gehe doch!" rief sie, sprang die fünf Stufen her-

unter und war zum Tore hinaus, ehe sich's die beiden versahen.

„Minna!“ schrie der Alte noch einmal und schlug mit dem Stock auf die Stufen. „Hier bleibst du!“

Aber sie kehrte nicht zurück.

„Laufen Sie ihr nach!“ keuchte er, zu Max Hanschke gewandt. „Passen Sie auf, daß ihr nichts passiert. Was stehen Sie noch da! Soll ich ihr vielleicht nachlaufen?“

In diesen Worten lag ein so schmerzlicher Ernst, daß Max Hanschke den Brief in die Hände des Alten legte und Minna unverzüglich nacheilte.

„Liese!“ hörte er den Alten noch rufen, „Liese, komm, hilf mir hinüber!“

Schon in der Gramkauer Vorstadt hatte Max Hanschke Minna eingeholt.

„Gnädiges Fräulein,“ sprach er und zog höflich den Hut, „entschuldigen Sie bitte meine Aufdringlichkeit, aber ich fühle mich verpflichtet, Sie aufs nachdrücklichste vor diesem Menschen zu warnen.“

„Wie kommen Sie dazu!“ rief sie aufs äußerste empört und blieb stehen.

„Ich halte es für meine Menschenpflicht!“ erwiderte er mit gesenktem Nacken und hielt den Hut noch immer in der Hand.

„Sie sind ein Lügner!“ zischte sie ihn an. „Machen Sie, daß Sie fortkommen.“

Damit wandte sie ihm den Rücken und ließ ihn stehen. Er zuckte mit den Achseln, setzte den Hut auf und folgte ihr in großer Entfernung bis zum Konzertlokal, an des-

sen Eingang sie von Alois Wollenberg mit bezaubernder Liebenswürdigkeit in Empfang genommen wurde. Er hatte im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht seine langjährigen, erfolgreichen Erfahrungen.

Sie wird schon zur Besinnung kommen! dachte Max Hanschke und ging nach Hause.

Liese aber wachte bis Mitternacht und seufzte wie befreit auf, als sie Minna endlich heimkommen hörte.

V.

Als Max Hanschke am nächsten Morgen ins Bureau trat, war ihm doch etwas schwül zumute, obschon er sich gegen einen Ueberfall von seiten seines Vorgesetzten hinreichend gewappnet fühlte.

Der erschien stets eine halbe Stunde später als sein Assistent und saß jetzt noch am Frühstückstisch, seiner Frau gegenüber, die sich Mühe gab, ihm die neuesten Verhaltungsmaßregeln einzuprägen.

Emilie, die hinausgeschickt worden war, horchte an der Tür.

„Bis jetzt ist noch nichts verloren," meinte Frau Drenckhan, „aber sei nur vorsichtig, daß du ihn nicht kopfscheu machst. Solche jungen Leute, und besonders in dem Stadium, sind außerordentlich empfindlich."

„Mumm!" machte Emil Drenckhan, biß umständlich von seiner Frühstückssemmel ab und nahm einen Schluck Kaffee. „Ein bißchen verschüchtert war er wohl, er hat förmlich gezittert, als er dahinter kam, worauf ich hinaus wollte, und wenn uns der Zweite Bürgermeister nicht in die Quere gekommen wäre, könnte ich heute morgen

schon die Verlobungskarten bestellen. Da muß ich halt deutlicher werden."

„Um Gottes willen nicht!" rief Frau Drenckhan ängstlich. „Du hast deine Schuldigkeit getan, für das übrige laß nur Emilie sorgen. Lade ihn nur für heute abend um acht Uhr ein. Das genügt. Für das Weitere bin ich da — und Emilie!"

Emil Drenckhan ging aufs Bureau, zufrieden, daß die unangenehme Sache für ihn so gut wie erledigt war.

„Guten Morgen, Herr Drenckhan!" rief Max Hanschke sehr beflissen und schrieb eilig weiter.

„Guten Morgen, mein Lieber!" versetzte der Sekretär jovial, hing seinen Hut an den Nagel und trat an Max Hanschkes Pult. „Wie war's gestern in Gramkau?"

„Wie soll's gewesen sein!" erwiderte Max Hanschke achselzuckend und ließ sich nicht weiter stören.

Emil Drenckhan setzte sich an seinen Platz und räusperte sich dreimal sehr umständlich.

„He!" meinte er, über Max Hanschkes grundlosen Eifer einigermaßen erstaunt. „Wir sind ja gestern in einer sehr interessanten Unterhaltung gestört worden. Was wollten Sie übrigens sagen, als der Bürgermeister hereinkam?"

„Ich?" versetzte Max Hanschke, als sei er eben aus den Wolken gefallen, und legte die Feder hin.

„Na!" meinte Drenckhan gutmütig. „Es wird Ihnen schon wieder einfallen. Wie ist es übrigens heute abend mit einem Skat, so gegen acht?"

„Heute abend?" fragte Max Hanschke und kratzte sich hinterm Ohr. „Heute abend geht's auf keinen Fall. Wir haben Generalprobe im Gesangverein, und da darf ich nicht fehlen."

„Schade!" knurrte Emil Drenckhan und ließ den Kopf hängen. „Und morgen haben wir schon Sonntag."

„Und Montag ist Stadtverordnetensitzung!" fügte Max Hanschke hinzu, froh, seine Galgenfrist verlängert zu sehen. „Dann können Sie wieder nicht."

„Und Dienstag hat Emilie ihren Lesezirkel!" setzte Emil Drenckhan die Ueberlegung fort.

„Mittwoch und Sonnabend habe ich wieder Gesangverein!" rief Max Hanschke mit erhobener Stimme. „Donnerstag muß ich zu meiner Tante, die hat Geburtstag. Komme ich nicht, so enterbt sie mich. Freitag ist Sitzung der Wohnungskommission. Und die Pfingsttage bin ich von morgens bis abends besetzt, denn ich bin auch in der Festkommission und in der Empfangskommission. Also müssen wir den Skat wohl bis nach Pfingsten vertagen."

„Was ich allerdings sehr bedauere!" vollendete Emil Drenckhan seufzend.

Zeit gewonnen, alles gewonnen! dachte Max Hanschke und rieb sich in Gedanken die Hände.

Den Geburtstag der Tante hatte er sich glatt aus den Fingern gesogen, die Sitzung der Wohnungskommission, bei der er als Schriftführer fungierte, beruhte auf Wahrheit.

Den ganzen Morgen war Drenckhan mürrisch, knurrte

und raunzte in einem fort, und Max Hanschke konnte ihm nichts recht machen.

Das wird noch schlimmer werden! dachte er, nahm sich aber vor, mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit allen Launen seines Vorgesetzten zu trotzen.

Er atmete erst auf, als die Bureauzeit zu Ende war. Mit flüchtigem Gruße stürmte er hinaus, lief eine Stunde lang auf der Promenade rund um die Stadt herum und wäre um ein Haar durch die Vorstadt nach Gramkau abgeschwenkt, wenn ihn nicht die Rathausturmuhr mit dröhnenden Schlägen an seine Gesangvereinspflichten gemahnt hätte. Hastig eilte er heim, aß etwas und machte, daß er in die Langnersche Brauerei kam, wo das Vereinslokal war.

Sein Zuspätkommen, das vom Kassierer satzungsgemäß mit einem Groschen gepönt wurde, versuchte er durch um so kräftigeres Wirken im ersten Tenor wieder gut zu machen. Ihm gegenüber im zweiten Baß stand Alois Wollenberg und schleuderte ihm in jeder Pause Blicke zu, die alles andere, nur keine Liebe und Freundschaft verrieten. Erst gegen Schluß der Probe bemerkte Max Hanschke diesen neuen Widersacher, kam aus dem Text und warf das ganze Finale um. Der Vereinsdirigent und Organist der Stadtkirche, der in seinen jüngeren Jahren Theaterkapellmeister gewesen war, fluchte darüber, wie man es einem festangestellten Kirchenbeamten kaum zutrauen durfte, und der ganze zweite Teil mußte wiederholt werden.

Max Hanschke setzte sich darauf mit ein paar Bekann-

ten hinter das Bierglas, und sie sprachen von den Witterungsaussichten für das Sänger-Gaufest, das Pfingsten in Breugnitz stattfinden sollte.

Plötzlich stand Alois Wollenberg vor ihm, steif und regungslos, als hätte er einen Ladestock verschluckt, und rief über den Tisch mit schnarrender Stimme: „Herr Hanschke, ich habe mit Ihnen ein Wort zu reden."

Auch der noch! dachte Max Hanschke, hob den Kopf und sagte: „Bitte!" Obschon er ihn heimlich zu seinen drei unehelichen Schwiegermüttern verwünschte.

„Ich muß mit Ihnen unter vier Augen sprechen!" stieß der aufgebrachte Feldmesser heraus.

Da rückte Max Hanschke den Stuhl zurück und folgte, mit dem halbgefüllten Bierglas in der Hand, seinem Feinde, der schnurstracks auf das menschenleere Billardzimmer zusteuerte, wo eine einsame Gaslampe brannte. Diskret zog Max Hanschke die Tür hinter sich zu und suchte an der Ecke des Billards eine Deckung.

„Wie kommen Sie dazu, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?" schrie Alois Wollenberg wütend und hob beide Fäuste.

„Sie wollen mich examinieren?" meinte Max Hanschke trocken und hob das Bierglas. „Ich habe dazu nicht die geringste Lust."

„Sie haben mich bei einer Dame auf das gründlichste mißkreditiert!" schnob Alois Wollenberg, und seine Hände flogen. „Herr, Sie sind ein Verleumder!"

„Nur immer sachte!" sagte Max Hanschke und setzte das Bierglas hin.

Die erste Wut war verraucht, und ein Angriff vorerst nicht mehr zu befürchten.

„Sie wollen mir die Dame abspenstig machen!" sprudelte Alois Wollenberg heraus. „Aber das wird Ihnen nicht gelingen."

„Was Sie wohl denken!" wies ihn Max Hanschke zurück, den diese ganz unbegründete Eifersucht einigermaßen belustigte. „Ich habe nicht die geringsten Absichten."

„Dann ist es eine komplette Niederträchtigkeit, eine Gemeinheit!" schnob der andere und ballte wieder die Fäuste.

„Es wundert mich nicht," erwiderte Max Hanschke ernst und machte dabei eine sehr entschiedene Miene, „daß Sie das, was ich für meine Menschenpflicht hielt, für niederträchtig und gemein halten. Ihr Vorleben beweist, daß Sie diese Dinge schon öfter miteinander verwechselt haben. Ich muß Sie also dringend ersuchen, etwas gemäßigtere Töne anzuschlagen, sonst drehe ich Ihnen den Rücken und lasse Sie hier stehen wie einen dummen Jungen."

„Was wissen Sie von meinem Vorleben?" röchelte Alois Wollenberg und schnappte nach Luft.

„Hoffentlich alles!" entgegnete Max Hanschke. „Und das genügt hinreichend, um mir die Pflicht aufzuerlegen, die betreffende Dame vor Ihnen zu warnen."

„Woher wissen Sie es?" stöhnte Alois Wollenberg vernichtet.

„Nehmen Sie an, ich hätte einen Freund an Ihrem

letzten Wirkungsorte!“ wich Max Hanschke vorsichtig aus, außerdem meldete sich schon bei ihm das Mitleid. „Daß Sie von dort hierher strafversetzt worden sind, ist ja wohl stadtbekannt. Ich hoffe, damit ist das Examen zu Ende.“

„Bleiben Sie, um Gottes willen, bleiben Sie!“ jammerte Alois Wollenberg mit erstickter Stimme und hielt ihn fest. „Werden Sie mein Freund, helfen Sie mir! Sonst muß ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen! Wenn Sie keine Absichten auf die Dame haben, welches Interesse haben Sie dann, mich bei ihr schlecht zu machen. Ich bin wirklich nicht so schlecht, wie Sie denken.“

„Na, schön!“ meinte Max Hanschke, der gegen seine angeborene Gutmütigkeit nicht ankonnte. „Wenn Sie wirklich ein anständiger Kerl werden wollen, dann kann ja noch alles gut werden. Nur das eine wundert mich, daß Sie noch immer im Amt sind. Dreimal kurz hintereinander strafversetzt werden, das ist allerhand.“

„Ich habe einen Onkel in Berlin,“ gestand Alois Wollenberg aufatmend, „der hat einen hohen Posten bei der Regierung, und der hat mich bisher gehalten. Aber wenn ich mich hier nicht irgendwie rangiere, dann bleibt mir nichts übrig als die Kugel, und Sie tragen die Schuld!“

„Na, na!“ beruhigte ihn Max Hanschke und nahm sein Bierglas wieder in die Hand. „So eilig brauchen Sie es nicht zu haben. Zurücknehmen kann ich natürlich nichts.“

„Aber abschwächen!“ schlug Alois Wollenberg vor.

„Das müssen Sie wohl selbst besorgen!“ versetzte Max Hanschke um einen Ton schärfer. „Werden Sie doch endlich ein anständiger Kerl!“

„Das will ich!“ rief Alois Wollenberg mit Emphase und streckte Max Hanschke die Hand hin. „Ich danke Ihnen, mein Freund. Sie sind mein Retter.“

Max Hanschke kam die Sache reichlich theatralisch vor, aber er nahm doch die dargebotene Hand und verabschiedete sich.

Als er ins Bett kroch, dachte er: Auf dieser krummen Welt ist alles möglich. Warum soll Alois Wollenberg nicht ein anständiger Mensch werden können?

Der alte Peukert aber war durchaus entgegengesetzter Meinung und beriet sich an diesem Abend mit seinem Enkel, der über die Absicht seiner Schwester, sich mit solch einem übelbeleumdeten Menschen zu verbinden, höchlichst erschrak.

„Sie findet nicht mehr den Weg zu mir!“ klagte der Alte. „Sie kommt nicht herüber. Sie ästimiert mich nicht, sie denkt, was versteht so ein alter, abgelebter Großvater vom Leben. Nun mußt du mit ihr reden, auf dich hört sie vielleicht. Wir müssen ihr den Kopf zurechtsetzen. Sie darf den Lumpen nicht nehmen.“

Karl Peukert sah ein, daß etwas geschehen müsse, und ging zu Minna hinüber. Sie hatte noch Licht in ihrem Zimmer, saß auf dem Sofa und weinte leise.

Als Karl eintrat, fuhr sie sich mit dem Taschentuch rasch über die geröteten Lider.

„Minna!“ bat er sie. „Tu mir den Gefallen und geh zu Großvater hinüber!“

„Ich will aber nicht!“ rief sie und wandte sich von ihm weg.

„Aber Minna!“ bat er dringender. „So nimm doch Vernunft an.“

„Ich bin vernünftiger als ihr alle!“ stieß sie heraus und knüllte ihr Taschentuch zusammen. „Ich weiß schon, was ihr wollt. Aber ich nehme ihn doch, und wenn ihr alle dawider seid. Und was mir der Großvater erzählen will, das weiß ich lange, er hat mir alles gestanden.“

„Alles!“ fragte Karl Peukert betroffen.

„Jawohl, alles!“ rief sie und stützte das Kinn auf die Hand. „Er war früher ein bißchen leicht, und er hat eine Menge Schulden. Aber deswegen ist er noch lange kein Lump. Ich hab' Geld genug, seine Schulden zu bezahlen. Ich will einen flotten Mann haben und keinen Duckmäuser, wie du einer bist.“

„Mehr hat er dir nicht gestanden?“ fragte er sie ruhig.

„Gewiß!“ fuhr sie auf. „Aber das sind alles Lappereien. Er ist schon ein paarmal strafversetzt worden, weil er gewohnt ist, seinen Vorgesetzten die Wahrheit zu sagen. Aber das hebt ihn nur in meinen Augen.“

Karl Peukert schüttelte langsam den Kopf.

„Großvater weiß noch mehr von ihm!“ sagte er sehr ernst.

„Mag er!“ erwiderte sie verächtlich. „Es ist alles Lug und Trug.“

„Minna!“ sprach er nochmals. „Du hast Angst.“

„Vor dem Großvater!“ rief sie und sprang auf. „Daß ich nicht lach'. Und jetzt geh ich gerade hinüber!“

Der Bruder trat beiseite und gab ihr den Weg frei.

Ohne anzuklopfen stürzte sie in die dunkle Stube des Alten. Ganz von Atem war sie.

„Na Mädel,“ begrüßte sie der Großvater freundlich, „da bist du ja endlich.“

„Was weißt du von ihm!“ stieß sie heraus. „Es sind alles Lügen.“

„Immer langsam, Minna!“ sprach der Alte. „Wir wollen das alles im Guten abmachen.“

„Er hat mir alles gestanden!“ rief sie und kämpfte mit den aufsteigenden Tränen. „Aber ein Lump ist er nicht.“

„Hat er dir auch gestanden,“ fragte der Alte langsam und mit Betonung, „daß er schon drei Mädel kreuzunglücklich gemacht hat und in der Schande hat sitzen lassen. Alle drei sind zum Gericht gelaufen. Wenn's nicht wahr ist, dann kann er mich auf Beleidigung verklagen. Ich hab' einen Zeugen, auf den ich mich verlassen kann.“

Minna wurde blaß und rot. Vor Schreck und Scham fand sie keine Worte. Nur die Tränen konnte sie nicht länger zurückhalten.

„Hat er dir das auch gestanden!“ rief der Alte und reckte sich trotz der Schmerzen in seinem Lehnstuhl höher auf.

Und da siegte bei Minna der alte Peukertsche Trotz.

„Ja!" stieß sie heraus, und dann begann sie zu schluchzen.

„Und trotzdem willst du ihn nehmen?" fragte der Alte verwundert.

Sie nickte nur und preßte das Taschentuch vor das Gesicht.

„Da ist meine Macht zu Ende!" sprach der Alte fassungslos. „Da bin ich zu Ende mit meinem Latein. Das kann ich nicht verstehen. Du rennst ja mit offenen Augen in dein Unglück. Denn das bilde dir nicht ein, daß sich so ein Mensch ändert. Was ein Lump ist, das bleibt ein Lump."

„Großvater!" schrie sie empört und sprang auf. „Du sollst ihn nicht schimpfen."

„So weit ist es schon!" lächelte er bitter und nickte mit dem weißen Kopfe. „Also geh nur, heirate ihn. Je eher du Hochzeit machst, um so eher wirst du kuriert. Dann wirst du schon wieder deinen alten Großvater finden."

„Warum quälst du mich so!" schluchzte sie auf. „Ich will ja gar nichts von dir."

„Heut' nicht und morgen auch nicht!" erwiderte er ruhig. „Aber übermorgen wirst du kommen und um Geld betteln. Denn bei so einem Menschen wird dein Mutterteil nicht lange anhalten."

„Er hat mir versprochen," begann sie stockend.

„Papperlepapp!" schnitt er ihr kurz das Wort ab. „Was hat er wohl alles den drei Mädels versprochen, die er ins Unglück gestürzt hat?"

Heftiger rannen ihre Tränen.

„Immer heul'!“ sagte er ohne Härte. „Es wird nicht das letztemal sein, daß du um den Mann heulst.“

„Willst du denn gar nichts von ihm wissen?“ schluchzte sie.

„Ich bin kein Unmensch!“ sagte er noch sanfter. „Wenn du ein ganzes Jahr um den Mann nicht zu heulen brauchst, ein ganzes Jahr, Minna, das ist eine lange Zeit, dann magst du ihn hierher bringen, dann will ich ihm die Hand geben.“

„Großvater!“ rief sie glücklich, haschte nach seiner rechten Hand und beugte sich zu ihm nieder.

Er fühlte, wie ihre Tränen darauf rannen.

„Minna!“ fuhr er leiser fort und streichelte ihr zärtlich das wellige Haar. „Wenn du aber zuviel weinen mußt, dann komm' schon eher wieder, keiner von uns wird dir ein böses Wort geben. Wir meinen es ja alle gut mit dir.“

Da erhob sie sich, nachdem sie ihn leise auf die Hand geküßt hatte und schlich hinaus. Wohl eine Stunde lag sie im Bett wach und weinte leise vor sich hin.

Liese, die bald darauf zu Bett gehen wollte und deren Zimmer nebenan lag, hörte es und kam im Nachthemd herein.

„Was ist dir denn, Minna?“ fragte sie ängstlich.

„Ach Liese,“ seufzte Minna und schlang ihre Arme um sie. „Du bist doch die einzige, die nichts Schlechtes auf ihn sagt.“

„Ich kenne ihn doch gar nicht,“ erwiderte Liese. „Wo hast du ihn denn eigentlich kennen gelernt?“

„Auf dem letzten Sylvesterball!“ erwiderte Minna und küßte sie auf beide Wangen. „Nun geh, leg dich schlafen, es wird schon alles gut werden. Nur diesem Max Hanschke werde ich es anstreichen. Denn der hat die ganze Klatscherei aufgebracht.“

„Max Hanschke heißt er?“ lachte Liese. „Was für ein komischer Name.“

Dann ging sie zu Bett und löschte das Licht. Und da sie sich von früh bis spät in Küche, Keller und Stall redlich müde gewirtschaftet hatte, schlief sie sofort ein, während Minna noch lange wach lag und erst gegen Morgen einen unruhigen Schlummer fand.

Emil Drenckhan aber und seine Frau waren an diesem Abend übereingekommen, Max Hanschke die Pfingstwoche ruhig als Bedenkzeit zu gewähren, ihn währenddessen nicht etwa durch dienstlichen Aerger kopfscheu zu machen und ihn am ersten freien Abend nach dem Pfingstfest zum Skat einzuladen. Emilie war damit einverstanden. Wenn er dann nicht anbiß, dann war er entweder ein Dummkopf oder ein schlechter Mensch und nicht wert, des Magistratssekretärs Schwiegersohn und Nachfolger zu werden. Die Folgen davon hatte er sich dann selbst zuzuschreiben!

VI

Am Pfingstsonntag machte sich auch die Sonne ein Fest, blank und strahlend hing sie am wolkenlosen Himmel und brachte die Empfangskommission, die am Bahnhofe die Gesangsbrüder des gesamten Gaues zu bewillkommnen hatte, sehr bald in Hitze. Jeder Zug brachte einen neuen Verein, und jeder wurde mit dem vierstimmigen Ruf empfangen: „Grüß Gott, grüß Gott mit hellem Klang! Heil deutschem Wort und Sang!"

Max Hanschke hielt dabei krampfhaft den ersten Tenor und versuchte auch im Trinken mitzukommen. Denn mit der steigenden Sonne stieg der Sängerdurst, bis die Kommission gegen Mittag mit dem letzten Verein durch die mit Fahnen und Girlanden geschmückten Straßen abrücken konnte.

Die ganze Stadt war auf den Beinen, auf den Bürgersteigen wogte es hin und her. Auch die Bewohnerschaft der umliegenden Dörfer war zahlreich erschienen, und sogar einige Gramkauer Bauern standen mit ihren Frauen und Kindern am Ringe, um sich das ihrer Meinung nach närrische Gehaben der Städter mit anzusehen.

Punkt drei Uhr brach vom Neumarkt der Festzug auf mit fliegenden Fahnen und sämtlichen verfügbaren Musikkapellen, voran die Militärmusik. Die Zuschauer bildeten Spalier und bewunderten die Fahnen und die große Pauke. Hier und da gab es arges Gedränge. Das tat der Pfingstlaune keinen Abbruch.

So wälzte sich der Festzug bis vor das Rathaus, wo halt gemacht wurde und ein brausender Tusch Stille gebot.

Alle reckten die Hälse, denn oben auf dem Altan stand der Erste Bürgermeister Bielau und begann eine zündende Ansprache zu halten, die in ein Hoch auf den Kaiser ausklang. Alles, was Odem hatte, schrie Hurra! und alles, was blasen konnte, fiel schmetternd ein mit: „Heil dir im Siegerkranz!"

Auch Minna und Liese Peukert waren unter den Zuschauern. Sie waren von einer Schulfreundin eingeladen worden und wollten mit ihr auch den Sängerball besuchen.

Minna hatte sich mit Alois Wollenberg inzwischen ausgesöhnt. Er hatte zugegeben, was nicht mehr gut abzustreiten gewesen war, und hatte es dabei noch verstanden, sich in das beste Licht zu rücken. Er ganz allein sei der Verführte gewesen!

Und Minna glaubte ihm aufs Wort.

Max Hanschke war heilfroh, als sich der Zug vom Ringe aus in Bewegung setzte. Nun ging es zum Russischen Kaiser, dem größten Gartenetablissement der Stadt, wo die übrigen Nachmittagsstunden zwischen Massenchö-

ren, Wettgesängen der einzelnen Gauvereine und Instrumentalvorträgen der Kapellen redlich geteilt werden sollten.

Um dieselbe Zeit, als der Erste Bürgermeister seine Ansprache hielt, trat Karl Peukert, festtäglich gekleidet zu seinem Großvater, den die Gicht nach der letzten Aufregung stärker gepackt hatte, so daß er das Bett hüten mußte.

Mit halbgeschlossenen Augen lag er in den Kissen und stieß hin und wieder einen kleinen Seufzer aus, wobei sich sein hageres Gesicht zu einer fast komischen Fratze verzerrte.

„Was für eine meschante Krankheit!" stöhnte er ärgerlich. „Es zwickt und zwackt, und dann geht es weg und hernach kommt's wieder. Mir kann keiner helfen, auch du nicht, mein Junge. Den schönen Nachmittag sollst du nicht bei mir vertrödeln. Geh über die Felder. Ein Landwirt kann nicht genug übers Feld gehen, und am Feiertag von Rechts wegen zweimal. Es ist ja recht schade, daß du heute nicht nach Pogerau fahren willst. Sie warten da schon auf dich."

Karl Peukert machte keine Miene, darauf zu antworten, er dachte nur daran, daß Margarete Dobisch die Pfingstferien bei ihrem Onkel verbringen wollte.

„Nu, ja, ja," fuhr der Alte fort, „du brauchst es ja auch nicht zu überstürzen. Es ist vielleicht auch besser, wir bringen die Sache mit Liese erst in Ordnung, dann wissen wir, woran wir sind. Ich denke, der Traugott

Baldrian aus Johnwitz wird nächsten Sonntag kommen."

„Und Liese?" fragte Karl Peukert zögernd.

„Um die brauchst du dich nicht zu sorgen!" beruhigte ihn der Alte. „Die ist nicht so dumm und eigensinnig wie die Minna. Nun geh, ich will mal sehen, ob ich ein bißchen schlafen kann."

Langsam schritt Karl Peukert die Straße hinauf. Die hohen Tore der Höfe standen weit offen, und die geräumigen Plätze waren festtäglich gesäubert.

Der erste, den Karl Peukert traf, war der Stellenbesitzer Julius Klamt, der auf dem Bänkchen unter seiner Hauslinde saß und sein Pfeifchen rauchte. Im Dorf hieß er nur der kluge Klamt, weil er alles besser wußte. Karl Peukert ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und bald waren sie bei der brennenden Eingemeindungsfrage.

„Ich will Ihnen was sagen!" meinte Julius Klamt pfiffig und kniff die grauen Aeuglein zusammen. „Der gute Mann will gern Oberbürgermeister werden und vom Landrat freikommen, damit er schalten und walten kann, wie's ihm beliebt, deshalb will er uns überschlucken und die anderen Dörfer in der Runde auch so nach und nach. Denn unter 25 000 Einwohnern ist nichts zu machen."

„Wohl möglich!" erwiderte Karl Peukert. „Wir werden es ja bald hören, er will zur nächsten Gemeindeversammlung selbst herauskommen."

„Das kann lustig werden!" lachte Julius Klamt

trocken auf. „Er braucht sich aber nichts einzubilden, ich nehm' kein Blatt vor den Mund."

Damit streckte er den dicken Daumen in den Pfeifenkopf, um den Tabak hinunterzustoßen, und lehnte sich gravitätisch zurück. Er hatte seinen Anhang in der Gemeinde. Denn die Gärtner und die kleinen Leute, die Häusler und die Arbeiter, standen alle hinter ihm.

Bald darauf erreichte Karl Peukert die Schule. Sie lag in der Mitte des Dorfes, und zwar auf der niedrigen Seite, ein altes, ehrwürdiges Gebäude, dessen verwitterte Mauern mit grünen Weinreben besponnen waren. Durch eine von blühenden Kletterrosen umrankte Laube trat Karl Peukert ein und fand in der Küche am Fenster zwischen einem großen blühenden Topfkaktus und dem schnurrenden Kater die alte Haushälterin sitzen, in deren Fingern eifrig die blanken Stricknadeln blitzten.

Sie erwiderte etwas mürrisch seinen Gruß und wies in den Garten hinaus, wo der Lehrer Medardus Hähnel hinter den Bienenstöcken herumhantierte. Er war ein Junggeselle, dem man die sechzig Jahre, die er auf den breiten Schultern trug, nicht ansah. Sein Gesicht hatte eine jugendfrische Farbe, und seine Bewegungen hatten etwas Rasches und Zufahrendes.

„Guten Tag, Herr Peukert!" rief er sichtlich erfreut und ließ sofort von seiner Arbeit ab, um den Gast zu begrüßen. „Sie treffen mich mitten in der Arbeit. Denn diese Bienen haben nun einmal keinen Respekt vor der kirchlichen Weltordnung. Sie feiern im Winter und arbeiten im Sommer. So ein schöner Pfingstsonntag

wie heute kommt ihnen gerade recht. Da verlegen sie sich aufs Schwärmen, und ich alter Knabe kann ihnen auf die höchsten Bäume nachklettern."

Karl Peukert zeigte ihm das neue Schreiben des Bürgermeisters.

„Hm!" machte der Lehrer, der zugleich das Amt des Gemeindeschreibers versah. „Jetzt wird's ernst."

„Ich möchte die Sache nicht auf die lange Bank schieben!" erklärte Karl Peukert.

„Sehr richtig!" pflichtete ihm der Lehrer bei. „Je eher die Leute in der Stadt wissen, daß bei uns nichts zu holen ist, um so eher sehen sie sich nach einem anderen Bauplatz um. Was mich an der ganzen Sache vornehmlich ärgert, das ist die Arroganz dieser Spießbürger. Sie meinen, weil sie Gasleitung, elektrisches Licht und Spülklosetts haben, sind sie im Besitz der höheren Kultur. Als wenn's davon abhinge. Nein, wir auf dem Dorfe sind die besseren Menschen. Diese sogenannte städtische Kultur ist ein Unglück für die Menschen. Sie nimmt ihnen die innere Ruhe und das Besinnen und gibt ihnen dafür die ewige Hetze. Und man sieht es ja schon an den Großstädten. Da reißen die Vernünftigen einfach aus, weil sie's nicht mehr aushalten. Und wer's dazu hat, baut sich ein Landhaus. Und ich sage Ihnen, Herr Peukert, in fünfzig Jahren wird kein Mensch mehr in der Stadt wohnen wollen. Und das wird ein großer Segen sein für das ganze Volk."

Karl Peukert stimmte ihm wortlos bei.

Dann wurden sie einig, die nächste Gemeindeversammlung noch in dieser Woche einzuberufen.

„Ich will kein Stadtlehrer werden," erklärte Medardus Hähnel, als Karl Peukert sich wieder zum Gehen wandte, „wo mir jeden Tag ein anderer Vorgesetzter die Tür einrennen kann. Hier draußen bin ich mein eigener Rektor."

Mit einem herzhaften Händedruck schieden sie voneinander.

Auf seinem Gange durchs Dorf grüßte Karl Peukert bald nach rechts, bald nach links. Endlich stand er vor dem Armenhaus, wo der Vogelfranz und die taube Therese wohnten.

Als Karl Peukert bei ihr eintrat, fing sie sofort an zu jammern, wozu sie auch allen Grund hatte, denn es ging ihr von Tag zu Tag schlechter.

„Guten Tag, Herr Peukert!" sprach der Vogelfranz leise und streckte den Kopf durch die Tür. „Die Alte macht's nicht mehr lange, wenn sie hier bleibt. Ich geb' mir ja alle mögliche Mühe mit ihr, aber eine richtige Pflege ist das nicht, am besten ist, sie kommt ins Krankenhaus."

„Ich werde übermorgen den Doktor schicken!" sprach Karl Peukert und klopfte mit dem Stock gegen die morschen Wände.

„Bombensicher ist es nicht gerade!" lachte der Vogelfranz und fuhr mit dem steifen Zeigefinger in einen senkrechten Balken hinein, der bis auf den Kern verrottet war. „Aber es steht noch gut ein paar Jährchen."

„Sagt das nicht!" sprach Karl Peukert besorgt, schob der tauben Therese einen Taler in die hohle Hand und trat in die gegenüberliegende Stube des Vogelfranz.

Hier pfiff, flötete, sang, schimpfte und piepte es in allen Ecken und in allen Tonarten.

Karl Peukert untersuchte hier mit seiner spitzen Stockzwinge die Balkendecke.

„Ausbessern hilft da nicht!" sprach er nachdenklich.

„Nein!" grinste der Vogelfranz. „Da weiß man ja nicht, wo man anfangen soll. Lassen Sie's nur, wie es ist, Herr Peukert. Ich wohne auch viel lieber in einem alten Hause als in einem neuen. Wenn die Bude zu wackeln anfängt, häng' ich meine Vögel draußen in die Hecke. Und wenn sie einstürzt, halt' ich meinen Kopf nicht darunter. Darauf können Sie sich verlassen. Es ist bloß um die alte Frau da drin."

„Da wird wohl nichts anderes übrig bleiben," sprach Karl Peukert, „als sie ins Krankenhaus zu bringen."

„Wieder kommt die nicht!" meinte der Vogelfranz. „Das Wasser steht ihr schon bis über die Knie."

Karl Peukert schritt weiter. Die Chaussee vermied er. In ihrem weißgemahlenen Staube wimmelten zahlreiche Städter ihrem Walde zu. Radfahrer flitzten hin und her, und ein Automobil schoß vor einer Staubwolke, die sich wie ein Heerwurm über die grünen Felder wälzte, durch die Landschaft. Karl Peukert blieb auf dem Landweg, der die Fortsetzung der Dorfstraße und weiterhin die Grenze des Waldes bildete, den die Chaussee mitten durchschnitt, schritt auf einer leichten Balkenbrücke über

den Bach und ging auf dem Damm entlang, der den Stadtwald und die Gemarkung der Nachbargemeinde vor den Oderüberschwemmungen schützte. Sein heimliches Ziel war die Oberförsterei, und so bog er denn bald vom Damm zum Wald hinüber und lief schon an der vierten Schneise dem Oberförster fast in die Arme. Der hatte sich aufgemacht, um die städtischen Ausflügler zu überwachen, daß sie ihm nicht den Wald ansteckten, denn trotz des Sängerfestes hatten sich doch sehr viele Leute aufgemacht, um Pfingsten im Walde zu feiern.

Besonders bei den kleineren Vereinen war diese Praxis äußerst beliebt. Da war ein Kegelklub, der sogar eine transportable Kegelbahn mit hinausgeschleppt hatte, mit Erlaubnis des Magistrats und zum Aerger des Oberförsters.

Auch ein Skatklub, ein Lotterieverein und der Verein der städtischen Unterbeamten waren zur Stelle.

„Gott sei Dank!" rief der Oberförster, als ihm Karl Peukert die Hand reichte. „Endlich ein vernünftiger Mensch! Jetzt brauch' ich wenigstens nicht allein durch den Wald zu stiefeln. Meine schöne Nichte hat mir einen Korb gegeben und liegt in der Hängematte, und Waldmann straft mich überhaupt nur noch mit Verachtung und sitzt bei ihr."

Bald kamen sie zu Kuhnerts-Ruh. Das war ein weiter Waldplatz, der durch eine Stiftung des verstorbenen Stadtrats Kuhnert mit wasserdichten Veranden umgeben war. Hier wurde am offenen Feuer Kaffee gekocht und in weitem Umkreis nach Herzenslust Butterbrot-

papiere, Wursthäute und Eierschalen umhergestreut. Mitten unter den schattigen Ulmen und Kastanien kollerten die Kegelkugeln.

„Diese verdammten Städter!“ knurrte der Oberförster. „Sie haben kein Vergnügen, wenn sie nicht ihren Krempel mitschleppen können. Wenn ich das alles vorher gewußt hätte, weiß Gott, ich hätte mich nicht um diese Stellung beworben.“

Unter der größten Veranda hatte sich der Skatklub niedergelassen, der auf einem Leiterwagen in Begleitung von zwei Bierfäßchen gekommen war. Sogar Eis hatten sie mitgebracht. In ausdauerndem Takt pochten die unermüdlichen Knöchel auf die derben Holztische und keiner schenkte dem grünen Walde, der ernst herum stand, auch nur einen Blick.

Die städtischen Unterbeamten hatten sich um ein größeres Faß Bier gelagert und sangen begeistert das Studentenlied: „O alte Burschenherrlichkeit.“

Da tönten plötzlich durch den Wald langgezogene Waldhornklänge, ein Präludium für das Lied: „Wer hat dich du schöner Wald!“

„Jetzt hab' ich genug!“ stieß der Oberförster entsetzt heraus, flüchtete in den dichtesten Bestand und hielt nicht eher an, bis er die blechernen Töne nicht mehr hören konnte.

„Das ist mein Forstgehilfe!“ erklärte er Karl Peukert grimmig lächelnd, der sich dicht hinter ihm gehalten hatte. „Der Kerl taugt im Walde nicht die Bohne, aber

blasen kann er. Er macht die nötige Stimmung für die Herren Städter. Dem Magistrat beliebt das so."

Dann gingen sie zur Kaiserfichte. Das war ein vielhundertjähriger Prachtbaum von schlankem Wuchs und riesenhafter Größe. Eine halbe Stunde weiter im Holze lag er und war wegen der Nähe der Chaussee ein beliebtes Reiseziel für Radfahrer beiderlei Geschlechts. Wider Erwarten war die Umgebung leer, nur ein Kranz von zerknüllten Zeitungspapieren, Eierschalen und Krämertüten umgab den ehrwürdigen Baum, und an seinem niedrigsten Aste baumelte ein hoffnungslos zerplatzter Pneumatikschlauch. Wütend riß der Oberförster dieses Schandmal städtischer Kultur herunter und trat ihn mit beiden Füßen ins Moos, daß er nicht mehr zu sehen war.

„Den ganzen Sommer über ist man in einer Angst, daß die Bande den Wald irgendwo ansteckt. Und nächstens werden sie auch noch im Winter herauskommen mit Rodelschlitten und Schneeschuhen. Denn das ist ja jetzt Mode. Weiß der Kuckuck, es ist rein zum Haarausraufen."

„Sie haben keinen Respekt vor der Natur!" versetzte Karl Peukert.

„Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen!" rief der Oberförster, indem er stehenblieb und mit einem geradezu vernichtenden Blick drei Knaben fixierte, die mit Botanisierbüchsen ausgerüstet, unentschlossen an einer Schneise standen und offenbar nicht wußten, wo der rechte Weg für sie hinausging. Als sie die grüne

Uniform des Oberförsters erblickten, wollten sie sich langsam ins Unterholz verdrücken.

„Hierher!" schnauzte der Oberförster.

Die drei Jungen schlichen heran, und sofort begann ein scharfes Examen, wobei sich herausstellte, daß sie Schulfreunde waren und daß ihre Väter dem Skatklub, dem Kegelklub und dem Verein der unteren Stadtbeamten angehörten.

„Wozu treibt ihr euch hier herum?" schrie der Oberförster wutentbrannt.

„Wir sammeln Käfer!" bekannte der größte von ihnen zitternd und wies seine Spiritusflasche her, die zur Hälfte mit allerhand sechsgebeinten Waldgetier gefüllt war, darunter befanden sich eine ziemliche Menge Kiefernrüßler.

Ueber das Gesicht des Forstmannes huschte ein Leuchten.

„Kommt mal mit!" schnauzte er fuchtbarer als jemals. „Ihr seid verhaftet. Ich will euch das Käfersammeln versalzen. Wer hat euch die Erlaubnis dazu gegeben?"

Dem kleinsten entfiel bei diesen Worten vor Schreck die Käferflasche, aber sie fiel zum Glück ins Moos und zerbrach nicht. Wie drei auf frischer Tat ertappte Verbrecher mußten sie vorangehen. So kamen sie, Karl Peukert zum Schluß, um die Abendbrotzeit bei der Försterei an. Der Oberförster verzog sich sofort ins Haus, und Karl Peukert beschäftigte sich indessen mit den drei Gefangenen. Der größte von ihnen faßte sich ein Herz

und berichtete, daß sie die Käfer auf Nadeln spießten und in einen Kasten steckten. Das gäbe dann eine Käfersammlung. Aber die lateinischen Namen müsse man dazu schreiben.

„Sieh, sieh!" sprach Karl Peukert interessiert. „Das ist ja alles mögliche."

Die beiden anderen begannen nun, sich verstohlen über die Augen zu wischen. Ehe Karl Peukert dazu kam, sie ein wenig zu trösten, erschien der Oberförster auf der Verandatreppe.

„Raufkommen!" brüllte er.

Zitternd, wie drei begossene Pudel, schlichen die Gefangenen die Stufen empor. Da stand ein großer, runder Tisch mit allerhand schönen Dingen zum Essen und Trinken.

„Hinsetzen!" kommandierte der Oberförster und weidete sich höchlichst an den Gesichtern der Jungen, denen allmählich ein helles Licht aufging.

„Langt nur zu!" sprach Karl Peukert. „Der Herr Oberförster meint es nicht so schlimm."

Nun überwanden sie ihre Schüchternheit und fielen mit solchem Heißhunger über das Abendbrot her, daß es eine Freude war, ihnen zuzusehen. Auch Karl Peukert setzte sich, nachdem er eine Zeitlang vergeblich auf Margarete Dobisch gewartet hatte. Die Försterin rief mehrmals nach ihr, ohne eine Antwort zu bekommen. Sie war in den Wald gegangen.

„Das ist meine Rache!" schnaubte der Oberförster, auf beiden Backen kauend. „Sie hat mich allein laufen las-

sen, weil sie nämlich den ganzen Tag auf einen anderen gewartet hat. Und da hab' ich ihn mit durch den ganzen Wald geschleppt."

Da bellte Waldmann vor dem Tore, und gleich darauf kam sie die Treppe heraufgesprungen. Erhitzt vom schnellen Lauf, schlug sie freudig die Hände zusammen, als sie die drei Jungen sah.

„Also hier seid ihr!" rief sie. „Und drüben werdet ihr mit Schmerzen gesucht. Schnell fort, eure Eltern wollen nach Hause fahren."

„Sitzen bleiben!" kommandierte der Oberförster. „Die Jungen essen sich erst ordentlich satt. Die Eltern mögen sich ruhig ein bißchen ängstigen. Das haben sie mehr als reichlich verdient. Was gehen sie in den Wald, um Skat zu spielen, Kegel zu schieben und das Lied von der alten Burschenherrlichkeit zu singen, wo sie doch niemals Burschen gewesen sind. Hätten sie lieber mit Käfer gesammelt, dann brauchten sie sich jetzt nicht zu ängstigen."

Lachend reichte sie Karl Peukert die Hand über den Tisch und setzte sich. Die Jungen aber stopften mit einer schier unheimlichen Geschwindigkeit die letzten Bissen hinunter und standen auf.

„Wir danken auch schön für die Bewirtung!" sagte der größte, und alle drei reichten der Försterin die Hand. An den Oberförster wagten sie sich nicht heran. Das hatte er von seinem Geschnauz!

„Also, ihr Jungen!" rief er und hob den Finger. „Immer fleißig Käfer sammeln, sämtliche Käfer sammeln und

keinen übrig lassen. Dann dürft ihr wiederkommen. Und jetzt abmarschiert! Dort links um die Ecke geht's nach Kuhnerts-Ruh."

Froh sprangen sie davon, nachdem sie sich auch von Margarete Dobisch und von Karl Peukert verabschiedet hatten. Ehe sie aber um die Ecke waren, schwangen sie die Mützen und riefen wie aus einem Munde: „Der Herr Oberförster soll leben. Eins, zwei, drei, Hurrah!"

Dann stürmten sie davon.

„Ich glaube," sprach der Oberförster, von der unerwarteten Ovation augenscheinlich geschmeichelt, zu Karl Peukert gewendet, „ich glaube, die neue Aufzucht wird besser als die alte. Diese Jungen werden sich einmal einen ganz anderen Bürgermeister wählen, nicht einen, der ihnen die Würmer aus der Nase zieht, ihnen Honig ums Maul schmiert und tut, was er will."

„Mag sein!" erwiderte Karl Peukert. „Aber warum sind Sie zu den Jungen zuerst so hart gewesen?"

„Politik, mein Lieber!" lachte der Oberförster, „Ich bin hier noch nicht recht warm geworden. Eindruck muß ich schinden. Morgen ist es in der Stadt herum, was ich für ein netter Kerl bin. Und das bin ich doch auch!"

„Keiner wagt daran zu zweifeln!" rief Margarete Dobisch und nippte an ihrem Milchglase.

„Oho!" begehrte der Onkel auf. „Da frag' mal die Leute auf der Kämmerei drinnen. Für jeden Kubikzoll Brennholz soll ich eine eigene Rubrik einrichten. Da schlag' doch einer lang hin. Jeden Tag kommt von dort so ein dringender Mahnzettel. Städtischer Oberförster!

Ein feiner Titel, aber mehr ist es nicht. Ich bin im letzten Grunde im Winter Kleinholzlieferant für den Magistrat, und im Sommer muß ich die weggeworfenen Butterbrotpapiere der Bürger sammeln."

„Es ist ja alles nur halb so schlimm!" fiel die Oberförsterin ein. „Vielleicht hast du doch einen Fehler in den Rechnungen gemacht."

„Zwei!" schrie der Förster und schlug heftig auf den Tisch. „Du bist wohl gar mit dem Bürgermeister im Bunde."

Dann verschnaufte er seinen Zorn, holte zwei Zigarren hervor, gab Karl Peukert eine und verschwand schmauchend im Hause, um die Rechnungen durchzusehen. Am Ende hatten die Leute auf der Kämmerei doch recht. Aber ohne zu poltern, konnte er seiner Frau nicht folgen.

Auch die Försterin verließ bald die Veranda, um in den Ställen nach dem Vieh zu sehen.

Und so blieben Karl Peukert und Margarete Dobisch allein am Tische sitzen.

VII

Träumerisch schaute Margarete Dobisch in das steigende Abendrot hinein, in das der Wald die Lanzenspitzen seiner Tannen reckte. Karl Peukert sah sie verstohlen an. Ein wohliges Gefühl legte sich ihm ums Herz. Jetzt wußte er, was die Ungeduld der letzten Tage zu bedeuten hatte, und die langverhaltene Glut seiner Jahre loderte in ihm auf. Wohl sah er den großen Unterschied zwischen ihr, dem feingebildeten Stadtfräulein, und sich, dem Bauer.

Aber die Liebe, die längst in ihm wachgeworden war, nährte die freudige Hoffnung, daß dieser Unterschied nicht unüberbrückbar sei.

Und so saß er stumm und aufrecht da, die Hände auf den leise schwankenden Knien, mit glänzenden Augen und mühsam verhaltenem Atem.

„Ach!" rief sie plötzlich und sprang auf. „Ich möchte doch gar zu gern wissen, wie man die drei Jungens da drüben empfangen hat."

Sie warf Karl Peukert einen einladenden Blick zu

und lief die Verandatreppe hinunter. An der offenen Pforte wartete sie.

Waldmann folgte ihr, ohne dazu aufgefordert zu sein. Karl Peukert aber saß noch immer, es war ihm, als sei alle Kraft von ihm gewichen.

„Ein Kavalier sind Sie nicht, Herr Peukert!“

„Nein!“ erwiderte er, indem er sich schwerfällig erhob und langsam herunterkam. „Ich bin nur ein Bauer.“

„Nur!“ lachte sie auf und lief mit Waldmann voraus. „Nur ein Bauer!“

Sie macht sich über mich lustig! dachte er und folgte ihr in den dunklen Waldweg, der zu Kuhnerts-Ruh hinüberführte und so schmal war, daß sie nicht nebeneinander gehen konnten. Leichten Schrittes eilte sie voran, und Karl Peukert machte den Beschluß. Waldmann, mit der schnuppernden Nase am Boden, hielt die Mitte.

So sehr sie sich auch beeilten, sie kamen zu spät. Verlassen lag der weite Platz vor ihnen.

Lautlosen Fluges strich eine Fledermaus über Tisch und Bänke und verschwand irgendwo im Dunkel eines Schutzdaches. Von der nicht weit entfernten Chaussee tönte Wagengerassel herüber, und eine Peitsche knallte dazwischen.

„Da fahren die letzten fort!“ sprach Karl Peukert und wies mit dem Stock nach der Richtung.

Sie nickte nur. Denn jetzt erscholl von drüben das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald“, von mehreren Mädchenstimmen in etwas schleppendem Tone gesungen.

Margarete Dobisch sank auf eine Bank und lauschte regungslos.

„Wie schön die Stimmen in der Ferne verklingen!" seufzte sie glücklich und schaute Karl Peukert strahlend an.

Der zuckte nicht mit der Wimper, aber auf dem Grunde seines Herzens quoll es dumpf und heiß.

„Wollen Sie sich nicht auch hinsetzen!" lud sie ihn ein. „Jetzt, wo die Leute fort sind, verdient der Platz erst seinen Namen."

Er nahm ihr gegenüber Platz, den Oberkörper etwas vorgebeugt, die Hände auf seinen Stock gestützt.

Eine Entfernung von gut vier Metern war zwischen ihnen, und wäre der Mond in diesem Augenblick nicht über den Waldrand gestiegen, hätten sie sich kaum mit den Augen erreichen können.

„Nun, Herr Peukert!" neckte sie ihn. „Wollen Sie mich nicht ein bißchen unterhalten, oder ist das unter Ihrer Würde?"

„Das gerade nicht!" versetzte er und suchte seiner Befangenheit Herr zu werden. „Aber es wird schwer halten, denn Sie sind aus der Stadt, und ich bin vom Dorfe."

„Das ist doch nicht so ein großer Unterschied!" lachte sie.

„Die Städter sehen das nicht so genau wie wir," erwiderte er und wagte zum erstenmal seine Augen offen zu ihr aufzuheben, „weil sie meistens ein bißchen hochmütig sind und auf uns Bauern heruntersehen."

„Da halten Sie mich wohl auch für hochmütig?" erwiderte sie kampfbereit.

„Es gibt Ausnahmen!“ sprach er und senkte den Blick nicht.

„Danke sehr!“ erwiderte sie in einem Tone, der ihm spöttisch klang. „Ich mache wirklich darauf Anspruch, eine Ausnahme zu sein.“

„Das können Sie auch!“ bestätigte er ehrlich und von der Glut, die in ihm brannte, schlug ein kleines Flämmchen nach außen. „So ein schönes Fräulein wie Sie sind.“

„Aber Herr Peukert!“ rief sie beleidigt. „Sie wollen mir schmeicheln. Das paßt ganz und gar nicht zu Ihnen.“

„Da haben Sie recht!“ erwiderte er und reckte sich auf. „Wenn ich ein Städter wäre, dann brauchten Sie nichts auf meine Worte zu geben. Aber ich bin vom Dorfe, und da reden wir immer geradeaus. Deswegen halten uns die Städter für grob und ungeschliffen, wo wir doch nur die Wahrheit sagen und keinem ein X für ein U vormachen. Denn das haben wir nicht nötig. Wir wohnen nicht so dicht beieinander wie die Leute in der Stadt, da gibt es nicht soviel Reibungsflächen und darum viel weniger Lug und Trug.“

„Nun soll ich Sie wohl gar um Verzeihung bitten?“ rief sie schmollend.

„Das haben Sie nicht nötig,“ fuhr er fort, ohne von seinem Ernste zu lassen, „das ist auch so eine städtische Mode, die nicht aufs Dorf paßt.“

„Weiß Gott,“ lachte sie etwas verlegen auf, „ich bin jetzt bekehrt und glaube, daß es zwischen Städtern und Bauern mehr Unterschiede gibt, als ich mir träumen

ließ. Aber so groß sind die Unterschiede nicht, daß wir nicht eine interessante Unterhaltung in Gang bringen könnten."

Waldmann, der bisher ruhig unter der Bank gelegen hatte, hob die Schnauze und rieb den Kopf an Margaretens Knie, zum Zeichen, daß er nach Hause wollte.

„Wir können ja noch ein bißchen spazieren gehen," schlug Karl Peukert vor, und sie war damit einverstanden. So gingen sie zusammen den breiten Promenadenweg nach der Chaussee hinunter.

Warum hab' ich nur das gesagt? dachte Karl Peukert. Es hat ja doch keinen Zweck, wir können doch niemals zusammenkommen.

Trotzdem blieb er an ihrer Seite, und wenige Minuten später traten sie über die Brücke des Baches aus dem Walde heraus auf die Grenze der Gramkauer Gemarkung. Der Mond hatte sich aus den Dünsten des Horizonts erhoben und hing wie ein silberner Schild über der schweigenden Landschaft. Nur undeutlich traten die Felderstreifen und Raine hervor. Der Bach, der hinter dem Friedhof in der Richtung auf die Stadt abbog, bezeichnete seinen Weg durch Erlen und Weidenbüsche, die sich phantastisch aus der nächtlichen Dämmerung schoben. Auf den schrägen Dächern des Dorfes lag ein silberner Schimmer. Die Hunde bellten, und aus einigen Fenstern stahl sich fahles Lampenlicht. Zuweilen trug der Ostwind, der kaum die Flügel regte, Musikklänge von der Stadt herüber.

Margarete Dobisch hemmte den Schritt, lauschte ein wenig und ging weiter.

„Was sind die Menschen doch für merkwürdige Geschöpfe!“ sprach sie kopfschüttelnd. „Nun tanzen sie dadrinnen in einem schrecklich überfüllten Raume, während es doch hier in der freien Natur viel schöner ist.“

„Das will ich meinen!“ erwiderte Karl Peukert aufatmend, denn es tat ihm sehr wohl, sie so sprechen zu hören.

Nachdem sie schweigend am Friedhof vorbeigekommen waren, hob sie ihre schlanke Hand und wies nach rechts hinüber, wo der erste Feldweg abquerte.

„Sind das Ihre Felder?“ fragte sie interessiert.

„Nein,“ erwiderte er, „meine Aecker liegen zum größten Teil unmittelbar an der Stadtgrenze.“

„Na, das macht nichts,“ rief sie entschlossen und wies auf den ersten Feldweg. „Wir dürfen doch hier gehen?“

Willig folgte er ihr, indem er durch den Staub der Wagenfurche schritt und ihr den höher gelegenen Seitenrain überließ. Bei jedem neuen Felde fragte sie nach der Art der Bestellung, und er gab ihr genaue Auskunft mit der Sicherheit eines kundigen Landwirts und voller Freude, daß sie an der Art seiner Arbeit Anteil nahm.

Da verlor sich der Weg auf eine Wiese, und nur ein schmaler Fußpfad führte weiter.

„Hier ist es wohl sumpfig?“ fragte sie besorgt.

„Das gerade nicht!“ war seine Antwort. „Aber sehr viel weiter werden wir wohl nicht kommen, denn da drü-

ben ist schon der Bach, und eine Brücke ist nicht in der Nähe."

Waldmann, der vorausgelaufen war, hatte das auch inzwischen festgestellt und kam zurück, schaute mißbilligend auf und wackelte mit den Ohren.

„Oh!" rief sie ausgelassen. „Ich fürchte mich nicht, das Wasser ist ja nicht breit, ich werde schon hinüberkommen."

Aber als sie einige Minuten später am Wasser standen, war es doch zu breit. Der Bach war seicht, floß schnell, hatte einen kiesigen Grund, und einige größere Steine ragten über das dunkle, glitzernde Wasser.

„Wie schade!" bedauerte sie und betrachtete ihre leichten Schuhe. „Nun müssen wir den ganzen Weg wieder zurückmachen, das heißt, wenn Sie mich nicht hinübertragen wollen."

Dabei schaute sie ihm recht schelmisch in die Augen.

„Warum nicht?" gab er ganz offen zurück. „Ich glaube kaum, daß Sie mir zu schwer sein werden."

Ohne zu zaudern, hob er sie wie ein Kind auf seinen rechten Arm, preßte sie leicht an sich und schritt, indem er mit dem Stock den Grund vorsichtig untersuchte, in seinen derben, langschäftigen Stiefeln durch die sandige Furt. Es war ihm ganz eigen zumute, als er ihren Körper so nahe an dem seinen fühlte. Am liebsten hätte er sie in beide Arme genommen und festgehalten für immer, aber er bezwang sich, bezähmte mit Gewalt das Feuer, das ihm das Herz zu verzehren drohte, und setzte sie am anderen Ufer vorsichtig auf die Füße, wobei sie

ihre Arme, die sie leicht um seinen Hals gelegt hatte, wieder löste. Zum Danken kam sie nicht, denn Waldmann erhob auf der anderen Seite ein Gewinsel zum Erbarmen. Seine Wasserscheu hinderte ihn, den Weg durch den Bach zu machen, und seine Faulheit, die mindestens ebensogroß war, ließ ihn vor dem trockenen Rückweg in gleichem Maße zurückscheuen. Wie seine Herrin auch lockte und rief, er konnte sich nicht entschließen.

„Er wird schon kommen!" meinte Karl Peukert und wandte sich dem Waldrande zu. Da Margarete ihm folgte, siegte bei Waldmann die Faulheit über die Wasserscheu, und er stürzte sich ins Nasse. Prustend durchschwamm er den Bach und schüttelte, sobald er auf dem Trockenen war, das Wasser möglichst weit von sich. Hochgradig verärgert trollte er hinterdrein.

„Die Wiese gehört mir!" sagte Karl Peukert bescheiden, als sie sich am Waldrand umwandten, um von dem friedlichen Bilde Abschied zu nehmen.

Er hatte die Bemerkung nur gemacht, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

„Oh!" rief sie begeistert, „es muß doch ein herrliches Gefühl sein, so auf seinem eigenen Grund und Boden stehen zu können."

„Ja!" erwiderte er, durch diese Worte bis in die Tiefen seines Gemütes aufgewühlt. „Ich kenne keines, das schöner wäre."

„Es gibt wohl auch keines, das schöner ist!" sprach sie traumverloren und ließ ihre Blicke noch einmal über die schlafende Landschaft zum Dorfe hinüberschweifen.

Endlich riß sie sich los.

Hinter einem Erlengebüsch, das sie schweigend durchschritten, gewannen sie den Rand des Waldes. Hier hemmte ihren Weg ein tiefer schmaler Grenzgraben, dessen Abhänge aber so steil waren, daß Margarete Dobisch aus eigener Kraft nicht hinüberkommen konnte.

„Ich helfe Ihnen!" sagte er schlicht, nahm mit einem langen Schritt das Hindernis und streckte ihr von der anderen Seite seinen Arm entgegen. Zaghaft legte sie ihre schmale Hand in die seine und kam sicher hinüber.

Einen Augenblick standen sie ganz dicht beieinander, so nahe, daß ihr welliges Haar seine Wange berührte. Und da übermannte es ihn, das Feuer, das in ihm brannte, brach hervor und hüllte ihn wie eine feurige Lohe ein. Er schlug beide Arme um sie, zog sie an sich und küßte sie. Einen Gedanken kurz lag sie in seinen Armen, als wäre alle Kraft von ihr gewichen. Noch einmal küßte er sie heiß, brennend und verlangend, und sie weigerte ihm ihre Lippen nicht.

Doch da kam ihr plötzlich die Besinnung.

„O Gott!" stieß sie erschreckt heraus, als hätte sie sich auf einer Todsünde ertappt, befreite sich zitternd und entschlüpfte ihm.

„O Gott!" hörte er sie noch einmal rufen.

Dann entschwand sie seinen Blicken.

Waldmann folgte ihr, nachdem er sich noch einmal umgedreht und ihn wütend angebellt hatte.

Karl Peukert stand und rührte sich nicht.

Nun ist es aus! dachte er traurig und senkte den Nakken. Nun ist es aus, bevor es angefangen hat.

Bald hörte er die Hunde in der nahen Försterei anschlagen. Da wußte er sie in Sicherheit und machte sich langsam auf den Heimweg.

Ohne Aufenthalt war sie nach Hause geeilt. Sie befand sich in einer grenzenlosen Aufregung. Sie wußte selbst nicht, warum sie ihn zurückgestoßen hatte und fortgelaufen war.

Sie wollte sich ungesehen ins Haus und auf ihr Zimmer schleichen, um allein zu sein und ihre Verwirrung bemeistern zu können. Allein Waldmann meldete sie im Hausflur an, und so lief sie dem Onkel in den Weg.

„Was ist denn los?" rief er überrascht. „Wo ist denn Herr Peukert?"

„Ich weiß nicht!" stieß sie atemlos heraus, huschte die Treppe hinauf in ihr Stübchen und verriegelte die Tür. Wohl eine Stunde lauschte sie regungslos, ob er ihr nachkommen würde.

Denn sie liebte ihn, liebte ihn mit ihrem jungen, keuschen Herzen, das eben erst erwacht war.

Aber er kam nicht!

Um diese Zeit stand Max Hanschke im großen Festsaal des Russischen Kaisers an einen Pfeiler gelehnt, ließ das Tanzgewühl an sich vorübertreiben und schielte ab und zu nach Emilie Drenckhan hinüber, die mit Schmerzen darauf wartete, von ihm engagiert zu werden. Da er sie nicht kränken wollte, hatte er sich vorgenommen, überhaupt nicht zu tanzen.

Da erblickte er plötzlich im Tanzgewühl dicht vor sich Liese Peukert, wie sie am Arme Alois Wollenbergs dahinflog.

Jetzt wurde die Sache kritisch.

Als der Tanz zu Ende war, strebte er bei Alois Wollenberg vorbei, tippte ihm auf die Schulter und winkte ihm zu, mit hinauszukommen, wobei er ihm zuflüsterte: „Diesmal habe ich mit Ihnen zu reden, Herr Sangesbruder."

Alois Wollenberg glaubte in Max Hanschke einen Verbündeten zu haben, denn er setzte ihm die wenn auch bedingte Einwilligung des Großvaters auf sein Konto.

Im Garten fand sich ein stilles Plätzchen.

„Herr Wollenberg!" sprach Max Hanschke höflich und tippte ihm auf die andere Schulter. „Sie werden sich gefälligst nicht wieder unterstehen, mit Fräulein Liese Peukert zu tanzen."

„Aber erlauben Sie mal," begehrte der Feldmesser auf, „sie ist so gut wie meine Schwägerin!"

„Tanzen Sie mit Ihrer zukünftigen Frau soviel Sie wollen!" befahl Max Hanschke energisch. „Im übrigen werden Sie heute überhaupt nicht mehr tanzen. Sie werden vielmehr Sorge tragen, daß die Damen in spätestens einer halben Stunde aufbrechen. Vielleicht schlagen Sie ihnen einen Spaziergang um die Promenade vor!"

„Famos!" rief Alois Wollenberg begeistert. „Wird gemacht, auf der Stelle!"

Er schoß in den Saal. Bei Minna fand er mit seinem Vorschlag, aufzubrechen, nicht mehr Widerstand, als

er zu besiegen gewohnt war. Liese dagegen war sofort einverstanden. Ihr war es kein Vergnügen, sich in dem überfüllten Saal herumstoßen zu lassen, und außerdem mußte sie morgen zeitig auf dem Platze sein.

Noch bevor die halbe Stunde herum war, standen die drei vor dem Eingang des Lokals unter der mit Eichenlaub, Fahnen und allerlei sinnreichen Sprüchen verzierten Ehrenpforte.

Max Hanschke, der sich zufällig ganz in der Nähe aufhielt, gefiel diese Pünktlichkeit.

Am Ende wird er doch noch ein anständiger Mensch! dachte er, trat mit schlichtem Gruße näher und wurde von Alois Wollenberg überaus freundlich bewillkommnet.

Minna zog ein schiefes Gesicht und reichte ihm nicht die Hand. Liese dagegen freute sich aufrichtig, ihn so unverhofft wiederzusehen. Alois Wollenberg lachte sich verstohlen ins Fäustchen. Liese war unschädlich gemacht. Jetzt rückte er mit seiner Absicht heraus, einen Nachtspaziergang über die Promenade zu machen. Minna war nicht abgeneigt, aber an Lieses entschiedenem Widerstand scheiterte der Plan. Sie wollte auf dem geradesten Wege nach Hause.

Sie ging mit Max Hanschke voran, daß den beiden andern nichts übrig blieb, als ihnen in einer gewissen Entfernung zu folgen. Minna machte Alois Wollenberg Vorwürfe über seine Intimität mit dem Verleumder.

Aber Alois Wollenberg wußte mit der ihm eigenen Geschicklichkeit ihre Bedenken zu zerstreuen.

„Die Sache ist nicht der Rede wert!" tröstete er sie

und legte den Arm um ihre Taille. „Jetzt überhaupt, wo alles in Ordnung ist. Laß die Leute reden, was sie wollen. Das reicht nicht an unsere Liebe heran."

Um solche Phrasen war er nie verlegen.

Nur eine Viertelstunde hatten sie bis Gramkau hinüber, aber die kurze Zeit genügte, daß Max Hanschke und Liese in ein sehr angeregtes Gespräch kamen. Sie brachte die Rede auf Alois Wollenberg und versuchte etwas aus Max Hanschke hervorzulocken. Allein er rückte mit seiner Wissenschaft nicht heraus. Es hatte ja jetzt doch keinen Zweck mehr.

„Mir gefällt er nicht!" sagte sie leise. „Er hat so was Merkwürdiges in den Augen. Und überhaupt so ein Beamter, der jeden Tag auf die Straße gesetzt werden kann. Für mich wäre das nichts."

„Dann also heraus mit der Sprache, Fräulein Liese," lachte Max Hanschke. „Wie muß eigentlich der Mann aussehen, den Sie heiraten mögen!"

„Ich nehme nur einen Landwirt!" erklärte sie freimütig. „Ich muß immer was um die Ohren haben und herumwirtschaften können. So wie Minna, eine Beamtenfrau, das wäre nichts für mich, da würde ich umkommen vor Langweile. Morgens räumt man die Wohnung auf, und nachmittags geht man spazieren. Ich würde mich ja jeden Tag vor mir selber dreimal zu Tode schämen."

Da standen sie schon vor dem Tore, und es hieß Abschied nehmen.

„Also nur einen Landwirt?“ fragte Max Hanschke ernst und drückte ihr herzhaft die Hand.

„Was ich Ihnen sage!“ erwiderte sie lachend.

Minnas Abschied von Alois Wollenberg dauerte etwas länger.

Auf dem Heimweg blieb er nicht lange an Max Hanschkes Seite. Kurz vor dem Ring bog er in eine Seitengasse ab, wo das Bräustübel lag. Vergebens hatte er Max Hanschke aufgefordert, mitzukommen.

Der aber hatte wichtigeres zu tun, ging schnurstracks nach Hause und dachte in der Unbekümmertheit seiner dreiundzwanzig Jahre nur den einen Gedanken: Was bleibt mir nun anderes übrig, als Landwirt zu werden!

Margarete Dobisch wartete auch den zweiten Feiertag vergeblich auf Karl Peukert. Als er auch am Nachmittag nicht erschien, packte sie eine fliegende Unruhe. Sie wollte nach Hause. Alles Zureden half nichts, der Onkel spannte den Rappen vor die kleine Kalesche und fuhr sie in die Stadt.

Als er am Abend heimkam, war er aus seiner Nichte nicht viel klüger geworden. Sie hatte auf dem Wege keine drei Worte gesprochen und war seinen neugierigen und besorgten Fragen geflissentlich ausgewichen.

„Da ist was passiert!“ sagte er zu seiner Frau. „Mit den beiden ist was passiert. Ich ruhe nicht eher, als bis ich's weiß. Und wenn ich den Peukert auf den Kopf darum fragen muß.“

„Um Gottes willen!“ rief die Försterin und faltete bittend die Hände. „Mann, misch' dich nicht in Sachen,

die dich nichts angehen. Hat sich zwischen den beiden was angesponnen, dann kannst du es nur verderben, wenn du fragst. Und wenn nicht, dann kriegst du die Nackenschläge davon. Bist du noch nicht klug geworden?"

„Hast recht, Alte!" sprach der Oberförster, obschon es ihm nicht leicht fiel. „Lassen wir's laufen, wie es läuft, und hoffen wir das beste."

VIII

Emil Drenckhan trat am Dienstag morgen entschlossen ins Bureau. Da er sein Amt geradezu als die Mitgift seiner Tochter betrachtete, war sein Gewissen der Stadt gegenüber ganz ruhig, außerdem war er ja überzeugt, daß er einen geeigneteren Nachfolger als Max Hanschke gar nicht finden konnte.

Max Hanschke fühlte, daß die Entscheidung nahte und duckte sich unwillkürlich.

„Haben Sie heute abend Zeit?" fragte Emil Drenckhan.

Max Hanschke hatte leider keine Ausrede zur Hand.

„O gewiß!" stotterte er verwirrt, er hatte sich von dieser harmlosen Frage einfach überrumpeln lassen.

„Das ist schön!" erwiderte Emil Drenckhan hochgradig befriedigt. „Dann können wir ja heute abend um acht Uhr unseren Skat spielen?"

„Jawohl!" knirschte Max Hanschke und hätte sich am liebsten für seine Feigheit geohrfeigt.

Er erkannte, daß er ein viel größerer Philister war, als er bisher geglaubt hatte. Er schämte sich bis in den

Grund seiner Seele. Und daraus erwuchs ihm die Kraft der Befreiung. Zurücknehmen konnte er die Zusage nicht. Er wollte auch nichts erfinden, was ihn im letzten Augenblick verhindert haben könnte. In diesem Falle ging die Quälerei morgen wieder von neuem los. Schluß wollte er machen, frei wollte er sein, mit offenem Visier wollte er um seine Freiheit kämpfen. Und wenn er gleich sein Amt damit verlor. Das schierte ihn nicht viel. Er klebte nicht daran. Er wollte sich seine Geltung unter den Menschen aus eigener Kraft erringen. Da war ihm das Amt nur im Wege. Denn er war bereits fest entschlossen, Landwirt zu werden. Nur über den Zugang zu diesem neuen Berufe war er sich noch nicht im klaren. War's da ein großes Wunder, wenn er auf den Gedanken kam, den alten Peukert um Rat zu fragen. Der würde sich das gewiß für eine Ehre anrechnen.

Max Hanschke wußte, daß er bei dem Alten einen Stein im Brett hatte. Und es war, wenn er nur recht diplomatisch zu Werke ging, immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß er auf dem Peukertschen Hofe in die Geheimnisse der Landwirtschaft eindringen und damit einen großen Schritt seinem Ziele näher kommen konnte.

Da trat Bürgermeister Mergelthin herein und schüttete im Handumdrehen zwei Dutzend neue Wünsche auf den Tisch des Magistratssekretärs. Der Dienst begann, und der Dienst war stramm, denn es hatte sich über die Pfingsttage allerhand Dringendes angesammelt.

„Auf Wiedersehen!" rief Emil Drenckhan, als er um halb sechs sein Schreibpult abschloß und drückte Max

Hanschke zum Abschied die Hand. „Und seien Sie ja recht pünktlich!"

„Mumm!" machte er und würgte etwas hinunter.

Zuhause angekommen, verzehrte er das karge Abendbrot, das ihm die Logiswirtin vorsetzte, nahm dann den Kopf in die Hände und dachte lange nach, ohne sich von seinem Platze zu rühren. Je weiter der Zeiger auf die verabredete Stunde vorrückte, um so unruhiger wurde er.

Schließlich litt es ihn nicht mehr zu Hause. Er riß den Hut vom Nagel und stürmte hinaus, durch die Stadt, aber nicht auf die Wohnung Emil Drenckhans zu, sondern in genau entgegengesetzter Richtung. Durch die Brückenstraße kam er auf die Promenade, die auf den alten Festungswällen angelegt worden war und gut dreiviertel der ganzen Stadt umschloß.

„Mag morgen die Bombe platzen!" knirschte er ein über das andere Mal. „Ich gehe nicht hin."

Der laue Abend hatte viele Bürger aus den Häusern gelockt. Alle zehn Schritte mußte Max Hanschke einen Bekannten grüßen. Wie er sich auch Mühe gab, seinen Lauf zu mäßigen, immer wieder kam er ins Stürmen. So hatte er in knapp einer halben Stunde die ganze Promenade durcheilt, und zwar auf der mit hohen Linden bepflanzten Hauptallee, und schickte sich nun an, den Weg zurück zu machen. Da er aber ein noch beschleunigteres Tempo wählte, begann er den guten Spießbürgern bereits aufzufallen. Sie drehten sich nach ihm um und machten Glossen. Das ärgerte ihn, und er schwenkte deshalb von der Allee ab in die vielfach gewundenen Gänge,

die sie zu beiden Seiten zwischen Fliederboskets und Rosenbeeten in grotesken Schlangenwindungen begleiteten. Hier gab es halboffene Buchenhecken, in deren verschwimmenden Hintergrund Bänke zum Sitzen einluden.

Plötzlich blieb er stehen und holte tief Atem.

Er wollte ein Mann sein und je eher je lieber ein Ende machen. Morgen schon wollte er mit Emil Drenckhan abrechnen, ihm den ganzen Bureaukram vor die Füße werfen und schnurstracks zum alten Peukert laufen. Wenn er da nicht unterkommen konnte, dann wollte er sein Glück bei einem anderen Gramkauer Bauern versuchen. Denn dort mußte es sein, schon um Lieses willen, selbst wenn er als simpler Knecht Mist fahren müßte.

Nun endlich hatte er sich zur Klarheit durchgerungen!

Es war kein Grund mehr zum Stürmen, gemächlich wie die anderen Spaziergänger dahinschlendernd, erwog er, wo er ein kühles Glas Bier trinken sollte.

Rechts und links schaute er, und die Leute, die er traf, führten keine spitzen Bemerkungen mehr im Munde.

Plötzlich stand er, als hätte ihn der Schlag gerührt. Unfähig auch nur das letzte Glied des kleinen Fingers zu rühren, stand er vor Emil Drenckhan und seiner gegetreuen Gattin. Sie saßen auf einer ziemlich versteckten Bank, hatten ihn auf den ersten Blick erkannt und waren womöglich noch verblüffter als er selber. Eben schlug die Uhr dreiviertel neun. Flucht war unmöglich, und so schüttelte Max Hanschke mit übermenschlicher An-

strengung seine Erstarrung von sich, trat einen Schritt näher und zog den Hut.

„Nanu?" stieß Emil Drenckhan heraus. „Ich dachte —"

Weiter kam er nicht. Denn Frau Drenckhans mütterliche Gefühle waren im Hui den Ereignissen vorausgeeilt, und sie erhob sich, um den Schwiegersohn an den Busen zu drücken.

Mit fürchterlicher Deutlichkeit erkannte Max Hanschke die Kriegslist, deren Opfer er hatte werden sollen, und fand in der Empörung darüber sofort sein inneres Gleichgewicht wieder.

„Verzeihung!" sprach er kühl und wich einen Schritt zurück. „Ich fühlte mich nicht ganz wohl und mußte noch ein wenig an die frische Luft!"

„Ach!" rief Frau Drenckhan und ließ entsetzt die Arme sinken. „Sie waren noch gar nicht bei uns zu Hause?"

Damit war das Komplott aufgedeckt. Alsobald erhob sich Emil Drenckhan, um die verfahrene Sache wieder ins rechte Gleis zu bringen.

„Herr Hanschke!" sprach er, als fiele er eben aus den Wolken. „Sie haben mir da eben einen schönen Schreck eingejagt! Sie waren doch noch nie krank, und heute nachmittag habe ich auch nichts bemerkt. Wie ist Ihnen denn jetzt zumute?"

„Etwas besser!" erwiderte Max Hanschke der Wahrheit gemäß.

„Sie werden sich wohl den Magen verstaucht haben

bei dem Gaufest!" meinte Emil Drenckhan väterlich und setzte den Spazierstock an. „Kommen Sie nur mit, und wenn Sie eben zu schwach sind, einen Skat zu spielen, dann trinken Sie einen Magenbittern. Der wird Ihnen schon helfen."

„Ich kann nicht, ich kann wirklich nicht!" stieß Max Hanschke heraus und wollte sich seitwärts in die Büsche schlagen.

„Wohin wollen Sie denn?" rief Emil Drenckhan fast beleidigt. „Nach Hause? Wir haben doch einen Weg!"

Max Hanschke ging mit. Er hätte zwar gleich auf der Stelle mit Emil Drenckhan abrechnen können, allein das geschah besser morgen früh unter vier Augen. Frau Drenckhan hüllte sich in tiefes Schweigen. Für sie war Max Hanschke ein verlorener Posten, mit dem man sich von Rechts wegen nicht mehr aufzuhalten brauchte. Der Magistratssekretär aber hatte noch immer einige Hoffnung und bemühte sich redlich, nachdem er die Vorderräder des entgleisten Wagens auf die Strecke gebracht hatte, auch die Hinterräder zu lupfen.

„Wir hatten übrigens die Hoffnung schon aufgegeben, daß Sie kommen würden!" erklärte er mit lächelnder Miene und brachte als gewiegter Stadtdiplomat mit einem Atemzug drei Lügen vor. „Als Sie um halb neun nicht kamen, da sind wir etwas auf die Promenade gegangen, weil die Luft heute so schön ist. Keine zwei Minuten haben wir auf der Bank gesessen."

„Und Emilie wollte nicht mit!" ergänzte Frau Drenckhan spitz.

Max Hanschke dachte sich seinen Teil und schwieg. An der Haustür machte er von neuem Schwierigkeiten. Aber er mußte mit. Herzlich und bestimmt packte ihn Emil Drenckhan am Aermel und lotste ihn die Treppe hinauf.

Emilie öffnete. Als sie Max Hanschke erblickte, erstarrte ihr Gesicht zu Marmor. Sie erwiderte seinen Gruß nicht und behandelte ihn, als sei er Luft.

Die beiden Eltern versuchten in versöhnendem Sinne auf sie einzuwirken und überschütteten sie mit Erklärungen, vornehmlich der Vater. Die Mutter beschränkte sich schließlich auf eine süßsaure Miene. Aber Emilie blieb unnahbar. Und sie hatte sich wirklich sehr niedlich gemacht. Die Stunde, die sie in Aufregung und Bangen vergeblich auf Max Hanschke gewartet hatte, verzieh sie ihm niemals. Sie hatte auch ihren Stolz.

Max Hanschke war damit zufrieden.

„Fräulein Emilie!" begann er ruhig.

Aber sie hörte ihn nicht an. Auf dem Absatz machte sie kehrt und warf die Stubentür hinter sich schmetternd ins Schloß. Die Mutter lief ihr nach, um das arme Kind zu trösten, und zu retten, was vielleicht noch zu retten war.

Max Hanschke war gar nicht bestürzt, Emilies Verhalten imponierte ihm sogar.

„Es ist wohl besser, ich empfehle mich!" sprach er.

„Na, warum so eilig!" grollte Emil Drenckhan. „Sie hat ihre Launen, Sie wissen ja, die Weiber, aber den Magenbittern müssen Sie noch trinken!"

„Ich danke!" erwiderte Max Hanschke, schon mit ei-

nem Fuß auf der Treppe. „Ich fürchte, er bekommt mir nicht!"

Und unten war er.

Als Emil Drenckhan im Speisezimmer die geschliffene Flasche neigte, um allein einen Magenbittern zu genießen, trat seine Frau mit einem schrecklich bleichen und ernsten Gesicht herein.

„Was ist denn los?" rief er ängstlich.

„Es ist aus!" erklärte sie mit einer Stimme, als sei sie eben aus dem Grabe auferstanden. „Sie nimmt ihn nicht, unter keiner Bedingung, und ich würde es an ihrer Stelle genau so machen. Du wirst dich schon nach einem anderen umsehen müssen!"

„Was?" schrie er und stellte das gefüllte Gläschen wieder hin, so zitterten ihm vor Schreck die Finger. „Ja, was denkst du dir denn? Meinst du, das ist so einfach?"

„Deine Sache!" entschied sie hoheitsvoll und rauschte mit dem gekränkten Stolz einer Königin hinaus.

„Deine Sache, meine Sache!" stöhnte er und wischte sich ratlos und verzweiflungsvoll über die Glatze.

Dann trank er doch den Magenbittern.

Max Hanschke aber stand vor dem Alten Fritz, einem ehrwürdigen Gasthaus auf der Brückenstraße, wo die jüngeren, unverheirateten Beamten der Stadt verkehrten. Es gab da immer eine flotte Kellnerin und ein gutes Glas Bier.

Als er eintrat, war der Stammtisch vollzählig versammelt. Kein anderer als Alois Wollenberg führte den

Vorsitz und das große Wort. Sie bewunderten ihn alle heimlich, daß es ihm gelungen war, sich eine so schwerreiche Bauerntochter wie Minna Peukert zu fischen. Daraufhin hatte er auch Kredit, und es saß keiner am Tische, den er nicht schon um größere oder kleinere Beträge erleichtert hatte.

Wenn die Kellnerin bei ihm vorbeikam, schäkerte er mit ihr, was sie sich gern gefallen ließ. Die anderen wurden von ihr mehr oder weniger abgeblitzt.

Max Hanschke bestellte sich ein Glas Bier und schäkerte nicht mit der Kellnerin.

Die Tafelrunde wurde zusehends lebhafter. Alois Wollenberg sprach von den 50 000 Talern, die Minna Peukerts Mutterteil ausmachten, als hätte er es schon in der Tasche. Max Hanschke widerte das an.

Er ist wohl doch ein Lump! dachte er still bei sich, trank das Bier aus und sah nach der Uhr.

Zur Strafe mußte er eine Runde ausgeben. Er wurde davon nicht gleich arm, denn er kam selten an den Tisch, war sparsam und hatte ein paar hundert Mark auf der Sparkasse. Erst nach ein Uhr brachen sie auf. Max Hanschke und Alois Wollenberg gingen ein Stück zusammen. Als sie beim Bräustübel vorbeikamen, wollte Alois Wollenberg mit aller Gewalt hinein. Aber es war schon geschlossen. Max Hanschke war unterdessen weitergegangen. Alois Wollenberg sah das Vergebliche seines Pochens ein und beeilte sich, Max Hanschke wieder einzuholen.

„Na, Sie Bureaubockreiter!“ rief er und schlug ihm

derb auf die Schulter. „Was wollen Sie eigentlich da draußen in Gramkau? Etwa meine Schwägerin? Die schlagen Sie sich nur aus dem Kopf!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich sie drin habe?" antwortete Max Hanschke.

„Hehe," lachte Alois Wollenberg und rülpste sich, „das merkt doch ein Pferd. Und wie haben Sie sich vorgestern im Russischen Kaiser aufgespielt? Das wäre so ein fetter Bissen für Sie, die Liese. Das glaub' ich schon. Aber da kommen Sie um zwei Posttage zu spät. Nächsten Sonntag kriegt sie Besuch. Da kommt der Johnwitzer Bauer Traugott Baldrian auf die Freite. Wissen Sie, was das ist? Die Sache ist so gut wie perfekt. Und Geld hat der Kerl. So einen Schwager kann ich gerade gebrauchen."

Da stand er vor seiner Wohnung. Max Hanschke wünschte ihm eine gute Nacht, die Alois Wollenberg bitter nötig hatte, denn er war durchaus nicht mehr nüchtern.

Nächsten Sonntag? dachte Max Hanschke im Weiterschreiten. Da muß ich mit dabei sein. Es wird ja auch Zeit, daß ich mit dem alten Peukert spreche.

Er warf die Büchse noch lange nicht ins Korn, jetzt erst recht nicht, nachdem die Sache mit Emilie ins Reine gekommen war. Und übrigens konnte ja Alois Wollenberg geschwindelt haben. Dem war das und noch weit Schlimmeres zuzutrauen.

IX

Am nächsten Morgen wartete Max Hanschke vergeblich auf das Platzen der Bombe. Emil Drenckhan hoffte nämlich noch, daß sich Emilie besinnen würde, ferner wußte er vorläufig noch nicht, wen er sich für Max Hanschkes Posten ausbitten solle, und endlich waren die beiden Bürgermeister an diesem Tage viel zu sehr beschäftigt, als daß sie Zeit gefunden hätten, sich mit Emil Drenckhans häuslichen Sorgen zu befassen. Sie berieten eifrig über die Punkte, die der Erste Bürgermeister in der heutigen Gemeindeversammlung in Gramkau für die Eingemeindung vorzubringen gedachte, und über die Maßnahmen, die zu ergreifen waren, falls sich die Gramkauer Bauern nicht belehren lassen wollten.

Die Versammlung war um acht Uhr abends im Blauen Roß angesetzt worden, und schon eine halbe Stunde vorher erschienen die ersten Gemeindemitglieder.

In der Hinterstube standen vier große Tische, und über jedem brannte eine Petroleumlampe, obschon es draußen noch ganz hell war.

Der kluge Klamt war mit bei den ersten und setzte sich

an seine alte Ecke neben dem eisernen Ofen. An diesem dritten Tisch hatten von altersher die vermögenderen Gärtnerstellenbesitzer ihren Platz, während die weniger gut situierten mit den Häuslern und Arbeitsleuten den vierten Tisch innehatten. Am zweiten Tische saßen die Großbauern, während der erste Tisch für den Gemeindevorsteher, die beiden Schöffen und den Gemeindeschreiber reserviert blieb.

Als die Uhr acht schlug, war die Versammlung längst beschlußfähig. Am zweiten Tische wurde nur Bier getrunken und Zigarren geraucht, am vierten Tische trank man Schnaps und qualmte heftig aus kurzen Porzellankopfpfeifen. Der dritte Tisch, an dem Julius Klamt den unbestrittenen Vorsitz führte, trug beide Getränke im bunten Gemisch, ebenso fanden sich Zigarren und Pfeife in guter Nachbarschaft.

Gleich nach acht Uhr trat Medardus Hähnel herein und wurde von allen Seiten mit Respekt begrüßt. Er legte das dicke Protokollbuch vor sich hin und schlug es auf. Der alte Stickel brachte ihm ein Glas Bier, Tinte und Feder und ging wieder hinaus.

Die Unterhaltung, die bisher ziemlich laut geführt worden und von Tisch zu Tisch gegangen war, wurde nun merklich gedämpfter, denn die Mehrzahl der Gemeindemitglieder war bei Medardus Hähnel in die Schule gegangen.

Hauder und Jüttner, die beiden Schöffen, kamen nun herein, setzten sich zu ihm und fragten leise nach diesem und jenem. Es handelte sich vornehmlich um die Einge-

meindungsfrage. Bald darauf war die Stube von groben und gröberen Stimmen erfüllt. Dicker Tabakrauch stieg zu den vier Petroleumlampen empor und fand nur mühsam durch einen oberen offenen Fensterflügel Abzug.

Die Spannung wuchs zusehends. Daß sich der Erste Bürgermeister selbst in der Gramkauer Gemeindeversammlung hören lassen würde, das war bisher noch nicht dagewesen.

„Der mag reden, was er will!" schrie Julius Klamt über alle vier Tische hinweg. „Wir wollen ihn schon heimschicken!"

Das war fast allen aus der Seele gesprochen. Gläser stießen aneinander, daß es klirrte, und geballte Fäuste schlugen auf den Tisch. Nur die Arbeiter, die in der Stadt ihren Verdienst fanden, hielten sich ruhiger.

Unter diesem Tumult trat Karl Peukert herein und setzte sich an den ersten Tisch obenan, dessen eine Langseite für die beiden Bürgermeister freigelassen wurde.

Doch die ließen auf sich warten.

Die Eingemeindungsfrage stand auf der Tagesordnung obenan. Die anderen Punkte betrafen die Ueberführung der tauben Therese ins Krankenhaus und den Neubau des Armenhauses.

Die beiden Bürgermeister hielten offenbar das akademische Viertel ein, einen Gebrauch, den man in Gramkau nicht kannte. Der Gemeindevorstand wurde sich schlüssig, den ersten Punkt der Tagesordnung vorerst beiseite zu lassen und zunächst die andern beiden Punkte zu erledigen. Ehe sich Karl Peukert erhob, um die Versammlung zu

eröffnen, tat sich die Tür auf, und Rübenhack stolperte herein. Er kam aus der Stadt und hatte viel mehr getrunken, als ihm gut war.

Seinen Wagen, mit dem er gekommen war, hatte er mit dem Knecht nach Hause geschickt.

„Guten Abend alle zusammen!" brüllte er, indem er auf seinen Platz schwankte. „Ich hab' schon gedacht, ich komm' zu spät. Ich muß doch auch dabei sein, ich gehör' doch dazu, ich will doch mal sehen, wie dumm die Gramkauer Bauern sind."

„Halt's Maul!" schrie sein Nachbar, der dicke Fürbrink, und hieb sein leeres Glas auf den Tisch. „Du bist ja besoffen!"

„Bin ich auch!" lachte Rübenhack und ließ sich auf seinen Stuhl plumpsen. „Aber ich hab' mich nicht an Schnaps besoffen, wie ihr! Wein habe ich getrunken, Sekt!"

Da rührte Karl Peukert die Glocke, Rübenhack fuhr herum, tat den Mund zu, und es wurde still. Die Versammlung wurde eröffnet, und der Vorschlag des Vorstandes den Anwesenden unterbreitet.

„Das ist nicht nötig!" schrie Rübenhack dazwischen. „Die beiden Bürgermeister sind schon unterwegs, ich hab' sie in der Vorstadt getroffen und hab' ihnen meinen Wagen angeboten, aber sie wollten nicht. Er war ihnen wohl nicht fein genug."

„Du warst ihnen zu besoffen!" bemerkte der Bauer Klinke, sein anderer Nachbar.

Also wartete man noch ein paar Minuten, bevor man

in die Tagesordnung eintrat. Inzwischen verlas der Schriftführer das Protokoll der vorigen Sitzung, das ohne weiteres genehmigt wurde. Dann wurde die Präsenzziffer festgestellt. Anwesend waren elf Bauern, acht Stellenbesitzer und siebzehn Häusler und Tagelöhner. Der Inspektor der großen Sägemühle an der Oder und der Direktor der Chamottefabrik über der Chaussee glänzten wie immer durch Abwesenheit.

Endlich stieß der alte Stickel die Türe auf und ließ die beiden Bürgermeister herein. Karl Peukert ging ihnen drei Schritte entgegen und holte sie an den Tisch. Die Schöffen und der Schriftführer erhoben sich, wurden vorgestellt und setzten sich wieder. Dann trat man in die Tagesordnung ein, und der Erste Bürgermeister Bielau begehrte sofort das Wort. Er hielt nun eine seiner glänzenden, schlagkräftigen Reden, mit denen er gewohnt war, in den Magistrats- und Stadtverordnetensitzungen seine Erfolge zu erzielen.

Die Anwesenden lauschten ihm mit großer Aufmerksamkeit, die Bauern mit einem unsicheren Lächeln, die Stellenbesitzer mit eingezogenem Nacken und die Häusler und Tagelöhner mit offenem Munde. Karl Peukert hielt den Blick gesenkt, und der Lehrer sah nur zuweilen auf, da er sich für sein Protokoll die Hauptpunkte der Rede notieren mußte.

Bürgermeister Bielau verstand es, die Bauern zu nehmen. Zuerst appellierte er an ihre Königstreue und Vaterlandsliebe und flocht dabei sehr wirkungsvoll das Wort ein von Preußen, dem Lande der Schulen und Ka-

fernen, dann betonte er die unumgängliche Notwendigkeit, daß die Stadt sich ausbreiten müsse, daß sie aber auch bereit sei, dafür Opfer zu bringen. Schließlich kam er mit der Statistik, wobei ihm der Zweite Bürgermeister durch Zureichen der nötigen Unterlagen hilfreich zur Hand ging. Er zog als Beispiele andere Städte heran, wo die Verhältnisse zu den umliegenden Dörfern ähnlich lagen und schon weiter fortgeschritten waren. Er nagelte die Zahlen gleichsam in die harten Köpfe der Dörfler hinein, bewies ihnen haargenau, daß das größere Gemeinwesen geringere Verwaltungsspesen hätte als das kleinere, und daß alle diese Unkosten, auf den Kopf der Bevölkerung verteilt, geradezu lächerlich gering wären. Zu diesen direkten Vorteilen kämen die indirekten, vor allem die Verdoppelung und Verdreifachung des Bodenwertes, der in allen diesen als leuchtende Beispiele angeführten Eingemeindungen für die Landgemeinden herausgesprungen wäre. Und wiederum warf er ihnen Zahlen über Zahlen an die Köpfe.

Aber die Bauern mißtrauten den Zahlen. Was für andere Dörfer maßgebend gewesen war, danach brauchten sie sich noch lange nicht zu richten! Von dem Bürgermeister ließen sie sich überhaupt nicht aufs Glatteis locken! Das war ein Fuchs, der nur dann einen Groschen hergab, wenn er wenigstens einen Taler Zinsen brachte. Tatsache war, daß die Steuerzuschläge der Stadt, seit der Erste Bürgermeister Bielau dort das Regiment führte, von Jahr zu Jahr gewachsen waren, so daß sie jetzt beinahe die Höhe der Gramkauer Steuer-

zuschläge erreicht hatten. Und nun sank ihre Aufmerksamkeit zusehends. Einer stieß den anderen an, erst heimlich unter dem Tische, dann darüber. Und als der Redner erst auf die Pflasterung, die Gasbeleuchtung und die Kanalisation kam und ausmalte, wie diese Wohltaten auch dem einzugemeindenden Dorfe zugute kommen würden, da lachten ein paar grob heraus.

Der Bürgermeister ließ sich von der Unruhe, die stetig wuchs, nicht stören. Nur kam in seinen Ton etwas Drohendes. Er fuhr nun gröberes Geschütz auf. Er stellte zunächst fest, daß die Einwohnerzahl des Dorfes in den letzten zwanzig Jahren um fünf Prozent zurückgegangen und daß die Schülerzahl noch weit bedeutender gesunken sei.

Daraus folgerte er kühn, daß sich das Dorf bereits im Zustand der inneren Zersetzung befinde.

„Oho!" schrie es da von allen Seiten.

Das war ihnen doch zu starker Tabak.

„Sie wollen nicht, meine Herren!" rief der Bürgermeister, ohne sich beirren zu lassen. „Aber Sie werden die Entwickelung nicht aufhalten. Sie wollen den Kampf, Sie sollen ihn haben. Die Pläne für die Kasernen sind fertig, die Kontrakte mit den Pächtern unserer Gramkauer Ländereien haben wir gelöst, binnen acht Tagen wird da drüben der erste Spatenstich getan werden. Zwei Fabrikschornsteine rauchen bereits auf Ihrem Gebiet, wenn auch an den Grenzen, und in wenigen Wochen werden Sie den dritten mitten im Dorf haben."

„Das ist wahr!" schrie Rübenhack, um dem Bürger-

meister beizuspringen. „Ich hab' heut' meinen Hof an die Gebrüder Stacher verkauft, und die kommen mit ihrer Korbfabrik hier heraus."

„Dann hast du hier gar nichts mehr zu suchen!" rief der Bauer Klinke.

„Hah!" grinste ihn Rübenhack an. „Noch bin ich Besitzer. Morgen erst machen wir es notariell. Ich stimme mit ab."

Karl Peukert rührte die Glocke, und der Bürgermeister fuhr fort:

„Meine Herren, falls Sie sich nicht eingemeinden lassen wollen, werden Sie binnen kurzem vor der Notwendigkeit eines Schulneubaues stehen. Die Gebrüder Stacher gedenken nämlich nicht nur ihre Fabrik sondern auch ihre Arbeiter nach Gramkau zu bringen. Das dürfte Ihnen einen Zuwachs von fünfzig bis hundert Köpfe bringen.

Auch der Magistrat wird sich jedenfalls entschließen, um das Stadtgut nutzbar zu machen, die darauf befindlichen Wirtschaftsgebäude zu Arbeiterwohnungen umzubauen. Sie werden in wenigen Wochen einen solchen Zuwachs von Schülern haben, daß Sie eine zweite Lehrkraft und ein zweites Klassenzimmer benötigen werden. Einer Vergrößerung des alten Schulhauses wird die Regierung nicht zustimmen, da es im Ueberschwemmungsgebiet liegt. Sie werden also binnen Jahresfrist ein neues Schulhaus bauen müssen."

Jetzt war es mäuschenstill.

Medardus Hähnel warf ostentativ den Federhalter hin.

Karl Peukerts rechte Faust, die auf den vor ihm liegenden Papieren ruhte, zuckte krampfhaft.

Gegen diese Kampfesweise bäumte sich sein Stolz auf. Das Dorf, dem er vorstand, sollte nicht sterben! Er wollte es halten, seine Eigenart und sein Selbstbestimmungsrecht verteidigen, und es wuchs ein so starker Trotz in ihm empor, auch eine schon halb verlorene Sache bis zum letzten Blutstropfen zu halten.

Aber das Dorf war noch gar nicht verloren. Es galt nur treu zusammenzuhalten, Opfer zu bringen und dem skrupellosen Feind den Kampf bis aufs Messer anzusagen.

„Meine Herren!" rief der Bürgermeister mit erhobener Stimme, denn er näherte sich dem Ende seiner Ausführungen. „Ich bin zu Ihnen herausgekommen, um die Sachlage zu klären. Ihre heutige Abstimmung wird nicht die letzte sein. Stimmen Sie der Eingemeindung zu, so fällt die ganze Schulkalamität fort, die Gramkauer Schule wird aufgehoben, die Kinder werden von unseren städtischen Schulen übernommen und Ihr Herr Lehrer wird pensioniert."

Medardus Hähnel schüttelte den grauen Kopf.

„Eventuell mit vollem Gehalt!" flüsterte ihm der Zweite Bürgermeister zu.

Aber auch auf diesen verlockenden Köder biß er nicht.

„Ich beantrage," schloß der Bürgermeister seine Rede, „geheime Abstimmung über den ersten Punkt der Tages-

ordnung und bitte Sie, nochmals zu bedenken, daß die Firma Stacher prinzipiell nur verheiratete Leute beschäftigt, die sehr zahlreiche Familien haben. Denn wie Sie wissen, müssen die Kinder die leichte Arbeit des Weidenschälens verrichten. Stimmen Sie für die Eingemeindung, meine Herren, und stemmen Sie sich nicht einer Notwendigkeit entgegen, deren Kommen Sie weder verhindern noch verzögern können."

Damit setzte er sich und unterhielt sich leise mit seinem Kollegen.

Aller Augen richteten sich auf Karl Peukert, der sich nun erhob. Gegen die geheime Abstimmung wurde kein Widerspruch laut. Keiner wünschte das Wort, weil jeder von Karl Peukert die Antwort auf des Bürgermeisters Rede erwartete.

„Ich bringe den Punkt zur Abstimmung!" sprach er mit fester Stimme. „Wer für die Eingemeindung ist, schreibt Ja! auf den Stimmzettel, wer dagegen ist, schreibt Nein! Wer nicht weiß, wie er stimmen soll, gibt einen weißen Zettel ab!"

„Wir wissen es schon!" rief Julius Klamt und zog einen kurzen Bleistift aus der Westentasche.

„Und was nun das Uebrige anbelangt," fuhr Karl Peukert fort, „was uns der Herr Bürgermeister hier verheißen hat, so muß ich ihm darauf erwidern, daß wir Bauern sind und keine Städter. Wenn wir eine gepflasterte Straße brauchen, dann können wir sie uns selber pflastern. Gaslaternen brauchen wir nicht, denn wir gehen zeitig zu Bett und stehen mit der Sonne auf.

Schlimmstenfalls finden wir unseren Weg auch im Dunkeln. Denn wir gehen immer geradeaus. Mit der Kanalisation wissen wir Bauern nichts anzufangen. Das wäre ein schlechter Landwirt, der seine Jauche fortlaufen ließe. Und was der Schulbau anbetrifft, von dem der Herr. Bürgermeister geredet hat, so werden wir eben bauen, wenn's nötig ist, und einen zweiten Lehrer anstellen, wenn es die Regierung will. Ob es aber nun gerade anständig ist, uns soviel Leute auf den Hals zu schicken, das mag sich der Herr Bürgermeister selbst beantworten."

„Bravo!" rief Medardus Hähnel laut.

Der Zweite Bürgermeister sprang entrüstet auf.

„Lassen Sie nur, lieber Herr Kollege!" beruhigte ihn der Erste Bürgermeister lächelnd und erhob sich sofort zu einer Erwiderung.

„Zu der letzten Aeußerung des Herrn Vorsitzenden muß ich bemerken, daß in den Kampf zweier politischer Gemeinden moralische Erwägungen von Uebel sind. Zudem beruht die Uebersiedelung der Gebrüder Stacher nach Gramkau auf dem freien Entschluß der Firma. Als der Magistrat davon Kenntnis erhielt, hatte er allerdings nicht die geringste Veranlassung, die Firma von diesem Schritte zurückzuhalten. Ich aber mache kein Hehl daraus, daß ich, wo es sich um das Wohl und Wehe des Gemeinwesens handelt, dem ich vorstehe, mir kein Gewissen daraus mache, im Notfalle auch zu Mitteln zu greifen, die ich zur Erzielung eines persönlichen Vorteils niemals anwenden würde."

„Abstimmen!" schrie Rübenhack. „Ich bin für die Eingemeindung."

Die beiden Schöffen verteilten die Stimmzettel. Dann nahm Jüttner seine Mütze vom Nagel, um die Zettel einzusammeln. Nur drei Zettel trugen das Wort Ja, alle anderen waren gegen die Eingemeindung abgegeben worden.

„Ich hatte nichts anderes erwartet!" erklärte der Erste Bürgermeister und griff zum Hute. „In spätestens einem Jahre werden Sie entgegengesetzter Meinung sein. Guten Abend, meine Herren!"

Kaum hatte sich die Türe hinter den beiden Bürgermeistern geschlossen, brach ein Tumult los, daß keiner sein eigenes Wort verstehen konnte.

Rübenhack brüllte gegen alle anderen an, die ihm seine Beleidigungen doppelt und dreifach zurückgaben. Nur Julius Klamt verhielt sich merkwürdigerweise still.

Erst nach einer längeren Beruhigungspause konnte die Verhandlung weiter geführt werden. Der Neubau des Armenhauses wurde auf Vorschlag Karl Peukerts abgelehnt, nachdem man die Ueberweisung der tauben Therese ins Krankenhaus bewilligt hatte.

Karl Peukert erbot sich, auf seinem Hofe dem Vogelfranz Unterkunft zu gewähren, falls das Armenhaus vor Erledigung der Schulfrage ganz unbewohnbar würde. Nach dem Neubau der Schule sollte das alte Schulhaus als Armenhaus in Gebrauch genommen werden. Darauf wurde die Sitzung geschlossen.

Karl Peukert, Medardus Hähnel und noch etliche

kleine Leute gingen heim, die anderen blieben sitzen und ließen sich vom alten Stickel die Karten bringen. Die Bauern spielten Skat, die Stellenbesitzer Schafskopf und die Häusler Sechsundsechzig. Zwischendurch schimpften alle auf den Bürgermeister Bielau und lobten Karl Peukert, der es ihm ihrer Meinung nach gut und kräftig gegeben hatte.

Der kluge Klamt spielte nicht mit, saß hinter dem Bierglase und spann seine eigenen Gedanken. Das mit den Arbeiterwohnungen war keine schlechte Idee. Nur billiger mußten sie sein als in der Stadt. Er hatte da dicht an der Stadtgrenze einen kleinen Fetzen Kartoffelland, der sich vorzüglich zum Bebauen eignete.

Bald darauf ging er nach Hause, um sich die Sache gründlich zu beschlafen.

X

Im Laufe der Woche wurde die Luft im Magistratssekretariat immer schwüler. Emil Drenckhan war nun allgemach zu der Ueberzeugung gekommen, daß Max Hanschke für das Magistratssekretariat vollkommen ungeeignet sei, und sah sich in den anderen städtischen Bureaus nach einer Ersatzkraft um.

Sein Auge fiel auf Richard Krause, der im Anmeldebureau Formulare ausfüllte und den Herrn Magistratssekretär immer mit tiefster Ergebenheit grüßte. Außerdem war dieser junge Mann der Sohn achtbarer Eltern.

Max Hanschke merkte an Emil Drenckhans steigender Raunzigkeit, daß etwas im Werke war, allein die beiden Bürgermeister hatten noch immer keine Zeit für die Reorganisation des städtischen Beamtenkörpers und kamen vorläufig nicht aus den Geheimkonferenzen mit den Gebrüdern Stacher heraus, von denen der eine im Stadtrat saß und der andere dem Stadtverordnetenkollegium angehörte.

So sehr Frau Drenckhan auch drängte, der Magistratssekretär faßte sich in Geduld. Auf den geeigneten Zeitpunkt und die gute Laune der beiden Stadtregenten kam alles an. Denn bisher hatte er Max Hanschke immer bis übers Bohnenlied gelobt.

Max Hanschke schrieb die Buchstaben wie gestochen und arbeitete mit einem wahren Feuereifer. Die erledigten Akten sausten nur so in die Ecke, daß der Staub in dicken Wolken aufflog. Auch Emil Drenckhan war sehr fleißig und versagte sich sogar das Nachmittagsschläfchen, was ihm allerdings sehr schmerzlich ankam. So verging der Sonnabend, ohne daß es zu einer Entladung gekommen wäre. Punkt sechs Uhr schloß Max Hanschke das Pult, wünschte kurz: Guten Abend! und drückte sich. Der Sekretär blieb sitzen, ohne den Gruß weiter zu beachten.

Max Hanschke blieb im Torweg des Rathauses stehen und las in dem dort angebrachten Aushangkasten des Standesamtes das Aufgebot des Feldmessers Alois Wollenberg mit der unverehelichten Minna Peukert.

Da habe ich wohl die Ehre, dachte Max Hanschke auf dem Heimwege, auch Herrn Alois Wollenberg morgen begrüßen zu können.

Am anderen Morgen wachte er so zeitig auf, daß er sich in aller Ruhe überlegen konnte, ob er besser am Vormittag oder am Nachmittag nach Gramkau gehen sollte.

Eile mit Weile! dachte er, entschloß sich für den Nach-

mittag, legte sich auf die andere Seite und schlief bis zum Mittag.

Um diese Zeit bog in das offene Tor des Peukertschen Hofes eine mit zwei Rappen bespannte Kutsche ein, worin Traugott Baldrian aus Johnwitz saß, der nach Gramkau auf die Freite kam. Karl Peukert empfing ihn an der Treppe des Hauses mit einem kräftigen Handschlag und führte ihn über den Hof zum Großvater hinüber, während der Knecht mit Hilfe des Pferdejungen die Tiere in den Stall brachte und den Wagen unter die Remise schob.

Der alte Peukert hockte wieder im Lehnstuhl und bot dem Gast ein freundliches Willkommen. Ueber den Zweck des Besuches wurde noch nicht gesprochen. Traugott Baldrian war überhaupt kein Freund vom Sprechen, er sagte ja und nein, wenn man ihn etwas fragte, und behielt seine Gedanken meistens für sich.

Er war so unheimlich schwerfällig in seinem Denken und Tun, daß er trotz seiner fünfunddreißig Jahre noch keine Frau gefunden hatte. So oft er auch schon auf der Freite gewesen war, immer hatte sich die Sache zerschlagen.

Der alte Peukert gab sich alle Mühe, das Gespräch im Gange zu halten. Mehr als drei Silben auf einmal ließ sich Traugott Baldrian nicht herauspressen. Karl Peukert beteiligte sich nicht am Gespräch und hörte schweigend zu. Sonderlich sympathisch war ihm dieser plumpe, unbeholfene Gast nicht, aber mit dem windigen Alois Wol-

lenberg, den er unterdessen notgedrungen kennen gelernt hatte, gab es einen Unterschied wie Tag und Nacht.

Traugott Baldrian saß, ein breiter, wohlgenährter Mann, mit unerschütterlicher Ruhe auf dem Stuhl und erkundigte sich nicht mit einem Wort nach Liese.

„Ich kann nicht gut fort!" wandte sich der alte Peukert an seinen Enkel. „Zeig' ihm mal den Hof und die Ställe und das Vieh."

Traugott Baldrian nickte ernsthaft.

„Hernach wird es wohl Zeit sein zum Mittagessen!" fuhr der Alte fort. „Nachmittags könnt ihr ja ein Stück durchs Dorf und über die Felder gehen, und abends können wir dann weiter reden."

„Ja!" meinte Traugott Baldrian und erhob sich schwerfällig.

Sie gingen über den Hof, um die große Düngerstätte herum, in den Kuhstall, durch den Schweinestall zum Pferdestall hinüber, zurück durch den Maschinenschuppen.

Traugott Baldrian riß die kleinen in Fettpolstern ruhenden Augen immer weiter auf.

Das war eine Landwirtschaft, die sich sehen lassen konnte!

Liese hantierte währenddessen am breiten Küchenherd. Schon durchs Fenster hatte sie Traugott Baldrian erspäht.

Daß er ein gesetzter Mann war, gefiel ihr. Was sollte sie auch mit einem jungen Springinsfeld!

„Meine Schwester Liese!" sagte Karl Peukert, als er mit dem Besuche in die Küche trat.

Liese schaute ruhig von ihrer Arbeit auf, trocknete sich die nassen Hände an der Schürze und bot Traugott Baldrian einen guten Tag.

„Guten Tag auch!" schmunzelte er übers ganze, breite Gesicht und behielt ihre Hand länger zwischen seinen dicken Fingern, als es unbedingt nötig war.

Sie gefiel ihm! Sie war jung, frisch, schlank, kräftig, und konnte zugreifen, und Geld hatte sie auch. Da war alles zusammen, was Traugott Baldrian suchte, und aus dem Schmunzeln wurde ein freundliches Grinsen.

Na! dachte Liese still bei sich. Das Pulver hat er nicht erfunden. Aber was braucht ein Bauer das Pulver erfunden zu haben? Ehe ich eine alte Jungfer werde, lieber nehme ich ihn.

„Haben Sie auch einen ordentlichen Appetit mitgebracht?" fragte sie ihn. „Das Essen ist gleich fertig."

„Schön!" grinste er und folgte Karl Peukert ins Speisezimmer.

Minna war längst zum Promenadenkonzert in die Stadt gegangen, um sich da mit ihrem Bräutigam zu zeigen. Zum Kaffee aber wollte sie ganz bestimmt zurück sein und Alois Wollenberg mitbringen.

So saß Karl Peukert mit Traugott Baldrian allein am gedeckten Tisch und öffnete einstweilen eine Rotweinflasche. Sie stießen an und tranken. Der Wein löste in Traugott Baldrian einen Gedanken, der nach einigen Schwierigkeiten den Weg auf die Zunge fand.

„Die Liese ist ein hübsches Mädel!“ sprach er. „Ob sie mich wohl leiden mag?“

Karl Peukert zuckte nur mit den Achseln.

Jetzt brachte die Magd die Suppe herein, und Traugott Baldrian konnte es aufgeben, nach einem neuen Gedanken zu jagen. Liese, die den Braten hereinbrachte, erkannte bald, daß sie sich nicht anzustrengen brauchte, den Gast zu unterhalten.

Es schmeckte ihm, und das war die Hauptsache.

Er füllte sich vom Schweinebraten, von den Kartoffelklößen und vom Dämpfkraut dreimal auf und bei dieser ausdauernden Tätigkeit keimte ihm der zweite Gedanke ganz von selbst: kochen kann sie auch.

Unterdessen hatte die Magd dem alten Peukert das Essen ins Auszughaus getragen.

Der hatte nicht soviel Appetit wie Traugott Baldrian, ließ aber Lieses Kochkunst doch alle Ehre angedeihen.

Noch bevor er ganz fertig war, sah er Max Hanschke ins Hoftor einbiegen und schnurstracks auf sich zukommen.

„Bringen Sie schon wieder einen Brief?“ begrüßte ihn der Alte freundlich.

„Dieses Mal nicht!“ erwiderte Max Hanschke und setzte sich. „Ich wollte mich nur mal nach Ihrem Befinden erkundigen!“

„Na, das ist aber schön!“ rief der Alte geschmeichelt.

„Und gleichzeitig wollte ich die Gelegenheit benutzen, Sie um Rat zu fragen!“ fuhr Max Hanschke energisch

fort. „Ich habe nämlich die feste Absicht, Landwirt zu werden.“

„Landwirt?“ rief der Alte ehrlich erstaunt. „Wirklich Landwirt? Sie machen doch nur Spaß!“

„Es ist mein vollster Ernst!“ erklärte Max Hanschke rund heraus und straffte sich. „Ich habe mir die Sache dreidoppelt überlegt. Ich halte die Bureauarbeit einfach nicht mehr aus.“

„Ach so!“ nickte der Alte, der nun zu begreifen anfing. „Aber da fangen Sie doch lieber was anderes an, warum denn gerade Landwirt, das paßt doch gar nicht für Sie.“

„Warum nicht?“ begehrte Max Hanschke auf. „Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, oder meinen Sie, es wird nicht gehen?“

„Hehe!“ versetzte der Alte schmunzelnd. „Möglich ist alles. Wenn Sie nun einmal Lust dazu haben, warum sollte es dann nicht gehen.“

„Das wollte ich nur von Ihnen hören!“ atmete Max Hanschke auf. „Wie sind denn die Aussichten für mich in diesem Beruf?“

„Haben Sie Kapitalien?“ fragte der Alte ernsthaft.

„Ein paar hundert Mark habe ich auf der Sparkasse!“ erklärte Max Hanschke kleinlaut.

„Damit können Sie sich kein Rittergut kaufen!“ lachte der alte Peukert und drehte die Daumen umeinander. „Sie werden eben auf den Gutsinspektor losarbeiten müssen.“

„Das ist doch schon was!“ rief Max Hanschke begeistert. „Wie lange kann das wohl dauern.“

„So zehn Jahre,“ erwiderte der Alte. „Sie müssen sehen, auf irgendeinem großen Gute als Wirtschaftsassistent unterzukommen. Das wird nicht so schwer sein, denn da ist immer viel Schreiberei, und mit der Feder wissen Sie ja umzugehen.“

„Nein, nein!“ wehrte Max Hanschke entschieden ab. „Schreiben will ich nicht mehr, ich habe schon genug geschrieben. Ich möchte am liebsten so mit beiden Füßen in die Landwirtschaft hineinspringen, am liebsten als einfacher Knecht.“

„Was?“ rief der Alte erstaunt. „So ein feiner Herr aus der Stadt und will als Knecht gehen, das ist noch nicht dagewesen!“

„Macht nichts!“ versetzte Max Hanschke mit Entschiedenheit. „Auf die Feinheit pfeife ich. Wissen Sie vielleicht hier in Gramkau einen, der mich nehmen würde?“

„Der Tausend, hier im Dorfe?“ rief der Alte, als fiele er aus den Wolken. „So nahe bei der Stadt, das würde ja ein Fressen für die Städter sein.“

„Die können mir alle den Buckel langrutschen!“ erklärte Max Hanschke mit Verachtung. „Wenn Sie einen Bauern hier im Dorfe wissen, dann sagen Sie es mir. Ums Geldverdienen ist mir's nicht zu tun, und daß ein Bauernknecht verhungert wäre, das ist wohl auch noch nicht passiert.“

Der alte Peukert wiegte bedächtig das graue Haupt und erwog die Vorteile, die dem Dorfe gerade in die-

ser schweren Zeit daraus erwachsen könnten, daß sich Max Hanschke, der Magistratssekretärassistent, bei einem Gramkauer Bauern als Knecht verdingte. Auf die Dauer würde es ja doch nicht sein. So ernst nahm der Alte die kuriose Absicht nicht. Mit prüfendem Auge überlief er Max Hanschkes breite und kraftvolle Gestalt.

„Schwach auf der Brust sind Sie ja nicht!" sprach er wohlwollend. „Aber Sie stellen sich das Ding vielleicht leichter vor als es ist."

„Ich fürchte mich nicht!" rief Max Hanschke und wies seine muskulösen, durch mancherlei Sportbetätigung ausgearbeiteten Fäuste. „Versuchen Sie es doch ein paar Wochen mit mir, denn am liebsten würde ich schon hier auf dem Hofe bleiben."

„Hm!" machte der Alte. „Das ist gar kein schlechter Gedanke! Jetzt vor der Ernte können wir gut und gern noch ein paar Hände gebrauchen, die zugreifen können. Und wenn es wirklich Ihr Ernst ist, dann kann ich ja mal mit meinem Enkelsohn darüber sprechen."

„Schön!" rief Max Hanschke beglückt. „Ich nehme das für eine halbe Zusage, morgen mittag komme ich mir die andere Hälfte holen."

In diesem Augenblick trat aus dem gegenüberliegenden Wohnhause Karl Peukert mit seinem Gaste auf den Hof heraus.

„Sie haben wohl Besuch?" fragte Max Hanschke neugierig.

„Das ist der Bauer Traugott Baldrian aus John-

witz!“ belehrte ihn der Alte arglos. „Der hat's auf die Liese abgesehen.“

„So, so!“ machte Max Hanschke und schaute genauer durchs Fenster, wobei er den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter neigte. „Er hat ein bißchen krumme Beine.“

„Das macht nichts! Er hat bei der Kavallerie gedient!“ lachte der Alte und wies auf Alois Wollenberg, der eben mit Minna in den Hof einbog. „Gucken Sie sich den an, der hat keine krummen Beine, und doch ist er keinen Schuß Pulver wert. Was für ein verkniffenes Gesicht der Kerl hat! Wo hat das Mädel, die Minna, nur ihre Augen gehabt, daß sie sich in den Menschen vergaffen konnte.“

„Ja!“ versetzte Max Hanschke achselzuckend. „Wo eben die Liebe hinfällt!“

Karl Peukert hatte unterdessen das Brautpaar mit Traugott Baldrian bekannt gemacht, der bei der Vorstellung kaum an den Hut griff, er meinte ja auch nicht Minna, sondern Liese, und Alois Wollenberg, den geschniegelten Stadtfatzken, mißachtete er gründlich.

Liese, die sich aus dem Fenster beugte, machte der Begegnung ein Ende.

„Schnell, schnell!“ rief sie dem Brautpaar zu und klatschte in die Hände. „Der Kaffee steht noch auf dem Tische.“

Sie gingen hinein, und Max Hanschke hielt den Atem an, um sein Blut zur Ruhe zu bringen. Dann nahm er die unterbrochene Unterhaltung wieder auf.

Bald waren sie bei der leidigen Eingemeindungsfrage angelangt, Max Hanschke geriet dabei ordentlich in Hitze, und der Alte freute sich, daß Max Hanschke nun auch mit seinem Verstande auf seiten der Gramkauer Landwirtschaft stand.

Inzwischen hatte sich das Brautpaar zu Tisch gesetzt. Liese leistete den beiden Gesellschaft, und sie sprachen über Traugott Baldrian.

Alois Wollenberg fragte nach seinen Vermögensverhältnissen, aber Liese wußte nicht mehr davon, als daß er in Johnwitz für sehr reich verschrien war.

„Liebst du ihn denn?" fragte Minna und konnte ein leises Naserümpfen nicht unterdrücken.

„Es ist doch ein ganz ordentlicher Mann!" erwiderte Liese.

Alois Wollenberg lachte darüber, und Minna verlangte frischen Rahm.

Liese lief in die Küche, um die Magd in den Keller zu schicken, aber die Magd war zum Großvater hinübergegangen, um das leere Eßgeschirr zu holen. Darum stieg Liese selbst in den Keller und ließ einige Milchschüsseln ablaufen. Sie tat außerdem hier und da ein paar nötige Handgriffe, die sie am Morgen des Besuches wegen versäumt hatte.

In dieser Zeit trat die Magd, zum Ausgehen fertig angezogen, ins Speisezimmer und bestellte, daß Fräulein Liese zum alten Herrn hinüberkommen sollte.

„Was will er denn?" fragte Minna ärgerlich.

„Ich weiß es nicht," antwortete die Magd. „Es ist

noch ein Herr aus der Stadt bei ihm, der damals den Brief gebracht hat."

„Nanu?" entfuhr es Alois Wollenberg. „Max Hanschke? Der Kerl ist doch überall."

„Du kannst gehen!" sagte Minna zur Magd. „Ich will es schon ausrichten."

Aber sie richtete es nicht aus. Als Liese aus dem Keller zurückkehrte, erfuhr sie nicht das Geringste davon, daß der Großvater drüben auf sie wartete, um sie über Traugott Baldrian auszufragen.

Seinen Gast, Max Hanschke, der schon mehrmals Miene zum Aufbruch gemacht hatte, hielt der Alte einstweilen fest, und sie gerieten immer tiefer in die Eingemeindungsfrage und in den landwirtschaftlichen Betrieb des Peukertschen Gutes hinein. Im Handumdrehen waren zwei Stunden vergangen.

„Wo das Mädel bloß bleibt?" rief endlich der Alte ganz ärgerlich. „Die Magd hat es natürlich vergessen. Gehen Sie doch mal hinüber."

Wie der Blitz fuhr Max Hanschke von seinem Stuhl, lief über den Hof und stand wie damals ratlos vor den geschlossenen Türen des Hausflurs. Auch jetzt war kein Laut zu hören. Er schritt durch den Vorraum, durch die Küche, drang durch den dunklen, gewölbten Gang mit den halsbrecherischen Stufen in den Kuhstall vor, spazierte einmal zwischen den wiederkäuenden Tieren auf und ab, machte den ganzen Weg noch einmal zurück und pochte endlich an die größte Tür im Hausflur sehr laut und vernehmlich an. Sofort ging im oberen Stockwerk eine

Tür, und eilige Schritte näherten sich dem Treppengeländer.

„Ist da jemand?“ fragte Liese und beugte sich über das Geländer.

„Jawohl!“ rief Max Hanschke hinauf.

„Ach Sie!“ sprach sie überrascht, als sie ihn erkannte. „Was wünschen Sie?“

„Ich, nichts!“ lächelte er und zog den Hut, wobei er den Kopf weit in den Nacken legte, was, von oben betrachtet, sehr komisch aussah. „Aber der alte Herr da drüben wünscht Sie zu sprechen. Er hatte schon vor zwei Stunden der Magd den Auftrag gegeben, Sie zu rufen, aber die hat es offenbar vergessen. Jetzt schickt er mich. Ich glaube, es ist wegen des Herrn aus Johnwitz, der zu Besuch hier ist.“

Sie wurde ein wenig blaß und wußte nichts darauf zu erwidern.

„Sie wissen doch, der Herr Traugott Baldrian!“ fuhr er vertraulicher fort. „Offen gestanden, mir gefällt er ganz und gar nicht. Er hat, mit Verlaub zu sagen, krumme Beine und sicher Plattfüße. Aller Wahrscheinlichkeit ist er kurzatmig, schwerhörig und neigt zu Schlaganfällen.“

Hier atmete er merklich auf, da er sah, daß sie diese vorsätzlichen Verleumdungen von der heiteren Seite nahm.

„Das einzige, was mir an ihm gefällt, ist, daß er Landwirt ist; aber das werde ich jetzt auch!“ rief Max Hanschke und schlug an seine Brust, daß es ein wenig

dröhnte. „Im Ernst, ich habe mich dazu entschlossen, meine alte Karriere zu verlassen und die landwirtschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Und das alles nur Ihretwegen, Fräulein Liese!"

Dabei machte er eine leichte Verbeugung nach oben hin.

„Das ist ja noch schöner!" rief sie beinahe empört und schlug mit der flachen Hand aufs Treppengeländer.

„Es wird noch viel schöner werden!" versprach er ihr von unten. „Aber den Traugott Baldrian dürfen Sie auf keinen Fall nehmen, denn dann wird drei Tage später ein Mensch aus der Oder gezogen, der sehr gut schwimmen konnte und trotzdem ertrunken ist."

„Reden Sie keine Dummheiten!" wies sie ihn ärgerlich zurecht. „Wir haben doch kaum drei Worte miteinander gesprochen."

„Das genügt mir vorläufig!" versetzte er lachend. „Und übrigens werden wir das alles noch nachholen. Ich werde nämlich morgen hier auf diesem Hofe als Knecht eintreten. Die Sache ist schon so gut wie perfekt, und Sie werden hoffentlich nichts dagegen haben."

„Sie sind ja ein ganz verrückter Kerl!" rief sie außer sich.

„Danke!" rief er lustig. „Das ist mehr, als ich für den Anfang verlangen kann. Und nun werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu dem alten Herrn hinüber zu begleiten."

„Danke!" rief sie hinunter und trat zurück. „Ich finde meinen Weg schon allein!"

„Dann auf baldiges Wiedersehen!“ rief er, ging hinaus, winkte über den Hof dem Alten zu, daß Liese käme, und stand auf der Landstraße. Hier holte er dreimal tief Atem. Er war mit sich zufrieden. Seine Liebeserklärung an Liese Peukert hatte er glücklich hinter sich. Sie ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, obschon das Wort Liebe darin nicht ein einziges Mal vorgekommen war.

Traugott Baldrian fuhr am Abend nach Johnwitz zurück. Das einzige, was er von der Freite mitnahm, war die Zusicherung, daß Karl Peukert und Liese am nächsten Sonntag vormittag bei ihm zweites Frühstück machen wollten.

Zum Mittagessen sollten sie in Pogerau sein, wo sie vom Großvater längst angemeldet worden waren.

XI

Am nächsten Morgen verschlief Max Hanschke zum ersten Male die Bureaustunde. Er kam fünfzig Minuten zu spät und fand es nicht einmal nötig, sich zu entschuldigen, obgleich Emil Drenckhan demonstrativ die Uhr zog.

„Sie geht richtig!" bemerkte Max Hanschke trocken, setzte sich zum letzten Male auf seinen Bureauschemel und schlenkerte mit den Beinen.

„Wollen Sie nicht endlich anfangen?" herrschte ihn der Sekretär an.

„Nein!" erklärte Max Hanschke rund heraus. „Ich bin nur gekommen, um aufzuhören."

Klapp! fiel Emil Drenckhan der Federhalter aus der Hand, daß es in der Akte vom Umgehungskanal, die er gerade unter den Fingern hatte, einen großen Klecks gab.

„Was soll denn das heißen!" rief er mit gestrengem Stirnrunzeln.

„Das soll heißen," erläuterte ihm Max Hanschke unter freundlichem Lächeln, „daß ich nicht mehr die geringste Lust verspüre, Ihren Nachmittagsschlaf zu überwa-

chen, daß ich mir deshalb einen Ausweg gesucht habe und hiermit den schönen Posten mit allen Folgerungsmöglichkeiten an den Nagel hänge. Suchen Sie sich für mich einen Nachfolger unter den Polizeischreibern, aber bitte einen, der Skat spielen kann."

Emil Drenckhan war sprachlos, aber anstatt sich zu freuen, wozu er doch allen Grund gehabt hätte, wurde er wütend. Zum ersten Male bemerkte Max Hanschke, daß der Sekretär überhaupt wütend werden konnte. Er ballte die Fäuste, schüttelte sie in der Luft hin und her und ließ sie dann auf den Tisch fallen, daß es krachte.

„Sie, Sie!" schrie er, wobei sein Gesicht blutrot anlief. „Sie wollen mich wohl foppen, Sie wollen mich wohl zum Narren halten, aber das soll Ihnen teuer zu stehen kommen. Ich werde es sofort zur Meldung bringen."

Mit der Schnelligkeit eines vergifteten Pfeiles schoß er zur Tür hinaus. Max Hanschke hörte noch, wie er drüben beim Zweiten Bürgermeister anklopfte, schloß sein Pult auf, brachte Ordnung hinein und entnahm ihm das, was sein Eigentum war. Das steckte er in seine Aktenmappe und langte nach dem Hut.

In diesem Augenblick stürmte der Zweite Bürgermeister herein, gefolgt von Emil Drenckhan, der inzwischen einen Teil seiner verlorenen Sekretärswürde wiedergefunden hatte.

„Herr!" schnauzte der Bürgermeister. „Sie wollen hier mir nichts, dir nichts fortlaufen? Das ist überhaupt noch nicht dagewesen. Sie sind ja geradezu reif für die

Irrenanstalt. Was in aller Welt ist Ihnen denn in die Krone gefahren? Sie sind auf monatliche Kündigung angestellt."

„Ich verzichte auf das letzte Monatsgehalt," erklärte Max Hanschke, „ich denke, das kommt auf dasselbe hinaus."

„Können Sie das verstehen?" wandte sich der Bürgermeister, die Arme in die Hüften gestützt, an Emil Drenckhan, der hilflos die Achseln hob und seinen blanken Scheitel senkte.

„Sie sind offenbar krank!" behauptete der Bürgermeister schlankweg und fixierte Max Hanschke.

„Nicht im geringsten!" lachte der diskret.

„Ruhe!" schnauzte der Bürgermeister. „Das muß ich besser wissen. Sie haben sich überarbeitet. Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich ins Bett und lassen Sie den Arzt rufen."

„Im Gegenteil!" erwiderte Max Hanschke und blickte verlangend auf die offene Tür. „Ich werde unverzüglich gehen, meine neue Stellung anzutreten."

Nach dieser Eröffnung schnappte der Bürgermeister einige Male sehr deutlich nach Luft.

„Da hört denn doch Verschiedenes auf!" schrie er zornig. „Sie bewerben sich hinterrücks um eine neue Stellung, ohne uns einen Ton zu sagen! Das spricht jedem Anstand Hohn."

Max Hanschke rückte jetzt entschlossen gegen die Tür vor.

„Nun gut!" sprach der Bürgermeister in gemäßigte-

rem Tone. „Wir können Sie nicht halten. Aber Sie werden diesen Schritt noch einmal bitter bereuen, junger Mann! Wollen Sie uns nicht wenigstens sagen, in welche Stellung Sie übergehen."

„Die Sache ist noch nicht ganz perfekt," wich Max Hanschke aus und gewann glücklich die Türklinke.

„Das ist mir denn doch noch nicht vorgekommen!" giftete sich der Bürgermeister. „Man gießt doch nicht schmutziges Wasser aus, bevor man reines hat."

„Wenn einem das schmutzige Wasser aber gar zu schmutzig erscheint!" gab Max Hanschke zu bedenken, und zerriß mit diesen harten Worten den ohnehin dünnen Geduldsfaden des Bürgermeisters völlig.

„Raus!" donnerte er mit einer Stimme, als hätte er eine ganze Batterie in die Feuerlinie zu kommandieren, und wies zur Tür.

Auch Emil Drenckhan öffnete unwillkürlich den Mund.

Und Max Hanschke ging, ohne sich nur ein einziges Mal umzudrehen.

„Der Mensch ist geistig nicht normal!" erklärte der Bürgermeister kategorisch. „Haben Sie schon früher irgendwelche Anzeichen davon bemerkt?"

Emil Drenckhan gab der Wahrheit die Ehre und schüttelte den Kopf.

„Und dabei war der Mensch so tüchtig!" sagte der Bürgermeister mit offenkundigem Bedauern.

„Sehr tüchtig, außerordentlich tüchtig!" beeilte sich Emil Drenckhan zu versichern und wurde vor Freude

rot, daß er die Wahrheit sagen durfte, obschon er eine Lüge vorbereitet hatte.

„Schade! Sehr schade!“ murmelte der Bürgermeister. „Es ist zu merkwürdig, daß immer gerade die tüchtigsten Leute vor die Hunde gehen.“

„Ja!“ seufzte Emil Drenckhan aufrichtig, denn dieser Max Hanschke, den er schon im Irrenhause enden sah, tat ihm wirklich leid. „Ich brauche nun eine Ersatzkraft.“

„Haben Sie schon jemand ins Auge gefaßt?“ fragte der Bürgermeister.

Eine halbe Stunde später hatte der bisherige Magistratsschreiber Richard Krause als Magistratsassistentaspirant Max Hanschkes leeres Pult eingenommen. Er wußte die Ehre der Beförderung durchaus zu schätzen und schaute mit gläubiger Verehrung und subalterner Bewunderung zu seinem Vorgesetzten empor.

Das semmelblonde Haar trug Richard Krause glatt gescheitelt, seine Nase hatte viele Sommersprossen, und hinter einem Nickelkneifer suchten sich zwei gedrückte, hundetreue Augen zu verbergen. Niemals hätte er sein schmutziges Wasser weggegossen, bevor er nicht reines gehabt hätte. Emil Drenckhans Frage, ob er Skat spielen könnte, beantwortete er ebenso hastig wie schüchtern.

Der Mensch ist entwickelungsfähig! dachte Emiliens Vater und schob ihm ein Bündel Akten hin, wobei er ihm die nötigen Anweisungen gab.

Frau Drenckhan schlug vor Bestürzung und vor Glück

die Hände zusammen, als sie es erfuhr, und sofort war der häusliche Friede wieder hergestellt.

„Gott sei gelobt und gedankt," rief sie und hob die Augen zum Himmel empor, „daß unser Kind von diesem Menschen erlöst worden ist. Denk' nur, was das für ein Unglück gegeben hätte, wenn aus den beiden ein Paar geworden wäre!"

„Furchtbar!" erwiderte Emil Drenckhan und schüttelte sich vor Entsetzen.

Emilie aber verzog nur den Mund zu einer tiefen Verachtungsfalte.

Max Hanschke hatte unterdessen seiner Wirtin aufgesagt und seine Siebensachen gepackt. Pünktlich um ein Uhr mittags fand er sich in einem grauen Alltagsanzug in Gramkau ein und lief auf dem Hofe Karl Peukert, der inzwischen von dem Alten über Max Hanschkes Absichten aufgeklärt worden war, fast in die Hände.

„Guten Tag, Herr Peukert!" rief er schon von weitem und schwang das steife Hütlein. „Ich darf wohl annehmen, Sie wissen, was mich hierher führt?"

Karl Peukert betrachtete ihn aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen. Er sah, daß Max Hanschke ein kräftiger Mensch mit gesunden Gliedmaßen und einem frischen, offenen Gesicht war, und reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Also Sie wollen hier wirklich Knecht spielen?" sprach er ungläubig lächelnd.

„Nicht spielen!" rief Max Hanschke mit Entschiedenheit. „Ich will es allen Ernstes werden!"

„Hm!“ lächelte Karl Peukert weiter. „Wäre es nicht besser, wir machten so etwas wie einen Wirtschaftseleven aus Ihnen?“

„Ein Knecht will ich sein!“ rief Max Hanschke, der sich das einmal in den Kopf gesetzt hatte. „Ein richtig-gehender Ackerknecht, oder ein Pferdeknecht, oder ein Ernteknecht, was Sie gerade gebrauchen!“

„Gut!“ sprach Karl Peukert ernster. „Wieviel Lohn wollen Sie haben?“

„Darauf lege ich weniger Wert!“ erklärte Max Hanschke freimütig. „Nütze ich Ihnen etwas, so zahlen Sie mir den ortsüblichen Lohn, nütze ich nichts, so geben Sie eben weniger. Und wenn ich Ihnen Schaden mache, dann ziehen Sie noch mehr ab, und wenn es gar zu arg wird, dann schicken Sie mich einfach weg.“

„Angenommen!“ rief Karl Peukert und streckte ihm noch einmal die Hand hin.

Mit diesem Handschlag wurde der ungeschriebene Dienstkontrakt besiegelt.

Und so wurde aus dem Magistratsassistenten Max Hanschke ein regelrechter Bauernknecht.

Karl Peukert führte ihn in den Pferdestall, wovon eine kleine Kammer für den Pferdeknecht abgeteilt war. Der Pferdejunge schlief hinter der Futterkiste. Eine leere Bettstelle stand in der Kammer, und das ziemlich hoch angebrachte eisengerahmte Fenster führte auf den Garten hinaus.

„Eng, aber freundlich!“ erklärte Max Hanschke und war damit zufrieden.

Dann beschauten sie sich den Pferdestall, wo neun Tiere nebeneinander in hölzernen Verschlägen an der langen steinernen Futterkrippe standen. Die alte Schimmelstute, die vornan stand und die der Pferdejunge jeden Morgen mit dem Milchwagen in die Stadt kutschierte, wandte den Kopf und besah sich Max Hanschke mit einem verwunderten Blick.

„Wie machen wir das aber mit dem Essen?" fragte Karl Peukert plötzlich, indem er die Tür aufstieß. „Sie können doch nicht gut am Gesindetisch essen?"

„Warum nicht!" rief Max Hanschke beinahe beleidigt. „Ich bin ein Knecht und gehöre zum Gesinde. Sie sollen mal sehen, wie gut es mir da schmecken wird. Mein Appetit hat nie etwas zu wünschen übrig gelassen."

„Wie Sie wollen!" sprach Karl Peukert, um eine Sorge erleichtert, und schritt voraus.

Max Hanschke hielt sich dicht an seiner Seite. Vor dem Kuhstall unter der Jauchepumpe blieben sie stehen.

„Wo soll ich angreifen?" fragte Max Hanschke begierig und reckte seine Arme in die Luft. „Am liebsten würde ich mich da drüben auf den Wagen setzen und dreimal um den Ring kutschieren, um dem Bürgermeister ordentlich die Ohren vollzuknallen."

„Können Sie denn kutschieren?" fragte Karl Peukert interessiert.

„Aber gewiß!" flunkerte Max Hanschke los. „Das ist doch weiter keine Kunst, schon als Junge bin ich Kutscher gewesen, da habe ich bei einem Schulfreund, dessen Vater ein Bauerngut hatte, die Ferien verlebt. Getreide

haben wir eingefahren und die Pferde in die Schwemme geritten."

„Dann versuchen Sie es mal!" sprach Karl Peukert. „Heute oder morgen müssen zwanzig Zentner Kleie aus der Mühle geholt werden."

„Heute!" entschied Max Hanschke. „Ich hole sie, und dann kann ich auch gleich meine Sachen mit herausbringen."

Der Pferdejunge half Max Hanschke anspannen und sollte der Sicherheit halber mitfahren. Die beiden Braunen, die vor den schweren Kastenwagen kamen, waren längst über das Scheuwerden hinaus und kannten den Weg.

„Wie macht sich der neue Knecht?" rief der alte Peukert aus dem offenen Fenster.

„Er macht sich!" lächelte Karl Peukert zufrieden. „Ob es aber auf die Dauer sein wird?"

„Sicher nicht!" meinte der Alte. „Entweder es wird ihm zu viel, dann schmeißt er den Kram hin und läuft wieder in die Stadt zurück, oder er hält aus, dann wird er bald eine bessere Stellung haben wollen. Denn ein Pferdeknecht, der rechnen und schreiben kann und noch außerdem was gelernt hat, das ist eben kein Knecht mehr, sondern was besseres. Na, mich soll's freuen, wenn er seinen Weg macht."

Karl Peukert ging hinein, um den Mühlzettel zu schreiben.

„Hüh!" schrie Max Hanschke und ruckte an den Zügeln.

Gehorsam zogen die braven Braunen an, und der schwere Wagen setzte sich in Bewegung. Die beiden Schiebliche lehnten an den Langbrettern. Max Hanschke stand vorn, die Zügel in der Linken, die Peitsche in der Rechten, und sah so sicher auf das Gespann herunter, als hätte er zeitlebens nichts anderes getan als kutschiert. Ganz hinten auf dem Bodenbrett saß der Junge und ließ die Beine auf die Erde baumeln.

Als der Wagen über das holprige Pflaster vor den Kuhstall ratterte, stob das Federvieh nach allen Seiten schnatternd und kreischend auseinander, und der Hahn krähte auf dem Düngerhaufen, als verbäte er sich diese Störung. Liese streckte unwillkürlich den Kopf zum Küchenfenster hinaus, um zu sehen, was los sei. Als sie Max Hanschke erblickte, machte sie ein sehr überraschtes Gesicht.

Er versuchte sie mit einem tüchtigen Peitschenknall zu begrüßen, allein der Salut mißglückte.

Sie lachte ihn einfach aus ob des kümmerlichen Geräusches.

„Das will gelernt sein!" sagte er wichtig, als der Wagen hielt.

„Das werden Sie nie lernen!" erwiderte sie voll mitleidiger Verachtung.

„Immer hübsch abwarten!" rief er, holte zum zweiten Male aus und brachte, da ihm der Zufall günstig war, einen solchen herzhaften Knall zustande, daß es sich anhörte, als hätte jemand ganz in der Nähe eine Pistole abgefeuert.

„Was sagen Sie nun?“ fragte er triumphierend.

Aber da war sie schon verschwunden.

Karl Peukert trat nun heraus und übergab ihm den Mühlzettel. Andere Aufträge bekam er nicht mit, denn die kleineren Einkäufe für Haus, Küche und Keller wurden von der täglichen Milchfuhre erledigt. Was ihm aber Karl Peukert noch mitgab, das waren ein paar gutgemeinte Ermahnungen und Ratschläge über das Kutschieren im Allgemeinen und die städtischen Polizeiverordnungen im Besonderen.

„Die kenne ich!“ warf sich Max Hanschke in die Brust. „Ich habe in meiner früheren Tätigkeit manche Polizeistrafe verhängen helfen!“

Da lachte Karl Peukert und ließ ihn fahren.

So kutschierte Max Hanschke zum ersten Male als Knecht in die Stadt. Wie er sich auch mühte, die Braunen aus ihrer Ruhe zu bringen, es gelang ihm nicht, sie klappten wie immer im gemächlichen Schritt über das schlechte Pflaster der Gramkauer Vorstadt. Wohl hundertmal in jedem Jahr waren sie denselben Weg gegangen, und so brauchte sich Max Hanschke um das Ausweichen kaum zu kümmern, die Braunen ließen sich weder durch zu spätes noch durch zu zeitiges Zügelzupfen beirren. Er ließ sie daher laufen, wie sie wollten, und beschäftigte sich mehr mit der Peitsche. Das Knallen nämlich machte ihm einen unbändigen Spaß. Durch fortgesetzte Uebung brachte er es, noch ehe er auf den Ring kam, bis zur völligen Meisterschaft. Kein Hieb versagte mehr.

In der Schusterstraße, die ziemlich enge war und zur Mühle hinunterführte, war ein so reger Verkehr, daß die Intelligenz der Pferde notwendigerweise durch die Geschicklichkeit des Kutschers unterstützt werden mußte. Ein Schlächterbursche, der mit seinem leichten, hochräderigen Wagen die Straße heraufgejagt kam, geriet bei dem Ausweichmanöver mit der rechten Vordernabe an Max Hanschkes linke Hinterrunge.

„Verdammter Bauernlümmel!" brüllte der rohe Patron und drohte mit der Peitsche. „Kannst du nicht ausweichen?"

Max Hanschke ließ seine beiden Braunen weitergehen, daß das Schlächtergefährt in den Rinnstein geschoben wurde und dadurch frei kam. Dann drehte er sich um und warf dem noch immer schimpfenden Burschen einen verachtungsvollen Blick zu, als wollte er sagen: „Du Stümper, deine erste Fuhre hätte ich sehen wollen."

Unbehelligt kam er bis zur Mühle, gab im Kontor seinen Zettel ab, erhielt dafür einen Mühlschein und fuhr vor die dritte Mehlpforte des großen roten Gebäudes, in dem die Mühlsteine dumpf rollten und unter dem ein Arm der Oder dahinrauschte.

Zwanzig Säcke wurden herangekarrt und auf den Wagen gestaut. Max Hanschke half dabei und scherte sich wenig darum, daß sein Rock bemüllert wurde. Dabei hatte er doch noch Zeit, die anderen Wagen zu mustern, die vor den Pforten standen und die sämtlich vom Lande stammten, und stellte fest, daß die dazu gehörigen Knechte

langschäftige Stiefel und Schirmmützen, aber keine steifen Rundhüte und Schnürschuhe trugen.

Das kann ich auch! dachte er, setzte sich, nachdem der Pferdejunge hinten Platz genommen hatte, auf den obersten Kleiesack, fuhr im gemäßigten Tempo die Straße hinauf und hielt vor dem Laden eines Schusters. Hier erhandelte er ein Paar derbe langschäftige Stiefel, in die er nicht nur selbst sofort hineinstieg, sondern auch seine Hose steckte. Gleich daneben wohnte ein Hutmacher, der ihm für billiges Geld eine Mütze überließ. Nun sah er schon knechtmäßiger aus. Dann fuhr er bei seiner Wohnung vor, bezahlte der Wirtin, was er schuldig war, und schleppte mit Hilfe des Jungen seine Siebensachen herunter, ein Packen Bettzeug, eine Kommode, ein Kleiderschrank und eine Bücherkiste. Das alles kam auf die gefüllten Säcke zu liegen und lag da sehr weich. Fünf Minuten später bog er mit seinem hochgetürmten Kastenwagen auf den Ring und konnte es sich nicht verkneifen, wenigstens einmal rund um das Rathaus zu fahren und dazu unablässig mit der Peitsche zu knallen.

Und wie er knallte! Die Spaziergänger auf den Bürgersteigen zuckten ordentlich zusammen, wenn er nur die Peitsche hob. Keiner seiner früheren Bekannten vermutete in dem spektakelnden Knecht den früheren Magistratsassistenten. Einige Passanten wurden nervös und schimpften, andere nahmen die Sache von der lustigen Seite und lachten, und fast alle blieben stehen. Noch ehe Max Hanschke seine Umfahrt beendet hatte, sah er sich von einem Polizisten angehalten.

„Kommen Sie mal mit auf die Wache!“ schnauzte er ihn an.

„Wenn es sein muß!“ lachte Max Hanschke und gab dem Jungen die Zügel, während er die Peitsche in der Hand behielt und vom Wagen herunterkletterte.

Auf der Polizeiwache des Rathauses erkannte man ihn, wunderte sich höchlichst über die Maskerade und schob ihn in das Polizeibureau ab, wo man ihn von allen Seiten wie ein Wundertier begaffte. Der Polizeiinspektor vorurteilte ihn höchst persönlich zu einer Geldstrafe von drei Mark wegen ruhestörenden Lärmens, verursacht durch ungehöriges und anhaltendes Peitschenknallen.

„Das will ich gern bezahlen!“ schmunzelte der Uebeltäter und zog den Beutel. „Aber eine Quittung verlange ich mit genauer Angabe des Grundes. Außerdem möchte ich mich gleich nach Gramkau abmelden.“

Man händigte ihm die verlangte Quittung aus und wies ihn ins Einwohnermeldebureau.

„Stand?“ fragte der Nachfolger Richard Krauses.

„Landwirt!“ erwiderte Max Hanschke stolz und klopfte sich mit dem Peitschenstiel herausfordernd an die blanken Stiefelschäfte.

Diese Nachricht lief in den nächsten Minuten mit der Schnelligkeit eines mäßigen Windes durch alle städtischen Bureaus, soweit sie im Rathaus untergebracht waren, und erregte überall einen Sturm des Kopfschüttelns. Denn niemand konnte sich einen Vers darauf machen, obschon Emil Drenckhan mit eigenen Augen festgestellt hatte, daß der Wagen, auf dem der neugebackene

Landwirt saß, dem Schilde nach Karl Peukert in Gramkau gehörte. Der Erste Bürgermeister krauste die Stirn, als er das erfuhr. Es war ihm durchaus nicht angenehm, daß dieser Mensch, dem in seiner bisherigen Stellung manche städtische Geheimakte durch die Finger gegangen war, ins feindliche Lager abgeschwenkt war. Das gab allerhand zu denken! Plante Karl Peukert eine Gegenaktion, und hatte er sich Max Hanschke zu diesem Zwecke gekapert?

Der aber brachte glücklich und ohne Unfall die zwanzig Säcke mit Kleie und seine Siebensachen nach Gramkau. Als er auf dem Hofe hielt, kamen alle herbei, sogar Liese trat aus der Haustür.

„Wieviel mal haben Sie umgeworfen?" fragte sie spitzig.

„Hab' dazu leider keine Zeit gehabt!" lachte er und hielt ihr die Quittung über die verhängte Polizeistrafe unter die Augen. „Ich hab' mich im Knallen geübt, und jetzt kann ich's. Wollen Sie mal hören?"

„Ich danke!" rief sie, hielt sich die Ohren zu und huschte hinein.

Die Kleie wurde abgeladen, und bis zum Abend brachte Max Hanschke seine Kammer in Ordnung. Dann setzte er sich an die Kommode, die ihm als Tisch diente, und schrieb an den Vorstand seines Gesangvereins einen Brief, worin er seinen Austritt anmeldete mit der Begründung, daß ihm sein neuer Beruf keine Zeit zu künstlerischer Betätigung ließe. Das Schreiben unterzeichnete er: „Max Hanschke, Pferdeknecht".

Schon am folgenden Mittag war es in der ganzen Stadt herum, daß Max Hanschke als Pferdeknecht auf dem Peukertschen Hofe in Gramkau in Dienst gegangen war, und kein Spießbürger zweifelte daran, daß in Max Hanschkes Oberstübchen sämtliche Schrauben locker geworden seien.

XII

Am nächsten Morgen kam der Kreisarzt nach Gramkau, untersuchte in Karl Peukerts Gegenwart die taube Therese und ordnete ihre sofortige Ueberführung ins Krankenhaus an. Das war die Veranlassung, weshalb Max Hanschke zum zweitenmal in die Stadt kutschierte. Diesmal spannte er die beiden Braunen vor die alte Kutsche und fuhr zunächst zum Armenhaus hinunter. Hier hatte sich die taube Therese mit Hilfe des Vogelfranz schon zum Aufbruch gerüstet.

Dabei hatte sie ihm so sehr die Ohren vollgejammert, daß er in seine Stube hinübergelaufen war und den zahmen Hänfling geholt hatte. Er hatte ihn vor Jahren halbverschmachtet unter einem von der Elster geplünderten Nest gefunden, ihn mit gekauten Rübsen aufgepäppelt, und der Vogel war so zahm geworden, daß er seinem Pflegevater nachflog, wo er ging und stand.

Den setzte er ihr auf die Federdecke dicht vor die Nase, wo er auch sitzen blieb, sein Gefieder sträubte, die Kehle aufblähte und sein freundliches Liedlein zu flöten anhub, das eine Auge auf die taube Therese, das andere auf sei-

nen Herrn gerichtet, der sich mit der Hand in der Jackentasche zu schaffen machte. Dort nämlich staken Hanfkörner, und deshalb sang der Hänfling immer herzhafter und lauter, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Die taube Therese schloß die Augen und tat den Mund sperrangelweit auf. Sie öffnete die Augen und machte den Mund wieder zu. Trotzdem hörte sie noch immer nichts. Angehaltenen Atems sah sie auf den kleinen Schnabel und auf die gesträubte Kehle, die wie ein Blasebalg arbeitete, und bildete sich schließlich ein, den lieblichen Gesang zu hören. Ihr grobes Runzelgesicht verklärte sich vor Freude. Dann schloß sie ganz vorsichtig den Mund und die Augen, um den Vogel nicht zu stören, ließ den Kopf sinken und sagte so leise, als es ihr nur möglich war: „Er singt als wie ein Englein im Paradiese!"

Sie hatte wohl eine Ahnung, daß sie aus dem Krankenhause nicht wieder herauskommen würde.

Da trat Max Hanschke herein, die Peitsche in der Hand, der Vogel zuckte mit den Flügeln und flog geradewegs in seines Herrn Jackentasche, die sich ihm gastlich geöffnet hatte.

„Kinder, jetzt geht's los!" ermunterte Max Hanschke die beiden und winkte mit der Peitsche.

„Gleich, gleich, Herr Hanschke!" rief der Vogelfranz beflissen, brachte eilends den Hänfling hinüber und war sofort wieder da. „Da muß ich mich doch gar zu sehr wundern, daß Sie ein Bauernknecht geworden sind!"

„Wundern Sie sich nur!" lachte Max Hanschke, klemmte die Peitsche unter den Arm und ergriff die taube

Therese unter den Schultern, um sie in den Wagen zu tragen. Der Vogelfranz hielt ihre geschwollenen Füße. Dabei ging es nicht ohne Klagen und Stöhnen ab.

„Vorsichtig!" mahnte Max Hanschke.

So hoben sie die Kranke auf das hintere Polster und legten ihr die dicken Beine auf den Rücksitz. In den Raum dazwischen stopfte der Vogelfranz den Strohsack. Das übrige wurde mit den Betten und Kissen ausgefüllt, daß sie sich nirgends wehtun konnte. Als ihr der Vogelfranz die Hand gab, fing sie an zu heulen.

„Ich kann dich ja jeden Sonntag besuchen!" brüllte er ihr ins Ohr. „Und den Hänfling bring' ich mit! Halte dich nur munter und werd' gesund!"

Dann schlug er den Wagen zu, und Max Hanschke fuhr davon.

Um dem schlechten Pflaster der Gramkauer Vorstadt auszuweichen, lenkte er zur Chaussee hinüber, lieferte die alte Frau im Krankenhause ab und fuhr geraden Weges heimwärts, wobei er zweimal die Promenade durchqueren mußte, denn das Krankenhaus lag auf der anderen Seite der Stadt.

Als er beim Kriegerdenkmal vorbeikam, sah er schon von weitem vier ihm sehr wohlbekannte Personen, die offenbar einen Spaziergang über die Promenade gemacht hatten, in die Stadt zurückkehren. Es war niemand anderes als Emil Drenckhan mit seiner Frau und Emilie Drenckhan mit Richard Krause, dem früheren Polizeischreiber und jetzigen Magistratsassistentaspiranten.

Mit einem Ruck ließ Max Hanschke die Pferde in

Schritt fallen, lenkte an die Straßenkante und zog, als er ganz dicht heran war, überaus höflich die Mütze. Die vier Menschen benahmen sich ganz verschiedenartig. Emilie wandte sich ab und hielt sich ganz ostentativ die Nase zu: Pferde konnte sie nun einmal nicht riechen. Richard Krause drückte ihr über diesen unangenehmen Zwischenfall sein tiefstes Bedauern aus. Emil Drenckhan hob instinktiv den Arm, um den Gruß zu erwidern, ließ ihn aber sofort wieder sinken, als er bemerkte, daß seine Frau den ganzen Vorgang völlig ignorierte.

„Das ist empörend!" rief er, als Max Hanschke vorbei war und die Pferde wieder in Trab gebracht hatte. „Dieser Mensch kompromittiert die ganze Stadt."

„Jawohl!" bestätigte seine Frau. „Wie ordinär, uns zu grüßen!"

„Sie haben vollständig recht," bestätigte Richard Krause eifrig. „Es ist wirklich blamierend für mich, einen Vorgänger zu haben, der zum Pferdeknecht herabgesunken ist. Man fragt sich immer, wie ist so etwas möglich!"

„Ha!" stieß Emilie heraus und machte dazu eine boshafte Miene, die ihr allerdings gar nicht stand. „Er wird sich wohl in eine der beiden reichen Dorfpomeranzen vergückt haben. Er hat sie ja zu Pfingsten vom Balle heimbegleitet."

„Wirklich!" versetzte Richard Krause voll innerer Empörung. „Da sieht man wieder, daß das Geld den Charakter verdirbt."

„An dem war nicht viel zu verderben!" entschied Emi-

lie, und damit war das Gesprächsthema vorderhand erschöpft.

Max Hanschke wurde ein Knecht nach dem Herzen des alten Peukert. Der beobachtete ihn jeden Tag und freute sich seiner Fortschritte.

„Es steckt wirklich ein Landwirt in ihm!“ sprach er zu Karl Peukert.

„Ja!“ nickte der zustimmend. „Ich hätte es nicht geglaubt, daß sich ein Stadtmensch so schnell hineinfinden würde.“

Und Max Hanschke striegelte die Pferde, füllte ihnen die Krippen, fuhr aufs Feld, um Klee und Grünfutter zu holen, lernte die Sense schwingen, ohne sie bei jedem Hieb in die Erde zu hauen, drehte Göpel und Häckselmaschine und fand das alles tausendmal interessanter und vernünftiger als das Verfassen von Aktenstücken, dem er sieben Jahre seines Lebens geopfert hatte.

Am Sonnabend abend hockte er vor dem Scheunentor und dängelte seine Sense. Hell und hart klangen die Schläge unter dem Stahlhammer hervor, und das dünne Sensenblatt sang dazu eine leise Melodie. Nicht weit davon saß der Pferdejunge, dem er die Handgriffe abgeguckt hatte, und klopfte die Begleitung.

Plötzlich stand Alois Wollenberg bei ihnen. Er war aus dem Garten gekommen, hatte die Hände in den Hosentaschen, schmauchte mit viel Behagen eine Zigarre und schien so guter Laune zu sein, als sei er eben erst aus dem Bräustübel gekommen.

„Na, Sie Pferdeknecht!“ lachte er los, als Max

Hanschke keine Miene machte, seine Arbeit zu unterbrechen. „Was soll denn die Komödie? Sie kriegen sie doch nicht!“

Max Hanschke pochte stärker, damit der Junge nichts verstehen konnte.

„Morgen gibt es in Johnwitz eine Verlobung!“ fuhr Alois Wollenberg mit hämischer Freude fort. „Dann hat die Maskerade doch keinen Zweck mehr!“

Jetzt ließ Max Hanschke den Hammer sinken und sah Alois Wollenberg steif in die Augen.

„Ich trage keine Maske!“ sprach er und seine Stimme vibrierte vom Zorn, der in ihm aufstieg. „Mir ist es Ernst mit meinem neuen Beruf!“

„Was für ein Blödsinn!“ lachte Alois Wollenberg und kniff das linke Auge zu. „Da suchen Sie sich einen Dümmeren aus. Sie haben genau so spekuliert wie ich, nur daß es mir geglückt ist und Ihnen nicht. Mir machen Sie schon nichts vor, mein Lieber.“

„Pfui Deibel!“ rief Max Hanschke, spuckte verächtlich aus und begann wieder zu klopfen.

„Das ist die Strafe!“ höhnte Alois Wollenberg. „Was haben Sie mich hier so schlecht gemacht. Hat es Ihnen was genützt? Im Gegenteil, nur geschadet haben Sie sich.“

„Sie befinden sich auf dem Holzwege!“ rief Max Hanschke und begleitete jeden Satz mit einem wuchtigen Schlage. „Ich bin hier Knecht, um Landwirt zu werden! Haben Sie mich verstanden. Und nun lassen Sie

mich in Frieden. Ich habe keine Lust, mich mit Ihnen aufzuhalten."

„Spaß!" grinste Alois Wollenberg. „Landwirt werden ohne Kapital? Wollen Sie denn immer Knecht bleiben? Wo wollen Sie denn das Land hernehmen, das Sie bewirtschaften wollen? Mir machen Sie keinen Dunst vor. Ich weiß ganz genau, wo Sie hinwollen."

„Nach Kanada!" versetzte Max Hanschke trocken. „Dort kriegt man das Land umsonst."

Und dann klopfte er so laut und schnell weiter, daß Alois Wollenberg die Unterhaltung abbrechen mußte. Er war auch viel zu sehr von Max Hanschkes Antwort verblüfft worden. Die Ausrede war plausibel.

Beim Abendbrot erzählte er es Minna, und Liese saß dabei.

„Meinethalben mag er auf den Mond auswandern!" rief Minna und beobachtete, was Liese für ein Gesicht machte.

Aber die zuckte nicht mit der Wimper. Sie wußte viel zu genau, daß sie nur mit den Augen zu winken brauchte, um ihn vom Auswandern zurückzuhalten.

So kam der Sonntag heran, an dem Max Hanschke seine dritte Fuhre machte, die nach Johnwitz und Pogerau ging.

Schon um fünf Uhr war er auf den Beinen, wählte die beiden Füchse, die feuriger waren als die Braunen, und nahm das beste Geschirr mit den versilberten Beschlägen, die der Junge rasch noch einmal blank reiben mußte. Pünktlich um acht Uhr fuhr er vor, sprang ab und

öffnete den Schlag. Er hatte seinen besten Rock angezogen und den steifen Hut aufgesetzt, in dessen Band eine grellgelbe Marguerite stak, die er sich aus dem Garten geholt hatte. Dann prüfte er nochmals das Geschirr, klopfte den beiden Pferden die Hälse und wartete ruhig, bis Liese und Karl Peukert die Treppe herunterkamen. Max Hanschke lüftete den Hut, wie es sich für einen gebildeten Kutscher schickte, und wollte ihr beim Einsteigen behilflich sein. Aber sie übersah seine Hand, kaum daß sie nickte.

Karl Peukert ging noch einmal zum Großvater hinüber, der ihm gewinkt hatte. Er gab ihm noch verschiedene Grüße und einige Ratschläge mit.

Währenddessen blieb Max Hanschke wie angewurzelt am geöffneten Kutschenschlag stehen und machte eine tiefbetrübte Miene. Liese schaute nach der anderen Seite aus, denn sie hatte ein schlechtes Gewissen, einmal wegen Traugott Baldrian, das andere Mal wegen Kanada. Schließlich brachte sie es nicht mehr übers Herz und fragte ihn, ohne ihn anzusehen, ob er wirklich nach Kanada wollte.

„Ohne Sie nicht!" erwiderte er halblaut.

„Frechheit!" rief sie und drehte ihm den Rücken, heimlich aber imponierte ihr doch seine Hartnäckigkeit, mit der er sein Ziel verfolgte.

Karl Peukert stieg ein, und Max Hanschke sprang auf den Bock, schnalzte ermunternd und ließ die Füchse traben.

Er vermied die Stadt und bog rechts um die Ecke zur

Chaussee hinüber, die schnurstracks nach Johnwitz führte. Links lag das große Terrain des Stadtgutes, wo man noch gestern nachmittag angefangen hatte, den Grund für die Kasernen auszuheben. Hier und da stak ein Pfahl in der Erde, und ein Haufen Schiebkarren lag weiter drüben. Mit Ingrimm sah es Karl Peukert und ballte heimlich die Fäuste. Liese störte ihn nicht, je geringer die Entfernung zwischen ihr und Traugott Baldrian wurde, um so schwüler wurde ihr zumute.

Max Hanschke knallte von Zeit zu Zeit lustig mit der Peitsche, und trieb einen Schwarm Stare, die die Kirschbaumallee der Chaussee nach reifen Früchten absuchten, von einem Baum zum anderen. Er hoffte heimlich auf den Befehl, nach links abzubiegen und Johnwitz rechts liegen zu lassen, aber bei jedem neuen Kilometerstein wurde seine Hoffnung kleiner, Lieses Unruhe dagegen wuchs in demselben Maße.

Als die ersten Häuser von Johnwitz auftauchten, wandte sie sich an ihren Bruder.

„Willst du, daß ich ihn nehme?" fragte sie leise und schlug dabei die Augen nieder.

„Liese!" sprach er warm, ergriff ihre Hand und streichelte sie. „Mir tust du keinen Gefallen damit. Wenn du dir selbst keinen Gefallen damit tust, dann laß es lieber, es ist vielleicht besser, wir beide bleiben zusammen."

„Aber wenn du dich verheiratest?" warf sie ein.

„Auch dann!" erwiderte er beinahe rauh und dachte an Margarete Dobisch.

„Dann können wir ja gleich nach Pogerau fahren!" atmete sie auf.

„Wird kaum angehen!" sprach er. „Traugott Baldrian wartet auf uns. Aber wir können ja den Besuch abkürzen."

„Ach ja!" rief sie erfreut und lächelte. „Er hat sich darauf eingerichtet, und ein bißchen Hunger hab' ich auch schon."

Max Hanschke wäre am liebsten im vollen Galopp durch Johnwitz hindurchgejagt, aber das hätte mindestens ein Menschenleben gekostet. Denn Traugott Baldrian stand mitten auf der Straße und winkte schon von weitem mit beiden Armen wie ein optischer Telegraph.

Max Hanschke lenkte in den Hof, hielt vor dem Hause und kroch wie ein betrübter Lohgerber vom Bock herunter.

Er kam natürlich zu spät, denn Traugott Baldrian war eher am Kutschenschlag und bot Liese beim Aussteigen die Hand, die sie auch nahm. Max Hanschke fuhr in den Schatten des Nußbaumes, strängte die Pferde ab, gab ihnen zu trinken, hing ihnen die Futtersäcke um, setzte sich auf den Haublock, der neben dem Nußbaum stand, und nahm den Kopf zwischen die Fäuste.

Seine Hoffnung war nur noch so klein wie ein Senfkorn. Sie konnte gar nicht mehr kleiner werden. Wenn auch eine Verlobung noch lange keine Hochzeit war, bei Liese Peukert konnte sie sehr leicht dazu werden. Denn sie hatte einen festen Charakter und tat ganz sicher den zweiten Schritt, wenn sie einmal den ersten getan hatte.

Leise stöhnte er auf und liebäugelte zum erstenmal ganz ernstlich mit dem Selbstmordgedanken.

Eine Magd kam und fragte ihn, ob er was frühstücken wolle. Er schüttelte den Kopf, und sie ging wieder weg.

Bald darauf verspürte er Hunger, und voller Verzweiflung steckte er sich eine Zigarre an, aber sie hatte keine Luft, und wütend schleuderte er sie in die Mistpfütze, daß sie verröchelte. So saß er über eine Stunde da und hätte am liebsten losgeheult wie ein Hund an der Kette.

Da endlich trat Traugott Baldrian heraus, stellte sich breitbeinig, die Hände in den Taschen, vor seine Tür und rief ihm zu, er solle anspannen.

Während er die Pferde ansträngte, erschien Liese auf dem Hofe, frisch und blühend wie eine junge, glückliche Braut.

„Ich gratuliere zur Verlobung!" sprach Max Hanschke zu Traugott Baldrian.

„Ja!" erwiderte der glücklich, daß die Hauptsache, von der während des ganzen Frühstücks mit keiner Silbe die Rede gewesen war, endlich zur Sprache gekommen war, und drückte dem ersten Gratulanten einen harten Taler in die Hand.

Max Hanschke nahm ihn, steckte ihn ein und dachte: Davon kaufe ich mir einen Strick!

Vom Ertränken war er inzwischen abgekommen.

Liese aber benutzte die günstige Gelegenheit, um in den Wagen zu schlüpfen. Ganz verblüfft stand Traugott Baldrian am geöffneten Kutschenschlag, denn er war nun

fest davon überzeugt, mit Liese Peukert aus Gramkau verlobt zu sein.

Er wollte gegen diesen Brautabschied protestieren, fand aber in seiner Schwerfälligkeit kein einziges Wort. Auch kam jetzt Karl Peukert aus der Tür, dankte kurz für die Bewirtung, drückte ihm die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!"

Der Wagenschlag klappte ins Schloß, und Max Hanschke riß so stark an den Zügeln, daß die Füchse stiegen und fast auf der Stelle herumdrehten.

Im Galopp ließen sie Traugott Baldrian, der mit offenem Munde noch immer auf demselben Flecke stand, hinter sich zurück.

Schon wollte Max Hanschkes Hoffnung wieder zu neuem Leben erwachen, da hörte er, als er beim Dorfteich vorbeikam, Liese froh und unbekümmert lachen.

Nun ist alles aus! dachte er und wäre am liebsten schnurstracks ins Wasser gefahren. Allein sein Pflichtgefühl als Kutscher verbot ihm das. So zog er denn, um seinen Kummer wenigstens etwas zu dämpfen, den Taler aus der Tasche, hielt ihn gegen die Sonne, daß Liese ihn auf jeden Fall bemerken mußte, und warf ihn so geschickt hinunter, daß er dreimal auf der Oberfläche abprallte, ehe er versank.

Auch vom Erhängen war er inzwischen abgekommen.

Liese hatte es wirklich bemerkt, und sie fand es sehr dumm von ihm, daß er den schönen Taler fortwarf. Er war eben kein richtiger Knecht.

Eine Viertelstunde später bog er in den alten, gewun-

denen, mit halbverdorrten Spitzpappeln besetzten Landweg ein, der nach dem kleinen Dorfe Pogerau führte. Es lag abseits vom Chausseeverkehr und bestand nur aus wenigen, aber sehr großen Gehöften. Man bestellte hier die fruchtbaren Felder, schnitt die Ernte, sammelte sie ein, verkaufte sie und legte den Ueberschuß gut an, womit der Laufkreis des Lebens erschöpft war.

Liese war sehr neugierig auf ihre zukünftige Schwägerin, und sie wurde allmählich ungeduldig, da Max Hanschke im Schritt fuhr. Aber für Karl Peukert ging es schnell genug. Nicht die Liebe, die einer anderen gehörte, nur die Pflicht gegen den Boden seiner Väter trieb ihn nach Pogerau. Am Eingang des Dorfes fragte Max Hanschke nach dem Griebschen Gute, ließ es sich genau beschreiben, bog in die erste Nebengasse ein und hielt vor dem geschlossenen Hoftor. Er mußte das Tor selbst öffnen und führte die Pferde bis vor das Wohnhaus, wo der Bauer, der inzwischen herausgetreten war, Karl Peukert und Liese bewillkommnete und ins Haus nötigte. Max Hanschke schirrte mit Hilfe des Knechtes die Pferde ab und führte sie in den Stall. Die Einladung des Knechtes, mit ins Wirtshaus zu kommen, schlug er rundweg ab. Und so blieb er wieder mit seinen traurigen Gedanken allein.

Inzwischen waren die beiden Gäste, auf deren Besuch man kaum noch gerechnet hatte, von der Bäuerin in der Wohnstube begrüßt worden, die dann ihre Tochter aus der Küche hereinrief. Sie war ein großes, starkgewachsenes Mädchen mit kräftigen Händen und einer gesunden

Gesichtsfarbe. Ihr von der Herdhitze glühendes Gesicht wurde noch röter, als ihr Karl Peukert die Hand bot. Mehr als einen guten Tag wußte sie nicht zu sagen.

Auch Karl Peukert schwieg. Es lag ihm zu schwer auf dem Herzen, daß er Margarete Dobisch nicht vergessen konnte. Nur mit halbem Ohr hörte er auf die Fragen, die Paulas Eltern an ihn richteten und in gar keiner Beziehung standen zu dem, was ihn augenblicklich bewegte. Liese dagegen fand sich schneller in die neue Situation. Ihr gefiel Paula sehr gut. Bald verschwanden die beiden Mädchen in der Küche, und so blieben der Bauer und die Bäuerin mit Karl Peukert allein. Aber das Gespräch kam nicht in Gang. Dann wurde selbstgebackener Kuchen und eine Flasche Schlehenlikör auf den Tisch gestellt. Auch eine Zigarre nahm Karl Peukert an, die ihm der Bauer anbot, und ließ sich von ihm durch das Gehöft und die Wirtschaftsgebäude führen. Max Hanschke trafen sie nicht, der saß hinter dem Garten unter der verwilderten Weißdornhecke und haderte heftiglich mit seinem Schicksal.

Als der Bauer mit seinem Gaste in den Kuhstall kam, gesellte sich die Bäuerin zu ihnen, die nun Paula kräftig zu loben begann. Am Nachmittag wollten sie sich die Felder ansehen.

Das Mittagessen, das schon nach einer Stunde auf dem Tische stand, war einfach und kräftig und bestätigte das Lob, das Paula von ihrer Mutter gespendet worden war.

Sie fuhr auch deshalb darin fort. Liese unterstützte

sie nach Kräften, und Paula kam überhaupt nicht aus dem Rotwerden heraus. Die Männer sprachen nicht viel und machten sich gleich nach dem Essen zu einem Gange auf die Felder auf.

Max Hanschke trieb endlich der nagende Hunger in die Küche an den Gesindetisch, wo man ihm ohne weiteres den Ehrenplatz einräumte. Die beiden Knechte und die Magd hatten es bald weg, daß Max Hanschke kein gewöhnlicher Kutscher war, und ästimierten ihn als einen feinen Herrn.

Bald darauf saß er wieder unter der Weißdornhecke. Er wußte wirklich nicht mehr ein noch aus und schmiedete Pläne, die er alle verwarf. Schließlich blieb nur noch Kanada übrig! Was er halb im Scherz gesagt hatte, das mußte nun bitterer Ernst werden.

Da hörte er aus dem Garten, von dem ihn die Hecke trennte, näherkommende Schritte. Er lugte hindurch und sah Liese Peukert und Paula Griebsch, die engumschlungen durch die blühenden Stockrosen gingen, als kannten sie sich schon jahrelang.

„Ihr habt aber einen feinen Kutscher!" hörte er Paula Griebsch sagen.

„Ach, das ist so ein verrückter Stadtmensch!" sagte Liese ganz ausgelassen. „Ein Schreiber, der Landwirt werden will."

„Nicht möglich!" rief Paula Griebsch und schlug die Hände zusammen. „Sowas ist mir ja mein Lebtag noch nicht vorgekommen, der muß ja ganz durchgedreht sein."

„So arg ist's gerade nicht!" lenkte Liese ein und

blickte blinzelnd in die Sonne. „Er will nämlich nach Kanada auswandern."

Mehr konnte Max Hanschke beim besten Willen nicht verstehen, denn sie entfernten sich wieder von seinem Platze. Aber Lieses Rede hatte so anteilslos geklungen, daß ihn die blanke Verzweiflung packte und ihn sofort ins Wirtshaus trieb, um ihm einen Rausch zu bescheren. Allein das Bier war so schal, daß er kaum das erste Glas hinunter brachte. Um sieben Uhr mußte er anspannen. Beim Abschied küßten sich die beiden Mädchen. Nach der Heuernte sollte Paula mit ihren Eltern nach Gramkau zu Besuch kommen.

Karl Peukert reichte Paula die Hand und drückte sie ein wenig. Sie hatte ihre mädchenhafte Scheuheit schon soweit besiegt, daß sie ihn verstohlen ansehen konnte, ohne rot zu werden.

Kurz vor zehn Uhr kamen sie ohne Unfall nach Gramkau, und Liese schlüpfte schnell ins Haus.

Max Hanschke war jetzt fest entschlossen, seinen Dienst möglichst bald aufzugeben und übers große Wasser zu gehen. Kam er da drüben nicht als Landwirt vorwärts, so wurde er eben etwas anderes, vielleicht Hausierer oder Straßenbahnschaffner. Das war freilich bitter, und er schlief endlich mit einem so schweren Kopfe ein, als hätte er in Pogerau mindestens zehn Glas von dem schalen Bier getrunken.

XIII

Rübenhack zog mit Sack und Pack in die Stadt und auf seinem leeren Hofe nisteten sich eine Menge Maurer und Zimmerleute ein, die einzureißen und aufzubauen begannen, daß der Staub in dichten Wolken emporstieg. Bedächtig, aber nachdrücklich wuchs zwischen Kuhstall und Schweinestall, die zu einem Kesselhaus umgewandelt wurden, ein dicker Fabrikschornstein in die Höhe. In die Wände der massiven Scheune, die zum Trockenraum der frischgeschälten Weiden bestimmt war, wurden große Fenster gebrochen. Aus dem Herrenhaus und aus dem Pferdestall machte man Wohnungen für die Arbeiter, und im Grasgarten hinter der Scheune grub man große flache Gruben, die mit Lehm gedichtet und mit Wasser gefüllt wurden. Bald kamen die ersten ungeschälten Weiden an, die man in diese Gruben zum Treiben setzte. Einige Tage später stellten sich schon mehrere vielköpfige Arbeiterfamilien ein, und das Weidenschälen begann, noch bevor der letzte Bauhandwerker das in eine Fabrik verwandelte Gut verlassen hatte.

Auf dem Hof, von dem die Düngerstätte verschwun-

den war, saßen die Frauen mit ihren Kindern und schälten die schlanken Gerten, daß die Rinde nur so wegflitzte, denn sie arbeiteten im Akkord.

An einem Tage wurden bei Medardus Hähnel nicht mehr als sechzehn schulpflichtige Kinder angemeldet. Mit heimlichem Ingrimm verteilte er sie auf die Bänke und ging am Mittag zu Karl Peukert, um ihm vorzuschlagen, die Gebrüder Stacher in erhöhtem Maße für die Schullasten heranzuziehen, was auch sofort auf die Tagesordnung der nächsten Gemeindeversammlung gesetzt wurde.

Auch auf dem Stadtgut begann es sich zu regen. Eine Kompagnie Handwerker rückte heran. Die Gebäude wurden neu gedeckt. Auf den Pferdestall und auf das Wohnhaus wurde ein neues Stockwerk gesetzt und im Handumdrehen gab es auf dem Stadtgute zwölf kleine Wohnungen, die von den Gebrüdern Stacher sofort für ihre Arbeiter requiriert wurden. Es war mit Sicherheit voraus zu berechnen, daß sich die Schülerzahl des Dorfes in kurzer Zeit verdoppeln würde.

Das ärgste aber war, daß die Bauerei ansteckend wirkte. Die kleinen Leute im Dorfe besahen sich eingehend ihre Hausgrundstücke und dachten ernstlich darüber nach, an welcher Seite sie wohl am besten einige Arbeiterwohnungen anflicken könnten. Besonders der kluge Klamt umschlich das Stück Kartoffelland an der Stadtgrenze, wie der Fuchs den Taubenschlag, und berechnete sich haargenau die Mieten, die ihm ein dreistöckiges oder gar ein vierstöckiges Haus einbringen würde.

Schlau wie er war, hatte er bereits bei der städtischen Sparkasse um Baugeld angefragt und sofort eine Zusage erhalten.

Karl Peukert wich keinen Schritt zurück. Auf seinen Antrag hin beschloß die Gemeindeversammlung, nicht nur den Gebrüdern Stacher, sondern auch dem Magistrat, als Besitzer des Stadtgutes, die Lasten zu den Schulbeiträgen zu erhöhen. Da von beiden Seiten energisch protestiert wurde, ging die Sache an die Regierung. Da ruhte sie einstweilen in irgendeinem Aktenschrank.

Die Gramkauer fluchten auf den Bürgermeister, und die Städter lobten ihn.

An Max Hanschke ging das alles spurlos vorüber. Sein ganzes Denken und Treiben richtete sich darauf, eine Entscheidung herbeizuführen. Er wollte wissen, wie Liese zu ihm stand, und ob er sich ein Billett nach Kanada kaufen mußte. Er lauerte ihr auf, wo es Zeit und Arbeit nur eben erlaubte. Allein sie ahnte, worauf er zielte, und war auf der Hut. Wenn er wirklich einmal mit ihr zusammentraf, dann waren immer unberufene Ohren in der Nähe.

Da griff er in seiner Verzweiflung zu einer Kriegslist. Er merkte sich genau, welche Kühe von Liese gemolken wurden, und kroch, von niemand gesehen, zur Vesperzeit unter die Krippe der rotbraunen Milchkuh mit der weißen Blesse, die den seltenen Besuch wohl großäugig bestaunte, sich aber im Fressen nicht weiter stören ließ. Das Versteck war sehr eng, da aber das Tier ruhig stand, ließ es sich schon aushalten. Ueber eine

halbe Stunde wartete er. Dann hörte er Liese und die Stallmagd mit den Milchgeräten klappern. Die Magd molk die Kühe der anderen Seite der Reihe nach und entwickelte dabei eine erstaunliche Fertigkeit. Aber mit Liese kam sie doch nicht mit. Die Magd war erst bei der zweiten Kuh, als Liese mit Gelte und Schemel schon zu der dritten in ihrer Reihe kam. Das war die Rotbraune mit der Blesse.

„Fräulein Liese!" flüsterte Max Hanschke leise und steckte den Kopf voraus.

„O du mein!" rief sie erschreckt, und um ein Haar wäre ihr die Milchgelte entglitten, aber sie faßte sich wunderbar schnell und sprach mit unterdrückter Stimme, wobei sie ein ganz wütendes Gesicht machte: „Was fällt Ihnen denn ein, Sie verdrehter Stiesel!"

„Fräulein Liese!" stöhnte Max Hanschke so vorsichtig, daß ihn die Magd drüben nicht hören konnte. „Ich muß wissen, woran ich bin, nehmen Sie mich oder den Traugott Baldrian?"

Sie warf den Kopf zurück und schaute ihm ein paar Sekunden in die Augen.

„Den Traugott Baldrian nehme ich nicht, aber Sie nehme ich erst recht nicht!" stieß sie ärgerlich hervor und wollte sich wieder an ihre Arbeit machen.

„Das ist ein Wort!" nickte Max Hanschke freudig. „Und dafür werde ich Ihnen was versprechen. Ich bleibe ganz gewiß Junggeselle, bis Sie Hochzeit machen."

„Was geht Sie meine Hochzeit an?" wies sie ihn empört zurück. „Ich werde mich überhaupt nicht verhei-

raten, und nun lassen Sie mich gefälligst in Frieden. Bleiben Sie lieber Junggeselle, bis Sie selber Hochzeit machen!"

„Mit Ihnen!" trumpfte Max Hanschke auf und machte den schüchternen Versuch, sich aus seiner gebückten Stellung zu erheben.

„Nun wird mir's aber doch zu toll!" zischte sie empört, sprang auf, ließ die Rotbraune halbgemolken zurück und lief mit Milchschemel und Milchgelte zur nächsten Kuh.

Als die Magd auf der anderen Seite auch so weit vorgerückt war, huschte Max Hanschke unhörbar hinaus.

Noch brauche ich mir kein Billett nach Kanada zu kaufen! sagte er draußen zu sich selbst, und seine kleine Senfkornhoffnung wuchs und keimte von neuem, dann füllte er den Pferden frisches Futter auf und pfiff dazu, daß es über den Hof schallte.

Da kam Karl Peukert in den Pferdestall und sprach: „Nehmen Sie zwei Sensen, wir wollen die Bachwiese hauen."

Max Hanschke suchte die beiden schärfsten Sensen heraus, schnallte sich den Gurt mit den Wetzsteinen um den Leib und ging, die Sensen geschultert, neben Karl Peukert durch die Scheunendurchfahrt und den Garten auf das Feld hinaus. Schon von weitem sahen sie Julius Klamt mit einer Meßschnur auf seinem Kartoffelland hantieren. Ein paar Pflöcke staken bereits in der Erde.

„Was soll denn das werden?" fragte Karl Peukert und blieb stehen.

„He!" erklärte der kluge Klamt geheimnisvoll. „Was das wohl werden soll? Ich will hier eine kleine Obstplantage anlegen, die Kartoffeln stehlen mir die verdammten Städter doch."

„Und das Obst werden sie Euch nicht stehlen?" fragte Karl Peukert ungläubig.

„Nicht so leicht!" versetzte der andere. „Man muß halt alles versuchen!"

Karl Peukert erwiderte nichts darauf und ging mit Max Hanschke weiter.

„Blödsinn!" sagte der und dachte daran, wie ihn der alte Peukert damals auf dem Birnbaume erwischt hatte. „Als wenn die Stadtjungen nicht auch auf Bäume klettern könnten."

„Glauben Sie denn an die Obstplantage?" versetzte Karl Peukert ernst. „Der Mann will bauen. Hätten Sie sich nur die Pfähle genau angesehen. Da war die Grundfläche eines Hauses abgesteckt."

„Wahrhaftig!" rief Max Hanschke und tippte sich an die Stirn.

„Er will Arbeiterwohnungen bauen!" fuhr Karl Peukert ingrimmig fort. „Die Gebrüder Stacher und der Magistrat haben es ihm ja vorgemacht. So ein Lump!"

Dabei ballte er die Faust in der Tasche, und der Zorn stieg ihm heiß ins Gesicht.

„Ja!" versuchte ihn Max Hanschke zu begütigen. „Die Entwickelung läßt sich eben nicht aufhalten."

„Ich denke, Sie sind auf unserer Seite?" rief Karl Peukert scharf.

„Unbedingt!“ erklärte Max Hanschke ehrlich. „Aber deswegen brauche ich doch nicht meine Augen zu verschließen vor dem, was aller Wahrscheinlichkeit nach kommen wird. Die Gemeinde Gramkau ist eben reif für höhere Bodenwerte, und die ergeben sich allemal durch die Bebauung mit Steinen und nicht mit Körnern. Und der kluge Klamt ist eben klug genug, um sich das an den Fingern herauszurechnen.“

„Und mich halten Sie wohl für dumm!“ sprach Karl Peukert bitter.

„Herr Peukert!“ rief Max Hanschke. „Man muß manchmal dumm sein, wenn man die Achtung nicht vor sich selber verlieren will.“

Karl Peukert streckte ihm darauf wortlos die Hand hin, und Max Hanschke schlug ein. So gingen sie nebeneinander her wie zwei Freunde. Bis zum Friedhof schwieg Karl Peukert.

„Sie wollen nach Kanada auswandern?“ fragte er plötzlich.

„So eilig habe ich's nicht mehr!“ erwiderte Max Hanschke leichthin. „Aber wenn ich einmal auswandere, dann nur nach Kanada. Das scheint mir das einzige Land zu sein, wo die Landwirtschaft noch eine Zukunft hat, und wo ein deutscher Landwirt ohne Geld noch vorwärts kommen kann. Da braucht man sich noch nicht zu wehren gegen die Städte und gegen die Industrie, die einem hier in Deutschland auf den Hals rücken.“

„Es ist ein Jammer!“ knirschte Karl Peukert. „Und wenn alle verkaufen, ich verkaufe keinen Quadratmeter.“

„Herr Peukert!“ sprach Max Hanschke und legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm. „Gegen den Strom können Sie nicht schwimmen. Aber wenn's eben nicht mehr geht, dann geht's nicht mehr. Sonst begeht man Selbstmord. In Kanada können Sie sich mit Ihrem Vermögen ein halbes Fürstentum kaufen. Und ich gehe mit!“

„Ich soll die Flinte ins Korn werfen!“ begehrte Karl Peukert auf.

„Nicht vor der letzten Patrone!“ sprach Max Hanschke ruhig und nahm die Sensen von der Schulter, denn nun standen sie an der Bachwiese.

Karl Peukert ergriff die eine Sense, prüfte ihre Schärfe und tat den ersten Schnitt, immer am Rain entlang, ein Sensenwurf wurde wie der andere, zischend sank das fette Gras und legte sich auf die Seite. Mit einem Abstand von drei Schritten folgte ihm Max Hanschke und gab sich ordentlich Mühe, ihm auf den Fersen zu bleiben. Allein die Entfernung zwischen ihnen wurde immer größer. Je mehr sich Max Hanschke beeilte, umso häufiger fuhr seine Sensenspitze in die Erde oder in einen Maulwurfshaufen. Karl Peukert war längst auf der anderen Seite der dreieckigen Wiese, ehe Max Hanschke mit Mühe und Not seinen ersten Streifen heruntergemäht hatte. An ein Einholen war nicht mehr zu denken. Jetzt mußte Max Hanschke vielmehr darauf bedacht sein, daß er nicht eingeholt wurde, denn sie mähten rund um das Stück herum. Aber mit einer Beharrlichkeit und Zähigkeit sondergleichen rückte Karl Peukert

heran, denn er verpuffte seine Kraft nicht wie Max Hanschke, der alle Minuten stehenblieb und sich den Schweiß wischte.

Da kam ihm plötzlich Hilfe. Die Büsche über dem Bach teilten sich, und der Oberförster Seipel trat ans Ufer. Anstatt der Flinte trug er einen Stock. Das Hegen und Pflegen war ihm wichtiger als das Schießen. Er rief Karl Peukert an, und der mußte wohl oder übel innehalten.

Nun begann sich Max Hanschke zu sputen und da keiner hinter ihm war, der ihn jagte, wurden seine Sensenhiebe gleichmäßiger, glatter und sicherer. Noch ehe zwischen den beiden das Gespräch in Gang gekommen war, war Max Hanschke längst außer Hörweite.

„Sie haben sich ja solange nicht sehen lassen!" rief der Oberförster. „Und zu Pfingsten sind Sie auch so plötzlich verschwunden."

„Was will man machen?" wich Karl Peukert aus. „Arbeit und Aerger, mehr hat man kaum vom Leben."

„Geht mir genau so!" erwiderte der Förster. „Meine Abrechnung stimmt noch immer nicht. Der Bürgermeister geht nur darauf aus, die Leute zu beunruhigen. Anders ist ihm nicht wohl. Na, Sie werden sich schon nicht unterkriegen lassen."

„An mir soll's nicht liegen," sagte Karl Peukert, „aber ich bin nicht die Gemeinde."

„Was Sie nicht sagen!" lachte der Förster auf. „Ich hab' mir erzählen lassen, daß in Gramkau nur das beschlossen wird, was Sie beantragen."

„Die Zeiten ändern sich!“ meinte Karl Peukert finster.

„Aber nicht die Menschen!“ tröstete ihn der Förster und suchte nach einem Anlaß, um das Gespräch auf Magarete Dobisch zu bringen, denn er fühlte nun einmal den Beruf in sich, die beiden zusammenzubringen.

„Was haben Sie denn da für einen Knecht?“ fragte er und wies auf Max Hanschke, der seine Sense wie ein Berserker schwang. „Ist das vielleicht der frühere Magistratsassistent? Meine Nichte hat mir davon erzählt.“

Das war natürlich geflunkert. Margarete Dobisch hatte sich seit Pfingsten nicht wieder auf der Försterei blicken lassen.

Karl Peukert machte eine halbe Wendung. Wohl regte sich etwas in ihm, sich nach Margarete Dobisch zu erkundigen. Allein der Bauer in ihm fühlte sich durch ihr Verhalten zu sehr verletzt, und so schwieg er.

„Scheint ja ein ganz tüchtiger Mensch zu sein!“ fuhr der Oberförster fort. „Wie ist er denn auf diese verrückte Idee verfallen. Man munkelt ja allerlei in der Stadt.“

„Er will nach Kanada!“ erwiderte Karl Peukert kurz.

„Was für ein Unsinn!“ lachte der Oberförster.

„So unsinnig finde ich das gerade nicht!“ versetzte Karl Peukert. „Hier in Deutschland sind die guten Zeiten für die Landwirtschaft schon lange vorbei.“

„Das sagen Sie,“ rief der Förster verwundert, „der wie ein kleiner Baron auf seinem Hofe sitzt?“

Karl Peukert wehrte diese Schmeichelei mit einem schwachen Lächeln ab.

„Aber ganz gewiß!" rief der Förster und machte einen neuen Vorstoß. „Meine Nichte ist ganz begeistert von Ihrem großartigen Besitz. Sie hat geradezu von Ihnen geschwärmt."

„Wirklich?" fragte Karl Peukert ungläubig. „Das wundert mich sehr."

„Na, so ganz im allgemeinen natürlich!" schränkte der Oberförster seine kühne Behauptung ein, denn er glaubte eine Dummheit gemacht zu haben, und verderben wollte er durchaus nichts, wenn an der Sache noch etwas war. „Lassen Sie sich nur mal wieder bei uns sehen!"

„Die Ernte steht vor der Tür!" versetzte Karl Peukert, und sah sich nach seiner Arbeit um.

„Einen Sonntagnachmittag werden Sie schon noch frei haben," rief der Förster herüber. „Meine Frau wird sich sehr freuen und meine Nichte auch. Sie soll die ganzen Sommerferien bei uns sein."

Karl Peukert nickte nur, und der Oberförster nahm das für eine Zustimmung, winkte grüßend mit dem Stock und verschwand in den grünen Büschen.

Unterdessen hatte Max Hanschke fast dreimal um die Wiese herum gemäht. Karl Peukert beschaute sich die Arbeit, legte die Sense hin und sagte: „Ich will mal nachsehen, wie weit das Korn ist. Sie werden wohl hier allein fertig werden."

„Selbstverständlich!" rief Max Hanschke, ohne sich im Sensenschwingen stören zu lassen.

Um die Zeit, als er mit der Wiese fertig war, ging Liese zum Großvater hinüber. Sie setzte sich auf den Stuhl und faltete ihre Hände im Schoß.

„Na, was hast du denn?“ fragte er freundlich.

„Ich mag ihn nicht!“ stieß sie heraus. „Den Traugott Baldrian. Du mußt ihm abschreiben. Er soll nicht wiederkommen. Er kann sich den Weg ersparen.“

„Heh!“ machte der Alte verblüfft. „Warum denn nur?“

„Er ist mir zu alt!“ entschied sie schnell.

„Alt!“ schrie der Großvater, als hätte er nicht richtig gehört. „Er ist doch nicht alt? Ich bin alt. Er ist in den besten Jahren.“

„Aber ich nehm' ihn auf keinen Fall!“ erklärte sie eigensinnig.

„Liese, Mädel!“ rief der Alte fassungslos. „Von dir hätte ich das am allerwenigsten erwartet. Du bist doch bei ihm zum Frühstück gewesen. Was soll denn der Mensch von dir denken? Daß du ihn einfach zum Narren gehabt hast.“

„Mag er denken, was er will!“ erwiderte sie trotzig. „Und wenn du ihm nicht abschreibst, dann muß Karl schreiben. Der wird es schon tun.“

Kopfschüttelnd betrachtete er sie, er wurde nicht klug aus ihr. Sie war doch sonst so fügsam.

„Du hast doch nicht etwa einen anderen im Sinn?“ forschte er argwöhnisch.

Da schüttelte sie so energisch den Kopf, daß ihr eine gelbe, glänzende Haarsträhne über die Stirn fiel.

„Heiraten mußt du doch einmal!" mahnte der Alte.

„Ich hab' keine Eile, Großvater!" erwiderte sie freimütig. „Ich bleib' lieber bei dir und bei Karl."

„Der verheiratet sich doch nächstens!" knurrte der Alte, schon halb besiegt. „Und wenn der erst eine Frau hat, dann mußt du ihr das Regiment hier auf dem Hofe abtreten. Denn zwei Weiber auf einem Hofe, das verträgt sich nicht."

„Da mach' dir keine Sorge!" lachte sie auf. „Mit Paula werd' ich mich schon vertragen. Tu' mir den Gefallen und schreib' ihm ab. Ich kann ihn wirklich und wahrhaftig nicht nehmen!"

Dabei fiel sie ihm um den Hals und streichelte ihm seine welken Wangen.

Dagegen war er machtlos, und er versprach ihr endlich, Traugott Baldrian den Abschied zu geben.

Froh lief sie in den Garten, um etwas zum Abendbrot zu holen. Sie hob aus dem Frühbeet zwei Gurken, nahm etwas Schnittlauch und prallte auf dem Rückweg in der Scheunendurchfahrt mit Max Hanschke zusammen, der mit zwei Sensen über der Schulter und einem breiten Ledergurt um den Leib vom Felde kam. Ausweichen ließ er sie nicht. Aber das war ihr gerade recht, denn sie war geladen.

„Wenn Sie noch einmal so frech sind," fuhr sie ihn an, „dann können Sie was erleben!"

„Darauf brenn' ich!" lachte er seelenvergnügt. „Mit keinem Menschen auf der ganzen Welt möchte ich so gerne was erleben als mit Ihnen."

„Sie, Sie — sind mir der Rechte!“ rief sie von dieser Frechheit außer sich. „Sie wollen mich wohl ins Gerede bringen. Wenn die Magd Sie heute gesehen hätte, gleich wäre der Klatsch fertig.“

„Fräulein Liese!“ bedeutete er ihr im ernsthaften, belehrenden Tone. „Wenn ich Sie hätte ins Gerede bringen wollen, was meinen Sie wohl, hätte es dann einen Sinn gehabt, unter die Kuhkrippe zu kriechen. So verlockend ist dieser Platz durchaus nicht. Die Glieder tun mir jetzt noch weh davon. Im Gegenteil, ich möchte, daß kein Mensch etwas davon erfährt, bis zwischen uns beiden alles in schönster Ordnung ist. Und es kommt dazu, verlassen Sie sich darauf. Und im übrigen, was macht Freund Traugott Baldrian?“

„Ach der!“ rief sie wegwerfend. „Aber bilden Sie sich nur nichts ein. Sie wären mir der Allerletzte!“

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ schmunzelte er und strich sich den Schnurrbart.

„Wollen Sie wissen, was Sie sind?“ rief sie erbost darüber, daß er ihr niemals eine Antwort schuldig blieb. „Ein Hanswurst sind Sie!“

Damit lief sie fort.

Hanswurst! überlegte er. Für den Anfang alles mögliche. Es geht vorwärts, langsam aber sicher!

Dann ging er in den Schuppen und hing die Sensen auf.

XIV

Noch vor der Ernte wurde Minnas Hochzeit gefeiert. Der Großvater beharrte hartnäckig auf seiner Weigerung, nicht daran teilzunehmen.

„Spar' deine Bitten!" sagte er ruhig zur Minna, die mit verweinten Augen vor ihm saß. „Ich will nicht dabei sein, wenn du in dein Unglück rennst!"

„Aber Großvater!" flehte sie. „Du wirst mir doch so eine Schande nicht antun!"

„Die Schande tust du dir selber an!" versetzte er kühl. „Ich bin ein alter, kranker Mann, der nicht mehr auf den Beinen fortkann. Wo ist da die Schande, wenn ich hier in meinem Stuhl sitzen bleibe? Uebers Jahr sprechen wir uns wieder, wenn du dann noch mit deinem Feldmesser glücklich bist, sag' ich kein Wort mehr dagegen. Bloß bring' ihn mir jetzt noch nicht her, dann schmeiß' ich ihn raus! Soviel Kräfte hab' ich noch!"

Minna lief empört hinaus. Jetzt wollte sie überhaupt keine Hochzeit haben, sie verzichtete auf die ganze Feier. Karls Vorstellungen und Lieses Bitten waren machtlos gegen ihren Eigensinn, und da Alois Wollenberg

auch nicht viel an einer großen Hochzeit gelegen war, blieb nur die Fahrt aufs Standesamt übrig, dann die stille Trauung in der Sakristei der städtischen Pfarrkirche und ein kleines Abschiedsfrühstück mit den Trauzeugen im „Goldenen Krug".

Am Abend vorher setzte Max Hanschke die alte und die neue Kutsche instand. Alois Wollenberg erschien am nächsten Morgen mit einem großen Rosenstrauß.

Minna, die auf Brautkranz und Schleier verzichtet hatte, stand in der guten Stube vor dem großen Spiegel und ließ sich in ihrem schicken Kostüm von Liese bewundern.

„Weißt du, Minna!" sagte sie schließlich und wurde ein wenig rot, weil Alois Wollenberg mit den Rosen dabei stand. „So wie du möchte ich doch nicht Hochzeit machen."

„Du bist auch kein moderner Mensch, Liese!" lachte Minna und nahm mit strahlender Miene den Rosenstrauß entgegen, den ihr Alois Wollenberg mit einer tiefen Verbeugung überreichte. Er benahm sich überhaupt tadellos.

Bald darauf mahnte Karl Peukert zum Aufbruch.

Als sie endlich auf der Haustreppe standen und Minna aus dem Hause trat und Max Hanschke ihr den Wagenschlag der neuen Kutsche öffnete, weigerte sie sich entschieden, sich von ihm fahren zu lassen.

„Ich gehe sonst zu Fuß!" drohte sie, als sie alle unschlüssig im Kreise herumstanden.

„Das kann ich nicht verantworten!" sprach Max

Hanschke und winkte dem Jungen von der alten Kutsche herunter.

Alle vier stiegen in die neue Kutsche, während Max Hanschke mit der alten hinterdrein fuhr und an der Ringecke die beiden von Alois Wollenberg bestellten Trauzeugen einnahm. Es waren zwei seiner Zechgenossen, die er am Tage vorher für die Ehre, seiner Trauung beiwohnen zu dürfen, noch einmal um größere Beträge angeborgt hatte.

Vor dem Standesamt mußten die Wagen eine gute Viertelstunde, vor dem Seitenportal der Pfarrkirche eine halbe Stunde warten. Nun ging's zum „Goldenen Krug", wo die Pferde ausgespannt wurden.

Max Hanschke saß in der Kutscherstube des Gasthofes, trank ein Glas Bier und faßte sich in Geduld.

Währenddessen tafelte die kleine Hochzeitsgesellschaft im Hinterzimmer am festlich geschmückten Tisch, wobei sich die beiden Trauzeugen krampfhaft bemühten, die Unterhaltung in Gang zu halten, aber nur bei Liese einiges Verständnis fanden. Das neue Ehepaar war nervös, daß das Essen so langsam serviert wurde, und Karl Peukert hing schweren Gedanken nach. Er schrak ordentlich zusammen, als der eine Trauzeuge sich erhob, um das Hoch auf das Ehepaar auszubringen. Schließlich standen alle auf, und Karl Peukert schüttelte Alois Wollenberg die Hand. Der war von sich allen Ernstes überzeugt, ein neues, besseres Leben angefangen zu haben, das weiter fortzuführen ihm im Hinblick auf seine junge Frau, die nicht nur sehr

hübsch, sondern auch sehr reich war, eine Leichtigkeit dünkte.

Bald war es Zeit, zum Bahnhof zu fahren. Die Hochzeitsreise sollte Minna für alles entschädigen, worauf sie freiwillig verzichtet hatte. Alois Wollenberg hatte vierzehn Tage Urlaub genommen. Sie wollten zuerst ins Riesengebirge, dann nach Dresden und zuletzt an den Rhein.

Im Hausflur empfahlen sich die Trauzeugen und wünschten glückliche Reise. Karl Peukert und Liese setzten sich in die alte Kutsche, während das junge Ehepaar in die neue stieg.

Da die Pferde ausgeruht waren, griffen sie ganz von selbst aus, und so kam man noch zeitig genug zum Bahnhof. Karl Peukert schickte den Jungen mit der alten Kutsche heim und hieß Max Hanschke mit der neuen warten. Er fuhr ein wenig abseits, strängte die Pferde ab und nahm als Zaungast an der Abschiedsszene teil. Auf dem Perron nämlich hatten sich vier Herren eingefunden mit außerordentlich biederen Gesichtern, und jeder von ihnen trug einen großen Blumenstrauß in der Hand. Max Hanschke kannte die vier, sie nannten sich bescheiden Rentiers, waren aber unter den Lebemännern der Stadt und der umliegenden Dörfer als gewerbsmäßige Geldverleiher bekannt. Sie dienerten vor dem jungen Ehepaar, überreichten Minna die mitgebrachten Blumen und überschütteten sie mit tausend guten Wünschen.

Karl Peukert sah es nicht, denn er war noch am Schalter mit der Aufgabe des Gepäcks beschäftigt.

Minna strahlte vor Wonne über diese Aufmerksamkeit. Alois Wollenberg hatte gerade noch Zeit, ihr die vier Herren als seine speziellen Freunde vorzustellen, da lief der Zug ein. Liese kämpfte mit den Tränen, umarmte die Schwester und küßte sie auf beide Wangen, Karl Peukert gab seinem Schwager den Gepäckschein, drückte Minna die Hand, und dann stiegen sie in ein Coupé zweiter Klasse. Nach einer Minute Aufenthalt brauste der Zug wieder davon. Ein weißes Tuch flatterte aus dem Coupéfenster, auch Liese winkte mit dem Taschentuch, die vier ehrwürdigen Herren schwangen aber so ausdauernd ihre Hüte, als gelte es, einen für die Abfahrt günstigen Wind zu erzeugen. Sie konnten mit dem Geschäft zufrieden sein.

Vor dem Landratsamt stieg Karl Peukert aus und befahl Max Hanschke, Liese allein nach Hause zu fahren.

Kaum war die Kutsche in Bewegung, drehte Max Hanschke sich um und nickte ihr durchs Fenster zu. Aber sie machte eine ganz hochmütige, abweisende Miene, daß er es nicht zum zweiten Male versuchte.

Karl Peukert hatte am letzten Markttage gehört, daß sich der Landrat, der vor einigen Tagen plötzlich auf Urlaub gegangen war, mit Rücktrittsgedanken trug. Schuld daran sollten die Machenschaften des Ersten Bürgermeisters sein. Nun wollte sich Karl Peukert Gewißheit verschaffen und ließ sich beim Kreissekretär melden, der inzwischen die Geschäfte des Landrats vertretungsweise versah. Es war ein etwas verbissener Beamter, dem wie seinem Vorgesetzten die Sonderbestrebungen des Bürgermeisters geradezu ein Greuel waren.

„Geben Sie ja nicht nach!“ rief er lebhaft. „Wenn es dem Bürgermeister gelingt, die Stadt aus dem Kreisverband zu lösen, dann steigen die Kreisabgaben für alle Landgemeinden enorm, dagegen müssen wir uns mit Händen und Füßen sträuben. Die Stadt lebt vom Kreis, also muß sie auch die Lasten mittragen helfen. Sie stehen auf dem vorgeschobensten Posten!“

„Ich falle nicht um!“ sprach Karl Peukert und reckte sich auf.

„Das habe ich auch von Ihnen nicht anders erwartet!“ atmete der Kreissekretär auf. „Der Bürgermeister darf mit seinem dicken Kopfe nicht durchkommen. Es wäre ein Schlag gegen die Landwirtschaft des ganzen Kreises. Denn wenn ihm die Eingemeindung von Gramkau gelingt, wird er geschwind nach den anderen umliegenden Dörfern Appetit bekommen. Um Gründe ist er nie verlegen. Wenn er keine hat, dann macht er sich welche. Er ist ein skrupelloser Charakter, und dagegen hilft nur die absolute Festigkeit. Er muß auf Granit beißen, wenn er an Sie gerät, er muß sich an der Gemeinde Gramkau die Zähne ausbrechen. Sonst kommen wir nicht zur Ruhe. Bis zum Minister hinauf stehen wir alle hinter Ihnen! Das merken Sie sich. Denn nur auf der Landwirtschaft beruht die Kraft des deutschen Volkes.“

Karl Peukert, der Bauer, nickte, das war ihm aus der Seele gesprochen.

„Ich hab' gehört,“ begann er zögernd, „der Herr Landrat will abgehen.“

„Kein Gedanke!“ wies ihn der Kreissekretär zurück.

„Geben Sie nichts darauf. Der alte Kurs wird festgehalten. An einen Sieg ist aber nur zu denken, wenn sich Gramkau unter keiner Bedingung eingemeinden läßt. Daß der Magistrat Kasernen baut, ist löblich. Kasernen müssen sein. Aber sie werden eben auf Gramkauer Grund und Boden stehen, das ist alles. Und über den Neubau der Schule brauchen Sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Ich werde schon dafür sorgen, daß die Beihilfe der Königlichen Regierung nicht zu knapp ausfällt. Nur bleiben Sie fest."

„Ich müßte ein Hundsfott sein!" stieß Karl Peukert heraus.

„Bravo!" rief der Kreissekretär und schüttelte ihm zum Abschied herzhaft die Hand.

Karl Peukert ging über die Promenade heim und wußte selbst nicht, wie er dazu kam, diesen Umweg zu machen.

Die schattigen Wege waren von Kindern und Dienstmädchen belebt. Alte Leute, die ihre Lebensarbeit hinter sich hatten, saßen auf den Bänken und ließen sich von der Julisonne durchwärmen.

Plötzlich überfiel ihn der Gedanke an Margarete Dobisch. Wenn er sie jetzt zufällig treffen würde? Eine Unruhe kam über ihn, und bei jeder Biegung des Weges zögerte er. Ob sie ihm wohl im Vorübergehen einen Blick schenken würde? Er wünschte und fürchtete es zu gleicher Zeit. Ob er dann stehen bleiben und sie anreden müsse?

Aber er traf sie nicht. Dagegen sah er in der Nähe des „Russischen Kaisers" den früheren Gramkauer Bauern Rübenhack auf einer Bank sitzen. Er war inzwischen

ein städtischer Bürger geworden. Den Kopf vornüber geneigt, hockte er und starrte in den Sand.

„Guten Tag, Rübenhack!" sprach Karl Peukert und blieb stehen.

Rübenhack hob den Kopf. Er war in den wenigen Wochen um Jahre gealtert. Seine verglasten Blicke wurden stier.

„Ach, guten Tag!" entfuhr es ihm hochdeutsch, worauf er in die dörfliche Sprechweise verfiel. „Was guckst du mich so an? Mir fehlt nichts."

„Das seh' ich!" nickte Karl Peukert. „Die Stadtluft scheint dir nicht zu bekommen!"

„Wieso?" begehrte Rübenhack auf. „So ein Leben wie jetzt hab' ich überhaupt noch nicht gehabt. Ich brauch' mich um nichts zu kümmern, krieg' jede Woche mein Geld und geh alle Tage spazieren."

Das stimmte aufs Haar. Seine Gläubiger waren übereingekommen und hatten ihm beim Verkauf des Gutes, der lediglich auf ihr Betreiben erfolgt war, eine kleine Rente ausgesetzt, von der er knapp leben konnte und die ihm, in Rücksicht auf seine notorische Verschwendungssucht, wöchentlich ausbezahlt wurde.

„So ein Leben ohne Arbeit, das ist nicht für jeden!" meinte Karl Peukert.

„Ihr kommt alle noch so weit!" lachte Rübenhack rauh und schlug mit seinem Spazierstock in den Sand. „Die Stadt frißt euch alle auf. In zwanzig Jahren gibt es keinen einzigen Bauern mehr in Gramkau. Dann werdet ihr alle an mich denken und dann werdet ihr sagen:

Ja, der Rübenhack, das war einer, das war ein Schlauer, der hat alles voraus gewußt und sich gleich dünne gemacht! Das werdet ihr dann sagen, ihr Bauern!"

Wie ein Schimpfwort kam das heraus.

„Abwarten!" erwiderte Karl Peukert fest und wandte sich zum Gehen. „Noch ist nicht aller Tage Abend."

„Aber der Abend kommt!" schrie Rübenhack ihm nach. „Das ist so sicher, wie der Hahn kräht. Und am Morgen ist von Gramkau nicht mehr ein Sandkorn da. Dann kannst du dir anderswo eine Jagd pachten, du Gemeindevorsteher."

Damit lachte er höhnisch hinter ihm drein. Karl Peukert schüttelte das häßliche Lachen von sich, bog in die Chaussee ein und stand vor den roten Mauern der zwölf Kompagnie-Kasernen.

Sie waren wie durch Zauberei in die Höhe gewachsen. Zwischen ihnen und der Stadt wogte ein breites Feld goldgelber Kornähren, dessen Ränder weithin zerwühlt und zertreten waren.

Karl Peukert ergriff die Wut, als er sah, wie in seinem Eigentum gehaust worden war. Denn dieses große weite Feld gehörte ihm. Es galt, darum zu kämpfen, wenn es sein mußte, mit Drahtzaun und Stacheldraht.

Als er den Schriemweg zum Dorfe abbog, sah er drüben auf Julius Klamts Kartoffelfeld einen großen Haufen frischer Mauersteine. Das war also der erste, der abtrünnig wurde. Karl Peukert nahm sich vor, ihm in der nächsten Gemeindeversammlung gründlich die Meinung zu sagen.

Nach drei Tagen, die man dazu benutzte, die Erntegerätschaften instand zu setzen, kam aus Dresden von Minna eine Karte, worauf sie Liese mitteilte, daß sie sehr glücklich sei. Liese lief damit sofort zum Großvater hinüber, der aber auf seinem Unglauben beharrte.

„Wer's glaubt, wird selig!" sprach er und schob die Karte ungelesen weg.

„Aber Großvater!" schalt sie. „Sei doch nicht so hart!"

„Man wird mit der Zeit hart!" erwiderte er ruhig. „Dagegen läßt sich nichts machen, und mit dir hab' ich auch meinen Aerger. Der Traugott Baldrian hat mir einen groben Brief geschrieben."

„Da siehst du!" lachte sie. „Er ist ein Grobian."

„Und was wird aus dir?" rief der Alte ärgerlich. „Aber ich weiß schon einen anderen, der für dich paßt!"

„Um Gottes willen!" rief sie und schlug die Hände mit gut gespieltem Entsetzen zusammen. „Willst du mich denn durchaus unter die Haube bringen?"

„Willst du denn durchaus eine alte Jungfer werden!" fragte der Großvater in erregtem Tone zurück.

„Ach ja!" rief sie lachend. „Bitte, bitte, Großvater, laß mich eine alte Jungfer werden. Ich denke mir das reizend."

„Eine dumme Gans bist du!" knurrte er. „Du paßt zur alten Jungfer, wie der Hahn zum Brüten."

Dann machte sie, daß sie in den Kuhstall kam, denn es wurde Zeit zum Melken.

Karl Peukert dingte an diesem Tage einen Knecht

für die Ernte. Er hieß Paul Mützel und bekam seine Schlafstelle in der Dachkammer. Max Hanschke überließ ihm am Gesindetisch den Vorsitz und vertrug sich sehr gut mit diesem harthändigen, wortkargen Gesellen, der die Jugendjahre längst hinter sich hatte.

Am nächsten Sonntag machte Paula Griebsch mit ihren Eltern den versprochenen Gegenbesuch. Sie kamen in einer recht altmodischen Kutsche mittags gegen elf Uhr auf den Hof gefahren. Liese stürzte sofort in ihrer großen Schürze aus der Küche und fiel Paula um den Hals, bewillkommnete auch die Eltern herzlich. Tausenderlei hatten sich die beiden Mädchen zu erzählen, während sich Max Hanschke des Knechtes und der Pferde annahm. Karl Peukert, der durch die reifen Felder gegangen war, erschien erst kurz vor dem Mittagessen.

Während der Mahlzeit sorgte Liese für die nötige Unterhaltung. Die beiden Alten taten ihrer Kochkunst alle Ehre an.

Paula wurde ein über das andere Mal rot, denn sie saß Karl Peukert gerade gegenüber.

„Tu' doch nicht so!" lachte Liese und stieß sie an.

„Laß mich doch!" wehrte sich Paula und mußte immer wieder zum Zulangen genötigt werden.

Karl Peukert war die Kehle wie zugeschnürt, er sollte und wollte die eine nehmen und konnte die andere nicht vergessen.

Nach dem Essen wußte Liese mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit die beiden Alten aus dem Zim-

mer zu bringen, so daß die beiden zukünftigen Brautleute plötzlich in einer Fensternische einander gegenüberstanden.

Er war wie betäubt, so sehr er sich auch dagegen wehrte, und Paula Griebsch wurde blaß.

„Na, du Dummer!" flüsterte Liese ihrem Bruder zu. „So gib ihr doch einen Kuß!"

Das war aber nicht so leise gesprochen, daß es Paula Griebsch nicht gehört hätte.

„Aber Liese!" rief sie, fast dem Weinen nahe, und schlug die Hände vors Gesicht.

„Wenn ihr euch geniert, geh' ich solange hinaus!" lachte Liese ausgelassen und hatte schon die Türe in der Hand.

„Bleib!" stieß Karl Peukert heraus, nahm Paula Griebsch in die Arme und gab ihr einen leichten Kuß, den sie sich auch gern gefallen ließ. Die Augen wagte sie nicht aufzuschlagen.

Dann holte Liese die Alten wieder herein, und so konnte bald darauf bei Kaffee und Kuchen die Verlobung gefeiert werden. Das Brautpaar ging darauf zum Großvater hinüber, der sich über das glückliche Zustandekommen seines langgehegten Planes wie ein Kind freute.

Nach dem Abendessen fuhren die Gäste wieder davon, nachdem die Hochzeit mit allseitiger Zustimmung auf den Sonntag nach Weihnachten festgesetzt worden war.

Karl Peukert stand vor dem Tore und sah der davonrollenden Kutsche nach, auch als sie schon lange um die Ecke gebogen war. Dann ging er langsam ins Haus zurück. Auf seinem Hirn lastete ein dumpfer Druck,

er kam sich vor wie ein Verbrecher, denn er hatte Paula Griebsch geküßt, während er dabei an niemand anders als an Margarete Dobisch gedacht hatte.

Liese sorgte dafür, daß die Verlobungsanzeige in die Zeitung kam.

XV

In der Oberförsterei wartete man vergeblich auf eine Nachricht von Margarete Dobisch.

„Du fährst in die Stadt und holst sie!" sprach die Försterin. „Morgen fangen die Ferien an. Wir können sie doch nicht die ganzen vier Wochen in der staubigen Stadt sitzen lassen."

Der Oberförster war sofort damit einverstanden. Denn je heißer das Wetter wurde, um so schlechter wurde das Bier im „Alten Hopfensack". In der Stadt gab's einen kühleren Tropfen. Und so kutschierte er denn eine Viertelstunde später mit seinem leichten Wägelchen die Chaussee hinunter. Den Ring vermied er. Seitdem ihn der Bürgermeister in der Abrechnungssache zum Nachgeben gezwungen hatte, sah er sich das Rathaus mit keinem Blicke mehr an.

Gegen Mittag hielt er vor dem Hause, wo seine Nichte wohnte. Ihre Wirtin öffnete auf sein Pochen und erzählte ihm, daß Fräulein Dobisch noch in der Schule sei, aber jeden Augenblick kommen müßte.

Mitten in ihrer Stube stand ein großer, gepackter Koffer.

„Will sie denn verreisen?" fragte der Oberförster argwöhnisch.

„In die Sommerfrische," antwortete die Wirtin, „ins Gebirge."

„Ach was, Gebirge!" knurrte der Förster, packte den Koffer an seinen Handgriffen, stemmte ihn mit einem Schwung an den Bauch und lud ihn draußen auf den Wagen.

Er war noch beim Verschnaufen, da kam Margarete Dobisch die Straße herauf, umgeben von einem Schwarm Schulmädchen, die sie alle sehr zu lieben schienen.

„Aber Onkel!" rief sie halb glücklich über das unverhoffte Wiedersehen, halb entrüstet ob seiner Eigenmächtigkeit. „Ich hab' doch schon eine Fahrkarte!"

„Brauchst du nicht!" entschied er kurz. „Verschenk' sie. Ins Gebirge kommst du mir nicht. Kennen wir schon, abstürzen und Knochen brechen. Alle Tage steht's in der Zeitung. Wenn wir den ganzen Winter allein sind, wollen wir wenigstens im Sommer ein bißchen Unterhaltung haben. Du weißt doch, wie egoistisch Tante ist. Bring' ich dich nicht mit, ist der Teufel los. Und du willst doch deinen Onkel nicht unglücklich machen!"

Da wagte sie keine Widerrede und stieg lächelnd ein. Die Mädchen drängten sich herzu, um ihr die Hand zu reichen.

„Sind das deine Schulmädels?" fragte der Oberförster wohlwollend.

„Einige!“ erwiderte sie. „Wir haben denselben Schulweg!“

„Aha!“ rief er und strich sich den grauen Bart. „Also, ihr Mädels, wenn ihr euer Fräulein in den Ferien besuchen wollt, sie wohnt in der Oberförsterei im Stadtwald. Es soll mich freuen, wenn ihr alle kommt und noch einen Haufen mitbringt.“

Die Einladung wurde mit lautem Jubel aufgenommen. Dann ratterte das Wägelchen um die Ecke, und die Mädchen steckten sofort die Köpfe zusammen, um über den Tag zu beraten, an dem sie das Fräulein besuchen wollten.

Im weiten Bogen fuhr der Oberförster um den Ring herum, kehrte aber im „Russischen Kaiser“ ein, um sich zu stärken und seiner Nichte Zeit zu geben, noch einige nötige Einkäufe zu machen. So war es schon gegen Abend, als sie in der Oberförsterei eintrafen.

Die Tante umarmte ihre Nichte und hieß sie herzlich willkommen, und Waldmann stand dabei und machte eine eifersüchtige Miene. Als sie sich zu ihm niederbeugte, war er so gnädig, mit der Rute zu wedeln. Nach dem Abendessen nahm sie der Förster ins Gebet wegen der geplanten Gebirgsreise.

„Gefällt dir's nicht bei uns?“ fragte er argwöhnisch.

„O gewiß, Onkel!“ versicherte sie ehrlich. „Ich wollte euch nur nicht zur Last fallen.“

„Das ist ja beinahe eine Beleidigung!“ rief der Oberförster und langte, da sich die Tante ins Mittel legte,

die letzte Nummer des Landboten vom Nagel. Wie immer studierte er zuerst die Anzeigen.

„Nanu!“ rief er, aufs höchste überrascht und rückte, um besser sehen zu können, ans Licht. „Karl Peukert hat sich verlobt mit Paula Griebsch aus Pogerau. Da steht's groß und breit, man sollte es kaum glauben.“

Dabei warf er einen kurzen Seitenblick auf seine Nichte, die von der Nachricht wohl ein wenig blaß wurde, aber ihre Selbstbeherrschung nicht verlor.

„Was ist denn daran so unglaublich?“ fragte die Tante erstaunt.

„Was sagst denn du dazu?“ wandte er sich an seine Nichte.

„Was soll ich dazu sagen?“ wich sie ihm aus und nahm ihre ganze Kraft zusammen, um nicht die Augen niederschlagen zu müssen. „Ich kenne ihn doch kaum.“

„Daß der sich so ein gewöhnliches Bauernmädel nimmt?“ rief der Förster. „Das hätte ich von dem nicht erwartet!“

„Er ist eben ein Bauer!“ entschied die Oberförsterin. „Und ein Bauer braucht eine Bäuerin.“

„Ach was, Bauer!“ wies er ihren Einwurf zurück. „Wie lange wird's denn wohl mit seiner Bauernherrlichkeit noch dauern? Uebers Jahr, wenn alles gut geht, hat der Bürgermeister seinen Kopf durchgesetzt und das ganze Dorf eingesackt.“

„Mag er!“ warf die Oberförsterin ein. „Was ändert das? Die Gramkauer werden doch Landwirte bleiben.“

„Quarkspitzen!“ lachte er und faltete das Blatt zu-

sammen. „Mit der Landwirtschaft hat's dann geschnappt. Spekulieren werden sie, Häuser bauen werden sie, richtige Städter werden sie werden. In die Stadt werden sie ziehen, eine Villa wird sich jedes kaufen, und Rentiers werden sie werden. Das ist der Lauf der Welt!"

„Was du dir da alles zusammenphantasierst!" erwiderte die Försterin und ging mit ihrer Nichte in die Küche. Jetzt, wo Karl Peukert verlobt war, hatte es doch keinen Zweck mehr, darüber zu reden.

Seitdem hatte Margarete Dobisch Ruhe, war viel mit ihren Gedanken allein, und der Frieden des Waldes, der sie umrauschte, schläferte ihr müdes Herz ein.

Inzwischen hatte es der Bürgermeister Bielau durchgesetzt, daß die Eingemeindungsfrage auf der Gramkauer Gemeindeversammlung kurz vor der Ernte noch einmal zur Sprache kam.

Diesmal hatte Julius Klamt den Antrag gestellt, dessen Mietskaserne mit den Kompagniekasernen um die Wette in die Höhe wuchs. Um möglichst hohe Verzinsung zu erzielen, machte er die Wände dünn und die Stuben so niedrig und so eng wie möglich.

Schweineställe! dachte Max Hanschke, dessen Interesse am Dorf mit seiner Hoffnung auf Liese wuchs. Der geborene Bodenwucherer!

Julius Klamts Antrag wurde mit großer Majorität abgelehnt. Aber es war ihm doch gelungen, einige kleine Leute zu sich herüberzuziehen.

„Da warten wir eben noch ein bißchen!" schrie er sie-

gesgewiß. „Uebers Jahr haben wir die Majorität. Da stimmen die Arbeiter mit.“

Und das war nicht von der Hand zu weisen. Nach einem Jahre bekamen die Neuzugezogenen, die auf dem Stadtgut und in der neuen Korbfabrik wohnten, Sitz und Stimme in der Gemeindeversammlung.

Doch das alles ging dem Ersten Bürgermeister viel zu langsam. Seiner Art gemäß wollte er seinen Willen sofort durchdrücken. Vor allem war es das Peukertsche Gut, das seinem Streben wie ein Klotz im Wege lag, und woran vornehmlich das Eingemeindungsprojekt zerschellte. Deshalb schickte er schon am folgenden Morgen den Zweiten Bürgermeister als Unterhändler zu Karl Peukert und ließ ihm einen Tausch anbieten, um von der Stadtgrenze bis zum Kasernenkomplex wenigstens eine schmale Brücke schlagen zu können. Karl Peukert war nicht abgeneigt, stellte aber dem Magistrat die Bedingung, entweder die Kosten für den Schulneubau zu übernehmen oder die Arbeiterfamilien, die auf dem Stadtgut wohnten, zum Abzug zu veranlassen. Der Vorschlag wurde abgelehnt, weitere Verhandlungen wurden nicht gepflogen. Sie wären auch zwecklos gewesen, da sich die Kampfstellung der beiden Nachbargemeinden schon zu weit entwickelt hatte. Es ging jetzt auf Biegen oder Brechen.

Die Ernte begann.

Max Hanschke schlief sich noch einmal ordentlich aus, denn morgen sollte der erste Roggen fallen. Mit Sonnen-

aufgang brachen sie auf: Karl Peukert mit Liese, Max Hanschke, Paul Mützel und die beiden Mägde.

Bald standen sie an dem weiten Roggenfeld, das dem Bürgermeister den Zugang zu den neuen Kasernen versperrte. Bis Mittag sollte der erste Streifen, der von der Chaussee bis zum Bahndamm gut siebenhundert Meter weit lief, gemäht sein.

Karl Peukert tat den ersten Schnitt, und Liese trat hinter ihn, um das gemähte Getreide abzuraffen.

Paul Mützel mit der Großmagd nahm die zweite Linie in Angriff, und Max Hanschke kam mit der Kleinmagd ins Hintertreffen. Er mußte weit ausholen und durfte weder rechts noch links sehen, um den Abstand zu halten. Um sieben Uhr stach die Sonne schon mit versengender Glut vom wolkenlosen Himmel. Max Hanschke hatte keinen trockenen Faden mehr am Leibe.

Aber er ließ nicht locker. Da, als er sich einmal verschnaufte, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, sah er über die schweren, goldgelben Aehren Lieses spöttische Augen, als wollte sie sagen: Du wirst im Leben kein Landwirt, gib dir nur keine Mühe!

Da säbelte er darauf los, daß die Halme nur so niederrauschten, und er der Großmagd hart auf die nackten Fersen kam.

Um neun Uhr wurde Frühstückspause gemacht. Karl Peukert und Liese setzten sich auf den Rain, der Knecht und die beiden Mägde in den Chausseegraben, während Max Hanschke sich den Grenzstein als Sitzgelegenheit wählte, der von Frost und Regen rundgearbeitet freund-

lich aus dem grünen Grase sah. Karl Peukert trank klares Wasser, Paul Mützel, der Großknecht, klaren Schnaps, und Max Hanschke kalten Kaffee. Im übrigen sorgte er für die Unterhaltung und redete daher wie ein Landwirt mit überreifen Erfahrungen, die er sich aus verschiedenen Büchern angelesen hatte. Er nahm den Mund wirklich ein wenig zu voll, und es war durchaus verständlich, daß Liese die Geduld riß.

„Sie haben wohl die Weisheit mit Löffeln gegessen?" spottete sie. „Das haben Sie wohl alles auf dem Magistratsbureau gelernt."

„Fräulein Liese!" belehrte er sie ernsthaft und erhob sich ein wenig von seinem Sitz, um seinen untergeordneten Dienstgrad anzudeuten. „Heutzutage kann man alles aus Büchern lernen, warum nicht auch die Landwirtschaft? Es gibt sogar Professoren, die Vorträge über Landwirtschaft halten. Aber geben Sie einmal so einem Professor die Sense in die Hand."

Das war für alle ein lustiges Bild, daß sogar Paul Mützel grinste.

„Aber ich!" rief, durch den Beifall kühn gemacht, Max Hanschke. „Ich habe mich auch um die Praxis gekümmert. Das kann mir keiner abstreiten."

„Nein!" lächelte Karl Peukert. „Sie haben wirklich dafür etwas übrig, aber komisch bleibt es doch."

„Wieso?" fragte Max Hanschke und blinzelte verstohlen zu Liese hinüber. „Was ist dabei komisch? Es ist doch die natürlichste Sache der Welt, daß man immer

das tut, was einem den größten Spaß macht. Meinen Sie das nicht auch, Fräulein Liese?"

„Lassen Sie mich bloß mit Ihren Spitzfindigkeiten zufrieden!" wehrte sie ab und sprang auf. „Auf sowas versteh' ich mich nicht."

„Und ich sage Ihnen!" trumpfte Max Hanschke auf, um wie immer das letzte Wort zu behalten, „was der Mensch noch nicht versteht, das muß er eben lernen."

Dann griff er als erster zur Sense und ließ sie durch die Halme zischen. Siebenhundert Meter hinauf bis zum Bahndamm und siebenhundert Meter zurück zur Chaussee brach sich die Sonnenglut über den dahinsinkenden Aehren. Max Hanschke mähte jetzt dicht hinter Liese, und Paul Mützel, der den Beschluß machte, konnte ihn trotz aller Anstrengung nicht einholen.

Als sie sich gegen elf Uhr wieder der Chaussee näherten, kam ein ganzer Schwarm kleiner und größerer Mädchen von der Stadt her.

Es waren wohl zwei Dutzend Schülerinnen der höheren Mädchenschule, die sich aufgemacht hatten, der freundlichen Einladung des Oberförsters nachzukommen. Vorsichtigerweise hatten sie auf einer Postkarte ihre Ankunft gemeldet. Margarete Dobisch war ihnen zeitig genug entgegengegangen und hatte sie schon beim „Russischen Kaiser" in Empfang genommen. So kam sie in ihrer Mitte bei dem Roggenfeld vorüber.

Neugierig blieben die Mädchen stehen, und Margarete Dobisch, die Karl Peukert nicht wiedererkannte, weil er

einen breitrandigen Schnitterhut trug und in Hembsärmeln war, erklärte ihnen die Arbeit des Landmannes.

Karl Peukert aber erkannte sie sofort wieder, krampfte die Hände um die Sensengriffe und tat unbeirrt Schnitt für Schnitt. So näherte er sich unaufhaltsam der Chaussee. Aber er hielt die Augen auf seine Sense gerichtet. Da hörte er ihr Lachen. Es klang zwar nicht frei, aber es war ein Lachen. Da zog sich plötzlich sein Herz zusammen. Ueber wen anderes lachte sie als über ihn, den Bauer! Ihn erniedrigte sie zum Anschauungsgegenstand für ihre Schülerinnen.

Diese Erkenntnis griff mit harter Faust an seinen Stolz, daß er die Arbeit unterbrach und, auf die Sense gestützt, zornig seine Augen erhob.

In diesem Augenblick erkannte sie ihn und erschrak heftig vor seinem Zorn.

„Kommt, kommt!" stieß sie hastig heraus und faßte die beiden kleinsten Mädchen bei den Händen, um sie mit sich wegzuziehen.

Karl Peukert nickte stumm und tat langsam seine letzten Schnitte.

Schnell verschwand der ganze Schwarm auf den Wald zu.

An diesem Tage erwischte der Oberförster den Vogelfranz im Walde mit zwei Lockvögeln und einem Paket Leimruten und zeigte ihn, da er auf Karl Peukert keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, beim Magistrat an, der die Beschwerde an das Landratsamt weitergab.

XVI

Zwei Gewitter abgerechnet, die mit Donner, Blitz und wolkenbruchartigem Regen über das Dorf hinrasten, verlief die Ernte ohne Störung. Vierzehn Tage lang mußte sich Max Hanschke mit fünf Stunden Nachtruhe begnügen. Das geschnittene Getreide wurde gewendet, in Garben gebunden, aufgeladen und eingefahren. Hochgetürmte Leiterwagen lenkte er in die Scheune, wo der Segen von rüstigen Händen in die leeren Pansen geborgen wurde. Schnell füllten sie sich bis zu dem Sperrgebälk und darüber hinaus. Als erst der Weizen geschnitten war, drängte die Arbeit nicht so sehr, und Karl Peukert legte die Sense weg. Die Sorge um das Dorf nahm ihn stärker als vordem in Anspruch. Die Pläne für den Schulneubau gingen an die Regierung. Obschon die Sache sehr dringend war, weil Medardus Hähnel nicht mehr wußte, wo er die stetig wachsende Menge der Kinder unterbringen sollte, beeilte man sich da oben nicht mit der Genehmigung. Auch hier hatte der Bürgermeister seine Hand im Spiel. Ja, das Gerücht, daß der Landrat, verärgert von den Machenschaften des Bürger-

meisters, entschlossen sei, von seinem Amt zurückzutreten, tauchte mit erhöhter Hartnäckigkeit wieder auf.

Karl Peukert klopfte darum wieder beim Landratsamt an. Der Kreissekretär, der noch immer die Geschäfte führte, empfing ihn diesmal bedeutend kühler.

„Der Herr Landrat hat sich seinen Urlaub auf unbestimmte Zeit verlängern lassen," erklärte er auf Karl Peukerts Frage. „Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann."

„Da kriegen wir also einen neuen Landrat?" sprach Karl Peukert schwer atmend.

„Möglich!" versetzte der Kreissekretär achselzuckend.

„Und wie wird sich der zu der Eingemeindungsfrage stellen?" forschte Karl Peukert stirnrunzelnd, denn er fühlte bereits deutlich, daß der Wind hier oben umgesprungen war.

„Ja!" erwiderte der Kreissekretär und wedelte mit der Hand hin und her. „Wer kann das wissen? Im übrigen ist die Angelegenheit in ein neues Stadium getreten. Der Erste Bürgermeister hat als Vertreter des Magistrats die bindende Erklärung abgegeben, daß er nicht die Absicht hat, die Stadt aus dem Kreisverband zu lösen."

„Und das glauben Sie?" stieß Karl Peukert aufgebracht heraus. „Dieser Fuchs!"

„Herr Peukert, ich muß Sie dringend ersuchen, sich in Ihren Ausdrücken zu mäßigen!" sprach der Kreissekretär hoheitsvoll.

„Vor vier Wochen haben Sie ganz anders gesprochen!" fuhr ihm Karl Peukert in die Parade.

„Allerdings!" versetzte der Kreissekretär indigniert. „Ich habe meine Stellungnahme einer Revision unterzogen. Und ich rate Ihnen, dasselbe zu tun."

„Niemals!" rief Karl Peukert und sprang auf.

„Sie werden es sich noch überlegen!" fuhr der Kreissekretär gelassen fort. „Ich möchte Ihnen zu diesem Zwecke einen Vermittelungsvorschlag unterbreiten. Es handelt sich jetzt gar nicht mehr um die Eingemeindung des ganzen Dorfes, sondern lediglich um das Stadtgut. Läge das Areal an der Stadtgrenze, so würde sich die Sache schnell und zu allseitiger Zufriedenheit regeln lassen. Nun aber liegt zum Unglück fast Ihr ganzer Grundbesitz dazwischen."

„Ich sehe schon, worauf das hinaus will!" rief Karl Peukert und krampfte die rechte Faust um die Stuhllehne. „Nicht eine einzige Quadratrute gebe ich her."

„Ihr Eigensinn ist ganz unverständlich!" seufzte der Kreissekretär und fuhr sich über die Stirn. „Sie können doch dabei ein großartiges Geschäft machen."

„Ich will aber nicht! Ich bin kein Schacherer!" rief Karl Peukert verstockt und stieß den Stuhl aufs Parkett. „Und wenn wir nicht bald die Pläne für die Schule zurückkriegen, dann bauen wir ohne Genehmigung. Die Kinder sitzen schon wie die Heringe aufeinander. Das können wir nicht verantworten!"

„Wenden Sie sich an die Königliche Regierung!" versetzte der Kreissekretär achselzuckend und erhob sich.

Damit war die ergebnislose Audienz beendet. Karl Peukert ging ruhig hinaus und schritt langsam durch die Stadt, ohne daß man ihm die Aufregung, die in ihm tobte, anmerken konnte. Sicher und gemessen waren seine Schritte, und in seinem Gesicht, das in den letzten Wochen durch Arbeit und Sorgen hart geworden war, zuckte keine Fiber.

So kam er vor das Haus, wo Minna und Alois Wollenberg die erste Etage gemietet hatten. Sie waren schon vor längerer Zeit von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt, und nun wollte er hinaufsteigen, um sie zum ersten Male in ihrem neuen Heim zu besuchen. Auf sein Klingeln an der Korridortür öffnete das Dienstmädchen.

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause!" stotterte es so ungeschickt, daß Karl Peukert sofort die Lüge merkte.

„Gehen Sie nur nachsehen!" befahl er kurz und trat ein. „Ich bin ihr Bruder!"

Da tat sich eine Tür auf, und Minna erschien, das Taschentuch in der Hand, die Augen rot von Tränen. Karl Peukert sah, daß hier nicht alles so war, wie es sein sollte, hing Hut und Stock an die Garderobe, trat zu Minna ins Zimmer und zog die Tür hinter sich zu. Wie er auch in sie drang, sie wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus.

„Ich bin so oft allein!" klagte sie und kämpfte schon wieder mit den Tränen. „Den ganzen Tag und auch abends. Er kommt immer erst nach Mitternacht heim."

„Trinkt er denn?" fragte er bestürzt.

„O nein!" rief sie, beinahe entrüstet über diesen nahe-

liegenden Verdacht. „Nur wenn er heimkommt, ist er immer so müde und abgespannt."

„Das wird sich schon geben!" tröstete er sie. „Du bist durch das Reisen ein bißchen verwöhnt worden."

Das Mädchen brachte den Kaffee, und sie tranken, wobei er allerhand über ihre Reise zu wissen begehrte. Aber sie war bei diesem Gespräch merkwürdig zerstreut und unaufmerksam. Schließlich machte er Miene aufzubrechen.

Da kam plötzlich eine fliegende Angst über sie, und sie gestand ihm endlich, daß sie kein Geld mehr hätten.

„Er hat sich verrechnet, er hat viel mehr Schulden gehabt, als er dachte!" entschuldigte sie ihn hastig.

„Gar nichts mehr!" sprach Karl Peukert, aufs Höchste bestürzt. „Die achtzigtausend Mark sind weg? Das ist doch nicht gut möglich. Vielleicht hat er bloß Spaß gemacht?"

„Nein! Nein! Er quält mich!" schluchzte sie auf. „Er läßt mir keine Ruhe. Geld, Geld will er haben. Ich soll welches besorgen."

Also doch ein Lump! dachte Karl Peukert und ließ den Kopf hängen.

„Karl, du mußt uns helfen!" schrie sie verzweifelt auf.

„Achtzigtausend Mark in sechs Wochen!" sprach er kopfschüttelnd. „Er spielt wohl?"

„Ich weiß nicht!" stöhnte sie hilflos.

„Wieviel brauchst du denn?" fragte er nach einer Weile.

„Möglichst viel!“ rief sie unter Schluchzen. „Zehntausend Mark.“

„Nächsten Sonntag!“ erwiderte er nach längerem Ueberlegen. „Bring deinen Mann aber mit. Wir müssen in der Sache klar sehen. Sonst wird das eine Schraube ohne Ende.“

Ihren überströmenden Dank wehrte er hastig ab und ging heim. Dem Großvater erzählte er nichts davon, obschon es ihm nicht leicht fiel, die hohe Summe, ohne ihn in Anspruch zu nehmen, in so kurzer Zeit zu beschaffen.

So liefen die Tage der Woche mit alten und neuen Sorgen hintereinander her. Am Sonntagvormittag erschien Minna ohne ihren Mann, der nach ihrer Entschuldigung mit Kopfschmerzen zu Bett lag. Karl Peukert dachte sich seinen Teil und gab ihr auf ihr Drängen das Geld. Kaum hatte sie es, wurde sie unruhig und brach noch vor dem Mittagessen auf.

„Was hat sie denn?“ fragte Liese erstaunt. „Sie sieht so ganz anders aus.“

„Sorgen!“ erwiderte Karl Peukert. „Sorgen wie jeder Mensch!“

Sie lief in die Küche, um das Essen zu richten. Dort saß schon Max Hanschke am Tisch und studierte das Kreisblatt, für dessen Inhalt der Kreissekretär verantwortlich war, schmauchte seine kurze Pfeife und machte dabei ein höchst zufriedenes Gesicht.

„Sie haben wohl keine Sorgen?“ fragte sie ihn, aufgebracht über seine unerschütterliche Ruhe.

„Jetzt nicht mehr!“ lächelte er herausfordernd. „Da

Sie sich ja allmählich mit dem Gedanken befreunden, späterhin einmal Frau Hanschke zu heißen."

„Das übersteigt ja alle Grenzen!" rief sie empört und schwang den hölzernen Kochlöffel.

„Bitte!" lachte er, zog den Kopf ein und machte einen krummen Buckel. „Wenn schon geprügelt werden muß, dann lieber vor der Hochzeit, als nachher."

„Wann werden Sie diese verdammten Dummheiten lassen?" rief sie außer sich und hieb den Löffel so heftig auf die Tischkante, daß er zerbrach.

„Nie!" schmunzelte er, sog stärker an seiner Pfeife und ließ seine Blicke verlangend über ihre schlanke Gestalt gleiten.

Da wandte sie ihm wütend den Rücken und klapperte solange mit den Herdtöpfen, bis die Kleinmagd hereinkam und durch ihre Anwesenheit die Wiederaufnahme dieser Unterhaltung unmöglich machte.

Als der Weizen fertig gebunden in Puppen stand, erhielt Karl Peukert eine Vorladung vor das Landratsamt. Das Schreiben war mit einem unleserlichen Namen unterzeichnet. Der Landrat hatte wirklich seinen Abschied genommen, und von der Regierung war ein Assessor als Vertreter geschickt worden. Das war ein forscher, noch ziemlich junger Mann mit großen Kenntnissen und mancherlei Meriten.

Als Karl Peukert zu ihm ins Zimmer trat, bemerkte er ein von vielen Schmissen zerfetztes Gesicht, einen kahlen Kopf und hinter scharfen Brillengläsern zwei unsichere Augen von unbestimmter Farbe.

„Sie sind Karl Peukert, der Gemeindevorsteher von Gramkau?“ schnarrte der Assessor im Reserveleutnantstone daher. „Ich habe Sie vorgeladen, um mit Ihnen über die Eingemeindungsfrage Rücksprache zu nehmen. Die Regierung wünscht dringend, daß Sie nachgeben. Und die erste Pflicht jedes Preußen ist der Gehorsam.“

„Ich habe nur eine Stimme in der Gemeinde!“ versetzte Karl Peukert grollend.

„Aber die ausschlaggebende!“ rief der Assessor von oben herab und lehnte sich vornehm im Sessel zurück. „Es kommt nur auf das Exempel an.“

„Das Exempel werde ich nicht machen!“ sprach Karl Peukert fest. „Ich bin ein Bauer und will ein Bauer bleiben.“

„Das sind Redensarten!“ fuhr der Assessor ärgerlich in die Höhe. „Sie wollen doch nicht mit dem Kopfe durch die Wand?“

„Wenn's sein muß!“ versetzte Karl Peukert steifnackig. „Ich lasse mich nicht eingemeinden.“

„Sie wissen doch, daß es ein Zwangsenteignungsverfahren gibt!“ warnte ihn der Assessor. „Das wird angewendet, sobald es das öffentliche Interesse erheischt.“

„Ob hier ein öffentliches Interesse vorliegt, darüber läßt sich streiten!“ sprach Karl Peukert trocken. „Die Kasernen können ja auch auf Gramkauer Gebiet liegen. Und ich denke, die alten preußischen Richter werden noch nicht ganz ausgestorben sein.“

„Wie Sie wollen!“ sprach der Assessor geschäftsmäßig und schlug die Akte auf, die vor ihm lag. „Sie haben in

Gramkau einen Ortsarmen namens Franz Wiesner. Dem ist vor mehreren Jahren auf sein Ansuchen hin die widerrufliche Dispens von Paragraph 1—3 des Vogelschutzgesetzes erteilt worden. Ich sehe mich nun veranlaßt, diese Dispenserteilung zu widerrufen."

„Ich merke schon!" sprach Karl Peukert und nickte. „Wir Gramkauer sollen jetzt mit aller Gewalt ins Unrecht gesetzt werden. Und beim Vogelfranz wird der Anfang gemacht!"

„Ich muß mir diese ungehörige Bemerkung auf das Schärfste verbitten!" fuhr ihn der Assessor wütend an. „Es liegt vielmehr gegen den Franz Wiesner eine triftige und hinreichend begründete Beschwerde des städtischen Oberförsters vor."

„Sie machen den armen Krüppel noch unglücklicher, als er schon ist!" sagte Karl Peukert und nahm den Hut vom Stuhl. „Er wird das Vogelstellen doch nicht lassen!"

„Dagegen gibt es Mittel!" sagte der Assessor, notierte sich etwas in die Akte und machte eine kühle Handbewegung, womit Karl Peukert entlassen war.

Noch an demselben Tage überbrachte der Wachtmeister, in dessen Bezirk Gramkau lag, dem Vogelfranz die Verfügung des Landrats ins Armenhaus und las sie ihm zweimal vor.

„Daß du dich nicht unterstehst, weiter Vögel zu fangen!" verwarnte er ihn. „Ich werde dir scharf auf die Finger sehen. Der Herr Landrat hat mir das ausdrück-

lich anbefohlen. Und wenn ich dich erwische, dann fliegst du ohne Gnade und Barmherzigkeit ins Loch."

Damit drückte er ihm das Schreiben in die Hand und schritt im Bewußtsein der getanen Pflicht gewichtig davon.

Der Vogelfranz saß da wie vor den Kopf geschlagen und studierte das Schriftstück von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, bis ihm endlich der Sinn aufgegangen war. Und gerade jetzt, im August, wo die Vögel zu ziehen begannen, wo es ihn auch bei dem schlechtesten Wetter nicht zu Hause litt, entzog man ihm die Erlaubnis.

Er ging am nächsten Morgen mit dem Schreiben zu Medardus Hähnel, der nur die Achseln zuckte und ihn zu Karl Peukert schickte. Auch der hatte keinen Trost für ihn.

„Ich kann's nun einmal nicht lassen!" rief der Vogelfranz und packte das Schreiben mit beiden Fäusten. „Und wenn sie mich einsperren, dann sitz' ich die Strafe ab."

„Und eure Vögel?" fragte Karl Peukert. „Die verhungern unterdessen."

„Eine Gemeinheit ist es!" schrie der Vogelfranz, warf das Papier in den Schmutz und trat mit seinem Stelzbein darauf.

„Bleibt hier auf meinem Hof!" schlug ihm Karl Peukert vor. „Es wird sich schon eine Beschäftigung finden."

„Ich danke vielmals, Herr Peukert!" erwiderte der Vogelfranz und rückte an seiner Mütze. „Sie meinen's

gut mit mir. Aber wenn ich keine Vögel mehr fangen darf, dann macht mir das Leben überhaupt keinen Spaß mehr. Dann kann ich mich ja lieber gleich aufhängen."

Damit humpelte er die Dorfstraße hinunter, und das Schreiben des stellvertretenden Landrats flatterte an seinem Holzbein wie ein schmutziger Lappen.

XVII

Vom letzten Weizenfuder flochten die Mägde auf Jüttners Hof den Erntekranz. Das war ein bienenkorbähnliches Gebilde aus vollen Aehren, das mit Papierrosen und bunten Bändern geschmückt war. Am Sonntag wurde es von den beiden ältesten Mägden im festlichen Zuge ins Blaue Roß getragen, die Musik ging voran, Knechte und Mägde folgten im festlichen Schmuck paarweise hinterdrein.

Jeder Besitzer hatte nach seinem Vermögen für die Bewirtung einen oder mehrere Taler gespendet, und so stieg der Jubel im Tanzsaal in kurzer Zeit bis auf den Höhepunkt. Vor den beiden Türen des Saales drängten sich die Arbeiter, um zuzusehen und sich womöglich ein Glas Freibier zu erlungern. Ja, ein paar junge Burschen nahmen sich sogar heraus, in den Saal zu kommen und mit den Mägden tanzen zu wollen.

Da gab es Streit, der aber durch den Wachtmeister, der am Schanktisch stand, mit leichter Mühe geschlichtet wurde, indem er die Arbeiter aus dem Saale wies.

Kaum aber war er fort, um in den beiden anderen

Dörfern, die zu seinem Bezirk gehörten, nach dem Rechten zu sehen, drangen die Arbeiter wieder ein. Der alte Stickel versuchte vergeblich Ruhe zu stiften. Aber seine Autorität wurde von keiner Seite respektiert. Es gab Krawall, und die Arbeiter flogen im Handumdrehen aus dem Saal. Jeder der faustfesten Bauernknechte konnte es schon mit drei oder vier ausgemergelten Fabrikarbeitern aufnehmen.

„Ihr Hungerleider, ihr verdammten Städter!" schrie Paul Mützel aus dem offenen Fenster heraus, denn erst, wenn er etwas getrunken hatte, wurde er redselig.

Die draußen Stehenden aber warteten geduldig. Sie wollten es den Knechten auf dem Heimweg schon gehörig heimzahlen. Das „Blaue Roß" befand sich somit im Belagerungszustand.

Gegen zehn Uhr hatte die Spannung bereits einen solchen Grad erreicht, daß sie notwendig zu einer Entladung führen mußte. Um diese Zeit kam Max Hanschke, der sein Tagewerk hinter sich hatte, die Straße herauf, um sich den Trubel ein bißchen anzusehen.

Er hatte seinen besten Rock an und seinen steifen Hut auf und sah wie ein Städter und nicht wie ein Pferdeknecht aus. Die Belagerer ließen ihn ungehindert passieren.

Er trat in den Saal. Getanzt wurde nicht, obschon die Musikanten auf der niedrigen Tribüne bliesen, was das Zeug hielt. Die Knechte standen zu einem dicken Knäuel geballt am Schanktisch und schrien aufeinander ein. Keiner hörte auf den anderen. Sie waren alle mehr

oder weniger betrunken. Die Mägde steckten die Köpfe zusammen und flüsterten leise miteinander.

„Raus mit dem Städter!" hörte Max Hanschke hinter sich rufen, und schon trieb ihm eine rohe Faust den steifen Hut über die Augen. Ehe er gegen diese ungerechte Handlungsweise seiner Arbeitsgenossen protestieren konnte, griffen sechs, acht, zehn Hände zu, und er sah sich durch die Luft davongeführt und landete im nächsten Augenblick auf der Haustreppe.

Er erhob sich und betastete seine zerbeulten Körperteile und stellte fest, daß edlere Organe nicht verletzt waren.

Er hatte nicht die geringste Lust, wieder in den Saal zurückzukehren, rückte den demolierten Hut aus den Augen und wollte heimgehen.

Aber er hatte die Rechnung ohne die Arbeiter gemacht, die im dichten Kreis die Haustreppe belagerten.

„Das ist Peukerts Pferdeknecht!" brüllte ein Korbmacher von hinten und drohte mit der leeren Schnapsflasche.

„Hat der sich aber fein gemacht!" schrie ein anderer, der sehr zerlumpt war und merkwürdig lange Arme hatte.

„Hau' ihm doch den Bibi ein!" johlten gleich drei, vier auf einmal und schlugen zu.

Max Hanschkes steifer Hut verlor nun vollständig die Fasson.

Jetzt wird's ernst! dachte er und setzte sich zur Wehr. Er riß den Hut herunter und hieb die Fetzen dem

nächsten Angreifer in die Augen. Mit Fäusten und Füßen schlug er um sich, bekam dadurch etwas Luft und hatte das Glück, einem seiner Bedränger eine leere Flasche zu entreißen.

„Zurück!" schrie er und schwang sie drohend um seinen Kopf. „Ihr wollt wohl alle gern ins Zuchthaus kommen?"

Da blitzte hinter ihm ein blankes Messer auf, und er fühlte einen heftigen, stechenden Schmerz an der Innenseite des linken Oberarmes.

Der Klügere gibt nach! dachte er und ließ sich mit einem furchtbaren Schrei zur Erde fallen. Diese Kriegslist hatte er einst als Junge in irgendeiner Indianerschwarte angewendet gefunden und sie sich für künftige Vorkommnisse genau ins Gedächtnis geprägt.

„Mich hat einer totgestochen!" brüllte er wie zur Erläuterung und brachte darauf einige konvulsivische Beinbewegungen zustande.

Unter der roten Laterne, die über dem Eingang brannte, sah das einfach schauerlich aus. Der Erfolg war wunderbar.

Die Angreifer wichen scheu zurück, verschwanden lautlos aus dem Lichtkreis der Lampe und nahmen nach allen Seiten Reißaus.

Niemand im Hause hatte den Ueberfall bemerkt.

Max Hanschke hob vorsichtig den Kopf, sah die Bahn frei und drückte sich im Dunkel der Hauswände heimwärts. Als er durch die Hofpforte bog, fühlte er das Blut durch den Aermel und über den Handrücken rinnen. Er

preßte die rechte Hand um seinen Oberarm und schlich zur Pumpe, um sich das Blut abzuwaschen. Allein im Dunkeln war schlecht zu hantieren. Deshalb schlich er durch den Kuhstall leise in die Küche, schlug Licht und schöpfte aus dem Ofenkessel warmes Wasser. Dabei besprengte er die weißen Küchenfliesen mit seinem roten Blut. Mit vieler Mühe zog er sich die Jacke aus, riß den Hemdärmel herunter, wusch sich das Blut ab und wollte den blutdurchtränkten Aermel vorläufig als Verbandsunterlage benutzen. Allein das hatte seine Schwierigkeiten. Zudem ergoß sich aus der Wunde, die zwar nicht breit, aber sehr tief war, ein ununterbrochenes Blutbächlein. Auch das Taschentuch reichte nicht hin, es abzufangen. Er nahm das Licht und leuchtete in der Küche hin und her, um Verbandzeug zu suchen. Dabei warf er einen leeren Blechtopf herunter, daß es durch das ganze Haus dröhnte.

„Was ist denn hier los?" hörte er plötzlich Lieses Stimme.

Erschrocken wandte er sich um. Da stand sie im Rahmen der Tür, die helle Petroleumlampe in der Hand.

Ein leichter Schwindel packte ihn, und um nicht umzufallen, mußte er sich am Tisch festhalten.

„Was haben Sie?" rief sie ängstlich, und ihre Hände zitterten merklich, als sie die Lampe auf den Tisch stellte. „Sie bluten ja!"

„Eine Kleinigkeit!" lächelte er. „Es ist wirklich nicht der Rede wert."

Das letzte hörte sie nicht mehr, sie war schon draußen,

um Leinenzeug zu holen. Bald war sie zurück und legte ihm, ohne ein Wort zu verlieren, die Binde mehrmals fest um den Arm. Max Hanschke schloß dabei die Augen. Ein unsagbar wonniges Gefühl strömte von der Wunde und von ihren Fingerspitzen aus ihm durch den ganzen Körper.

Und da verlor er plötzlich den Halt, er verdrehte die Augen, und seine Knie sanken zusammen.

Um ihn nicht auf den Boden fallen zu lassen, mußte Liese ihn mit beiden Armen an ihre Brust ziehen.

Erschreckt betrachtete sie sein blasses Gesicht. Sie wagte sich nicht zu rühren. Ein Grauen überlief sie, und ein stechender Schmerz griff an ihr Herz. Wenn er nun in ihren Armen starb! Vielleicht hatte er auch einen Stich im Rücken bekommen!

Die würgende Angst drückte ihr die Kehle zusammen, und sie rief: „Karl, Karl, er stirbt!"

Aber niemand hörte sie als Max Hanschke, der seine Augen langsam wieder auftat und auf die Füße zu kommen trachtete. Vorsichtig leitete sie ihn zur Bank, wobei er sich mit seiner rechten gesunden Hand an ihren vollen Arm festhielt.

„Keine Angst!" lächelte er matt, als er endlich saß. „Es ist ja nur ein kleiner Mückenstich, aber schlafen möcht' ich!"

Und schon sank er mit dem Oberkörper auf die Bank, und die Augen fielen ihm von selbst zu, so sehr hatte ihn der Blutverlust geschwächt.

Als er nach ein paar Stunden erwachte, hatte er die

Schwäche zum größten Teil überwunden. Die Lampe brannte abgeblendet auf dem Tisch, unter seinem Kopf fühlte er ein weiches Kissen, und über seine Knie war eine warme Decke gebreitet. Neben der Lampe aber stand eine aufgekorkte Flasche vom besten Rotwein, der im Peukertschen Keller zu finden war, und ein leeres Glas.

„Liese!" flüsterte er glücklich und ließ den schimmernden Wein durch die durstige Kehle gleiten. „Liese, du bist gut!"

Nachdem er das Glas geleert hatte, schlief er wieder ein und schlief, bis der Morgen graute, und ging dann in seine Kammer, wo er den Jungen weckte und sich ins Bett legte. Das Blut stand still, und die Wunde schmerzte kaum. Bald darauf besuchte ihn Karl Peukert, dem er den Hergang erzählte.

„Sie haben ihren Zahlaus schon gekriegt!" meinte er befriedigt. „Die Knechte haben sie heut' morgen tüchtig durchgeklopft."

„Besser so!" erwiderte Max Hanschke. „Ich mag mit den Gerichten nichts zu tun haben."

Gegen Mittag kam der Doktor, untersuchte die Wunde, machte einen neuen Verband, legte den Arm in die Schlinge, und Max Hanschke durfte aufstehen. Arbeiten durfte er nicht, also konnte er den Baron spielen. Den größten Teil seiner Zeit brachte er bei dem alten Peukert zu, der wieder bettlägerig geworden war. Er las ihm die Zeitung vor, hörte ihm zu und äugte dabei nach dem Küchenfenster. Die Armschlinge nahm er bald wieder ab.

„Ich hab' keine Ruhe wegen der Minna!" sagte eines Abends der Alte. „Sie kommt nicht mehr heraus. Da muß was passiert sein. Gehen Sie doch mal in die Stadt und erkundigen Sie sich, was der Feldmesser macht. Sie kriegen eher was zu hören als unsereins."

„Ich soll spionieren?" versetzte Max Hanschke und rümpfte die Nase. „Einmal kommt's doch heraus."

„So lange kann ich nicht warten!" stöhnte der Alte. „Ich hab' Eile, ich muß mein Testament machen. Wer weiß, ob ich das Jahr überlebe? Und wenn ich den Feldmesser ausschließe, und er ist inzwischen ein anständiger Mensch geworden, so muß ich mir noch im Grabe Vorwürfe machen. Sonst leg' ich das Geld für die Minna fest, und sie kriegt nicht eher einen Pfennig in die Finger, bis sie von ihm los ist."

Max Hanschke zog ein schiefes Gesicht, mußte ihm aber wohl oder übelzu Willen sein. Und so traf er eine Stunde später, den linken Arm in der Binde, im „Alten Fritz" ein, um über Alois Wollenbergs Tun und Treiben Erkundigungen einzuziehen.

Mit großem Halloh wurde er von der Stammtischrunde empfangen.

„Hurrah! Der Pferdeknecht! Sie haben wohl das Bauernspielen sattgekriegt!" so rief es durcheinander.

Max Hanschke ließ ruhig alle Sticheleien über sich ergehen, setzte sich zu ihnen und ließ sich ein Glas Bier geben. Alle stießen mit ihm an, und neugierig waren sie alle.

Aber er beruhigte sie bald mit der Versicherung, daß

alles in Ordnung sei und daß er nicht daran denke, seinen neuen Beruf aufzugeben.

„Wir haben alle gedacht, Sie werden sich mit dem jungen Fräulein Peukert verloben?“ platzte einer heraus.

„Dazu gehören allemal zwei!“ erwiderte Max Hanschke leichthin und sah sich im Lokal um. „Ist Herr Wollenberg nicht hier?“

„Der läßt sich hier schon lange nicht mehr sehen!“ erklärte einer. „Er hat uns alle angepumpt und bis jetzt das Wiedergeben vergessen!“

„Er sitzt gewiß bei seiner jungen Frau!“ höhnte ein dritter.

„Oder bei der blonden Martha im Bräustübel! Oder er pokert in der Sonne! Irgendwo muß das Geld doch bleiben. Er treibt es wirklich zu toll. Man müßte der armen Frau einmal einen Brief schreiben, daß ihr die Augen aufgehen! Anstatt ins Bureau zu gehen, sauft er Champagner!“ so schwirrten die Stimmen der allgemeinen Entrüstung durcheinander.

Max Hanschke hatte genug gehört, verabschiedete sich und stand bald vor dem Bräustübel. Es gab da zwei Eingänge, einen öffentlichen für jedermann, und einen heimlichen von der Nebengasse aus für die Gäste, die nicht gesehen werden wollten. Der führte durch die Hintertür ins Weinzimmer.

Und hier fand Max Hanschke Alois Wollenberg in einer Sofaecke, vor sich einen Sektkübel, neben sich die blonde Martha, eine mehr als fesche Kellnerin mit rot-

gefärbtem Haar, die ihre Arme um seinen Hals gelegt hatte, um ihn zu einer neuen Flasche zu animieren.

Alois Wollenberg war so betrunken, daß er Max Hanschke nicht gleich erkannte. Die Kellnerin war mit der Störung nicht einverstanden, warf dem neuen Gast einen vernichtenden Blick zu und rauschte ins Vorderzimmer.

„Herr Wollenberg!" sprach Max Hanschke leise und trat an den Tisch. „Sie haben mir doch versprochen, ein anständiger Mensch zu werden!"

„Was?" stotterte der, machte einen Versuch, in die Höhe zu kommen, sank aber bald zurück und brüllte los, so laut es seine schwere Zunge nur erlaubte. „Sie sind wohl verrückt geworden. Machen Sie, daß Sie hinaus kommen! Ich hab' jetzt keine Sprechstunde! Für Sie bin ich überhaupt nicht zu sprechen, Sie Pferdeknecht!"

Im Vorderzimmer wurden hastig Stühle gerückt. Ehe der Wirt und die durch das Geschrei erschreckten Gäste hereinstürzten, war Max Hanschke draußen. Was hätte es auch genützt, wenn er geblieben wäre.

Als ihn der alte Peukert am nächsten Morgen fragte, was er ausgerichtet hätte, zuckte er mit den Achseln. Er hatte keine Lust, wieder gegen Alois Wollenberg als Ankläger aufzutreten. Die Dinge waren weit genug gediehen, um auch ohne sein Zutun den Lauf zu nehmen, den sie nehmen mußten. Und sein Gefühl täuschte ihn nicht.

Drei Tage später erschien Minna in Gramkau. Sie befand sich in einer grenzenlosen Aufregung und wies ih-

rem Bruder einen anonymen Brief vor, der an Alois Wollenberg auch keinen guten Faden ließ.

Ein Freund, der es gut meint, war die Unterschrift.

Karl Peukert steckte den Brief, nachdem er ihn schweigend gelesen hatte, in die Tasche.

„Weiß dein Mann um den Brief?" fragte er kurz.

„Er ist heut' mittag nicht nach Hause gekommen!" jammerte sie. „Er hat soviel im Bureau zu tun."

„Bleib' hier!" befahl er ernst und griff zu Stock und Hut. „Ich werde der Sache auf den Grund gehen!"

„Der infame Lügner muß vors Gericht!" rief sie.

„Erst müssen wir ihn haben!" erwiderte er und ging hinaus.

Als er über den Hof schritt, sah er Max Hanschke, der nun wieder zufaßte, vor dem Pferdestall und winkte ihn heran.

„Kommen Sie mit in die Stadt!" befahl er ohne jede weitere Erklärung.

Max Hanschke schaute auf sein Knechtsgewand, gehorchte und ging neben ihm her. Als sie bei der Promenade waren, zog Karl Peukert, der bis dahin geschwiegen hatte, den Brief aus der Tasche.

„Kennen Sie die Handschrift?" fragte er ihn.

„Ich glaube!" versetzte Max Hanschke, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Zeilen geworfen hatte.

„Was halten Sie von dem Inhalt?" fuhr Karl Peukert fort.

„Das läßt sich ja leicht feststellen," wich Max Hanschke aus.

„Das meine ich auch!“ nickte Karl Peukert, steckte den Brief ein und schritt schneller aus.

Bald darauf traten sie ins Bräustübel, und zwar durch die Vordertür. Es waren ziemlich viel Gäste anwesend, die Karten spielten und knobelten, Kleinbürger und Handwerker, aber ein Tisch war noch frei. Der Wirt hinter dem Schanktisch drückte auf die Glocke. Da kam die Kellnerin aus dem Weinzimmer, musterte die beiden neuen Gäste mit kritischen Blicken und fand sofort heraus, daß Karl Peukert zu den zahlungsfähigen Leuten gehörte. Max Hanschke erkannte sie nicht wieder, da er den Arm nicht mehr in der Binde trug und dörflich gekleidet war.

„Wollen die Herren nicht ins Hinterzimmer kommen!“ lockte sie mit einem Lächeln, das selten seine Wirkung verfehlte.

„Da muß man Wein trinken!“ meinte Max Hanschke. „Bringen Sie uns Bier!“

„Wir wollen doch lieber ins Weinzimmer gehen!“ sprach Karl Peukert und erhob sich.

Es war ihm inzwischen klar geworden, daß Alois Wollenberg, wenn er überhaupt hier verkehrte, nur das Hinterzimmer frequentierte.

Und da saß er auch in derselben Sofaecke, wo ihn Max Hanschke vor drei Tagen gefunden hatte, den Sektkübel vor sich und schlief. Diesmal war er schon bei der vierten Flasche.

Max Hanschke, dem nichts Gutes schwante, hielt sich bescheiden im Hintergrunde.

Karl Peukert aber schlug mit dem Stock so hart auf

den Tisch, daß Alois Wollenberg vor Schreck in die Höhe fuhr. Seine Augen waren stier, die Unterlippe hing ihm herab.

„Du Lump!" stieß Karl Peukert heraus.

Alois Wollenberg duckte sich zum Sprunge und starrte nur auf Max Hanschke, seinen alten Widersacher.

„Denunziant!" brüllte er und kam hinter dem Tisch vorgestürzt, um dem Verhaßten an die Kehle zu fahren.

Allein Karl Peukert vertrat ihm den Weg.

„Gib Ruhe!" schrie er und machte Miene, den Rasenden anzupacken. „Der Mann hat damit nichts zu tun!"

Aber Alois Wollenberg war ganz von Sinnen und versuchte wieder, sich auf Max Hanschke zu stürzen.

„Hände weg, oder ich schlag' zu!" schrie Karl Peukert und hob die Hand.

„Ich ermorde ihn!" brüllte Alois Wollenberg in rasender Wut.

Da schlug Karl Peukert zu und traf den Tollen mitten ins Gesicht, daß ihm sofort das Blut aus Nase und Mund sprang, und er wie leblos auf den Boden fiel.

Im nächsten Augenblick sah sich Karl Peukert von hinten gepackt. Die Gäste aus dem Vorderzimmer waren hereingestürzt, und der Wirt erhob ein Geschrei, als sei das Haus über ihn zusammengestürzt. Die Kellnerin sekundierte ihm nach Kräften.

Alois Wollenberg gab einige Lebenszeichen von sich und wurde auf einen Stuhl gesetzt.

„Ich bin hier fertig!" sagte Karl Peukert ruhig, schüt-

telte mit leichter Mühe die Leute ab, die ihn festhielten, und kehrte mit Max Hanschke nach Gramkau zurück.

Auf dem Heimweg sprach er kein Wort. Nur als Max Hanschke vor dem Hauseingange nach dem Pferdestall abschwenken wollte, hieß er ihn, ihm zu folgen. So kamen sie zusammen in das Zimmer, wo Minna und Liese saßen und warteten.

„Dein Mann ist ein Lump!" sprach Karl Peukert rauh und warf den Brief auf den Tisch. „Lass' dich von ihm scheiden!"

Minna bekam Schreikrämpfe.

„Es ist nicht wahr!" schluchzte sie auf, nachdem sie sich etwas beruhigt hatte. „Ihr haßt ihn alle zusammen. Ihr seid von Anfang an gegen ihn gewesen! Lügen sind es, alles gemeine Lügen. Und der da hat den Brief geschrieben."

Dabei wies sie auf Max Hanschke, der schweigend an der Tür stand und am liebsten hinausgegangen wäre. Er fand es nicht für nötig, sich gegen diese Beschuldigung zu verteidigen.

„Aber Minna!" versuchte Liese die Aufgeregte zu beruhigen. „Wie käme denn Herr Hanschke dazu!"

„Und du bist mir erst die Rechte!" schrie Minna außer sich und stieß die Schwester von sich. „Du scheinheilige Kreatur. Du hältst dir hier auf dem Hofe einen Liebhaber, von dem kein Mensch was weiß. Da steht er!"

Und wieder wies sie auf Max Hanschke, der sich auch diesmal in Stillschweigen hüllte.

„Was ist das?" fragte Karl Peukert überrascht.

„Du bist ja krank, Minna!" rief Liese und begann zu weinen. „Das ist ja alles nicht wahr."

„Du lügst!" schrie Minna, nahm ihren Hut und begann sich zum Fortgehen zu rüsten. „Deinetwegen dient er hier als Knecht. Du bist schlecht!"

Liese wurde blaß, und ihre Tränen versiegten auf der Stelle.

„Herr Hanschke!" sprach sie mit schwankender Stimme und schaute ihn flehend an.

Karl Peukert musterte ihn mit strengen Blicken.

„Ich diene hier als Knecht," bekannte er ruhig, „weil ich Landwirt werden will."

Und das war nicht gelogen. Karl Peukert gab sich mit der Erklärung zufrieden.

„Ihr steckt alle unter einer Decke!" schrie Minna, schon an der Tür.

„Bleibe hier, Minna!" flehte der Bruder. „Geh nicht wieder zu ihm!"

„Ihr wollt mich von ihm trennen!" rief sie und machte auf dem Absatz kehrt. „Aber das wird euch nicht gelingen. Ich weiß, wohin ich gehöre."

Damit lief sie hinaus. Auch Max Hanschke empfahl sich. Karl Peukert sah finster vor sich nieder.

„Ich nehm' es ihr ja gar nicht übel!" seufzte Liese traurig. „Wenn man soviel durchzumachen hat wie sie."

„Sie hat es nicht anders haben wollen!" sprach er hart.

XVIII

Der Vorfall im Bräustübel kam in die beiden städtischen Zeitungen, und Alois Wollenberg wurde nur mit Rücksicht auf seine junge Frau binnen wenigen Tagen unwiderruflich zum letztenmal strafversetzt. Er kam nach Insterburg in Ostpreußen, und Minna ging mit, ohne sich noch einmal in Gramkau sehen zu lassen. Sie gab ihrem Bruder und Max Hanschke an allem die Schuld, verzieh Alois Wollenberg alles, was er ihr notgedrungen eingestand, und glaubte seinen neuen Schwüren und Beteuerungen. Nicht einmal die Stunde der Abfahrt hatte sie ihren Geschwistern mitgeteilt.

Als Karl Peukert von der Strafversetzung hörte, schrieb er an Minna einen Brief, in dem er ihr die Rückkehr ins Vaterhaus jederzeit freistellte und sie bat, sich an ihn zu wenden, sobald sie Geld brauchte. Not sollte sie nicht leiden.

Mehr ließ sich vorderhand in der Sache nicht tun. Er war überzeugt davon, daß seine Schwester mit einem so grundverdorbenen Menschen auf die Dauer nicht zusammen hausen konnte. Auch Liese schrieb mehrmals nach

Insterburg. Allein Minna gab nicht das geringste Lebenszeichen von sich.

Dagegen kam von Paula Griebsch hin und wieder eine Karte, auf der aber immer wieder dasselbe stand, daß es sehr viel zu tun gäbe und sie keine Zeit hätten, nach Gramkau zu kommen. Tagelang blieben diese Karten ungelesen auf Karl Peukerts Schreibtisch liegen, ehe er Gelegenheit fand, einen flüchtigen Blick darauf zu werfen. Die abgeernteten Felder verlangten dringend der Vorbereitung für die neue Saat. Auch stand die Kartoffelernte dicht vor der Tür. Zeitig fiel der Herbst ins Land, der September brachte rauhe, stürmische Tage, und aus dem Gebirge wurden anhaltende Regengüsse gemeldet. Die Oder stieg und stieg und schickte sich an, wie alljährlich, über ihre Ufer zu treten.

Max Hanschkes Wunde war geheilt, und er führte den Pflug durch das aufgeweichte Land. Die Furchen, die er zog, waren zwar krumm und zitterig, wie die Schriftzüge einer Greisenhand, aber es waren Furchen. Allmählich aber kam er auch hinter die Kunst des Pflügens, und seine Furchen brauchten sich nun vor denen Paul Mützels nicht zu verstecken.

Liese war die Triebfeder seines Denkens und Tuns.

Sie war nicht mehr so stolz wie früher, sondern ängstlich und beinahe verschüchtert. Und das Merkwürdige war, daß es mit ihm ähnlich bestellt war. Wenn er mit ihr sprach, blieben ihm die besten Antworten weg, und selten behielt er das letzte Wort. Wenn er aber allein

war, war ihm um die Erreichung seines Zieles nicht bange.

Heller klatschte seine Peitsche in den nassen Herbstwind, und fester preßte er die scharfe Pflugschar in den abgeernteten Boden.

Mitte September kamen ein paar schöne Tage. Die Sonne schien warm, ein leichter Südwind hatte sich aufgemacht, und die weißen Spinnenfäden flogen lustig über die Stoppeläcker.

An einem dieser Tage schritt der Wachtmeister am Vorholz des Stadtwaldes entlang, dessen hier gemischter Bestand hin und wieder Blößen zeigte. Nachmittags gegen vier Uhr war es, und die Sonne neigte sich schon stark zum Horizont.

Da hörte er plötzlich einen langgezogenen, merkwürdig aufdringlichen Vogelruf, der sich in regelmäßigen Zwischenräumen hartnäckig wiederholte.

„Huit, huit, huit!" tönte es von einer nahen Lichtung her, in deren Mitte ein mittelhohes Tannenbäumchen stand, das unten völlig kahle und gerade Zweige trug, dessen Spitze aber dicht und grün war.

Der Wachtmeister blieb stehen. Unten am Stamm des Bäumchens saß eine Eule, ein großer dicker Waldkauz, der bei jedem Ruf eine unbeholfene, rüttelnde Bewegung machte.

Das ist ja komisch! dachte der Wachtmeister verwundert. Die Eule scheint flügellahm zu sein, vielleicht läßt sie sich greifen!

Damit schlich er im Bogen um die Lichtung herum

und näherte sich mit leisen Tritten dem Vogel von hinten, der sich im Schreien nicht stören ließ. Schon wollte er zugreifen, da wich der Boden unter seinen Füßen, und er sank in die dunkle Tiefe.

Zur selben Zeit verstummten die Vogelrufe. Der Wachtmeister nämlich war auf keinen anderen als auf den Vogelfranz geplumpst, wobei dem die Fichtelpfeife, der er die Rufe entlockt hatte, aus dem Munde gefallen war.

„Ha!“ schrie der Wachtmeister, und packte den Verbrecher beim Kragen. „Also doch! Jetzt hab' ich dich endlich! Du verdammter Vogelmarder!“

Sogleich kroch er durch das Fichtengezweig, womit die Grube zugedeckt war, wieder empor und holte mit markiger Faust den Ertappten ans Tageslicht.

„Ach, lieber, guter Herr Wachtmeister!“ fing der an zu jammern.

„Halt's Maul!“ schnauzte der Gestrenge und zog das Notizbuch.

„Ich will's gewiß nicht wieder tun!“ beteuerte der Vogelfranz. „Lieber, guter, bester Herr Wachtmeister, schreiben Sie mich nicht auf. Mir sind in letzter Zeit soviel Vögel gestorben, in der Mauser sterben immer soviel, und da muß ich mir eben ein paar neue fangen.“

„Das kannst du alles den Herren vor Gericht erzählen!“ sprach der Wachtmeister, machte den Bleistift zwischen seinen Lippen naß und notierte die Tatsachen.

„Wieviel Vögel hast du heute schon gefangen!“ forschte er grimmig.

„Keinen einzigen!" log der Vogelfranz.

„Da wollen wir doch erst mal da unten nachsehen!" meinte der Wachtmeister und kletterte wieder in die Grube, fand aber außer der Fichtelpfeife und einer halbgeleerten Schnapsflasche nichts Belastendes.

„Dreh' mal die Taschen um!" schnauzte er, als er wieder oben war.

Der Vogelfranz sah ein, daß er auf kein Pardon mehr hoffen durfte und wurde giftig. Aber der Wachtmeister holte ihm mit sicherem Griff unter dem Rock einen leinenen Beutel hervor, darin zappelten wohl ein Dutzend Vögel.

„Aha!" lachte der Wachtmeister. „Wie hast du die gefangen?"

„Mit der Hand!" erwiderte der Vogelfranz trotzig.

Der Wachtmeister wollte den Vögeln die Freiheit geben, aber die schienen keine Lust zu haben, dem Sack zu entflattern.

„Um Gottes willen, tun Sie's nicht, Herr Wachtmeister!" rief der Vogelfranz ängstlich besorgt. „Sie gehen alle zugrunde, sie können nicht fliegen, der Leim klebt ihnen noch an den Federn!"

„Ach was, Leim!" schnitt ihm der Wachtmeister das Wort ab und äugte in den Beutel hinein. „Da würden sie auch aneinander kleben!"

„Nein, nein!" jammerte der Vogelfranz. „Ich hab' den Leim mit Asche abgerieben, daß sie sich nicht noch mehr beschmutzen. Ich schwöre Ihnen, kein einziger kann fliegen. Ich muß sie zu Hause erst sauber machen!"

„Flausen!" schnauzte ihn der Wachtmeister an. „Faule Ausreden, das kennen wir schon!"

Und dann schüttelte er den Beutel um. Die Vögel fielen auf die Erde und liefen und flatterten nach allen Seiten auseinander, keiner kam vom Erdboden auf, sie verkrochen sich irgendwo und waren nicht mehr aufzufinden.

„Sie sind ein Vogelmörder, Herr Wachtmeister!" schrie der Vogelfranz, fiel in seinen Trotz zurück und wollte den Beutel an sich nehmen.

„Weg da!" schnauzte der Wachtmeister. „Die Fanggeräte werden konfisziert!"

Dabei bückte er sich nach der Eule, die am Tannenbäumchen festgebunden war. Während er zerrte und rüttelte, um die Fäden zu zerreißen, lösten sich die zahlreichen Leimruten, die oben an den Aesten ganz lose saßen, und regneten ihm auf den breiten Rücken herunter.

„Was ist denn das?" fragte er verblüfft und schaute hinauf.

Da fiel ihm die letzte Leimrute mitten auf die Nase, konnte sich aber da nicht halten und fand auf dem Schnurrbart eine festere Basis.

„So eine verdammte Schweinerei!" schimpfte der Wachtmeister, indem er das unheimlich klebrige Zeug zu entfernen trachtete.

„Hätten Sie mich da unten ruhig sitzen lassen," meinte der Vogelfranz vorwurfsvoll, „dann wäre Ihnen das nicht passiert."

„Ja, womit geht denn das verfluchte Zeug ab?" schrie

der Wachtmeister erbost und spreizte die beleimten Finger hilflos von sich.

„Mit Mückenfett!" rief der Vogelfranz höhnisch und humpelte fort.

Am nächsten Mittag schon befanden sich Eule, Fichtelpfeife, Leimruten und Sack bei der Staatsanwaltschaft, die, da die Sache hinreichend klar war, sofort beantragte, das Hauptverfahren gegen den Franz Wiesner wegen Vergehens gegen das Vogelschutzgesetz zu eröffnen.

Drei Tage hielt sich der Vogelfranz zu Hause und überdachte sein Schicksal, am vierten schlich er sich beim Morgengrauen mit einem Lockvogel hinaus und suchte sich ein versteckteres Plätzchen im Stadtwalde. Er konnte es nun einmal nicht lassen.

Um diese Zeit wurden die Kasernen unter Dach gebracht.

Julius Klamt aber war mit seiner jämmerlich gebauten Mietskaserne schon viel weiter. Zum Quartalswechsel zogen die ersten Arbeiter ein, die ihre zahlreichen Kinder auch nach Gramkau in die Schule schicken mußten.

Jetzt wurde es Medardus Hähnel doch zu bunt.

In der nächsten Gemeindeversammlung wurde er ganz wild und drohte endlich mit der Einreichung seiner Pensionierung.

Die erregten Gemüter platzten aufeinander. Vor allem zog man über Julius Klamt her, der aber dickfällig genug war, sich ins Fäustchen zu lachen. Man mußte schließlich, da der Neubau der Schule noch immer nicht genehmigt worden war, ein Schullokal mieten, was

mit allerhand Schwierigkeiten verknüpft war, und eine neue Lehrkraft anstellen.

Die Unzufriedenheit bei den reichen Bauern stieg mit den erhöhten Lasten.

Bald gab man Karl Peukert offen die Schuld an dem ganzen Streit. Denn der Erste Bürgermeister sorgte dafür, daß der abgelehnte Vermittelungsvorschlag bekannt wurde.

„Lass' dich doch eingemeinden!" schrie der dicke Fürbrink zu Karl Peukert hinüber. „Dann ist gleich Ruhe. Uns geht es überhaupt nichts an. Wir sind weit vom Schuß. Von uns will der Bürgermeister gar nichts. Wir werden auch ohne dich fertig. Wir wollen nicht deinetwegen noch einmal soviel bezahlen!"

„Recht hat er!" rief Julius Klamt und hieb auf den Tisch.

Das traf Karl Peukert wie ein vernichtender Blitzschlag.

„Ich brauche euch nicht!" erklärte er stolz, legte sein Amt in die Hände der beiden Schöffen und ging hinaus.

In der Neuwahl, die in der nächsten Versammlung stattfand, ging mit zwei Stimmen Mehrheit Julius Klamt als Gemeindevorsteher hervor.

Karl Peukert traf diese Niederlage nicht so hart wie den Großvater, dessen Kräfte von Tag zu Tag mehr verfielen.

„Wir haben hier keine bleibende Stätte!" sprach er zu Karl Peukert. „Mit mir ist es bald aus. Wehr' dich,

solange es geht. Jetzt hast du die Hände frei. Wenn's aber nicht mehr geht, dann verkauf' alles!"

Karl Peukert schüttelte trotzig das Haupt.

„Verkauf, Karl!" riet der Alte dringender. „Und wandere aus nach Amerika. Sie haben dich aus dem Amt gedrängt, sie werden dich auch vom Hofe drängen. Die Bande gibt nicht eher Ruh'. Und in einem Lande, wo man seine Ruh' nicht hat, da braucht man nicht zu bleiben."

„Nein! Und abermals nein!" stöhnte Karl Peukert auf. „Ich weiche nicht. Und wenn's ein Unglück gibt. Ich bleibe hier!"

Damit stürzte er in die kalte, stürmische Oktobernacht hinaus.

In der Küche aber saß Liese mit den beiden Mägden am Tisch. Der Junge fand sich auch ein, weil es da am wärmsten war, und Max Hanschke ließ auch nicht lange auf sich warten. Zuletzt erschien sogar Paul Mützel, dem das Wetter zu schlecht war, um ins Blaue Roß zu gehen.

Liese nähte, die beiden Mägde strickten, und die beiden Knechte pafften um die Wette aus ihren Pfeifen.

„Ja!" meinte Paul Mützel, ohne die Pfeife aus den Zähnen zu nehmen. „Die Oder steigt, und wenn wir wieder so ein Hochwasser wie vor fünf Jahren kriegen, dann bedank' ich mich. Da hab' ich unten beim Hauder gedient, und da ist mir in meiner Kammer der Strohsack unterm Leibe weggeschwommen."

„Oho!" lachte Max Hanschke. „Schneid' nur nicht zu sehr auf!"

„Sie mögen's glauben oder nicht," erwiderte Paul Mützel gekränkt, „aber es ist doch wahr!"

„Na, hoffentlich geht's diesmal vorüber, ohne daß wir was merken!" meinte Max Hanschke und stopfte sich die Pfeife frisch.

Paul Mützel schüttelte den Kopf, steckte seine Pfeife in die Brusttasche und ging auf den Boden, wo seine Kammer war. Da war er vor dem Hochwasser sicher.

Bald verschwand auch der Junge. Jetzt wäre die Reihe an Max Hanschke gewesen, aber er rührte sich nicht vom Fleck, saß da wie angewurzelt und blies mächtige Dampfwolken in den gelben Lampenschein hinein, daß die beiden Mägde zu husten anfingen. Sie klapperten schon langsamer mit den Nadeln, denn auch sie wurden allmählich schläfrig.

„Feierabend!" kommandierte Liese.

Die Mägde legten ihre Strickzeuge zusammen und schickten sich an, zu Bett zu gehen. Nur Max Hanschke machte keine Anstalten dazu. Er saß und sah Liese an. Er legte die Pfeife weg, stützte den Kopf auf die Fäuste und sah sie noch immer unverwandt an. Der Blick lähmte sie. Sie hatte ein Gefühl, als hätte sie Blei in den Gliedern. Ihre Augenlider sanken herab.

„Was wollen Sie denn?" stammelte sie verwirrt.

Da kam er langsam hinter dem Tisch hervor, rührte sie sanft an der Schulter und sagte: „Liese, was wird mit uns beiden?"

Sie wußte darauf nichts zu erwidern und schüttelte nur schwach den Kopf.

„Liese!“ flehte er. „Bist du mir nicht ein bißchen gut?“

„Ich weiß es nicht!“ flüsterte sie leise, als erwachte sie aus einem schönen Traum.

„Liese!“ rief er, faßte sie zärtlich beim Kinn und hob ihr den Kopf ein wenig in die Höhe, daß sie ihm in die Augen sehen mußte. „Liese, weißt du es jetzt?“

Da sie weder antworten, noch ihre Augen heben wollte, beugte er sich zu ihr nieder und küßte sie auf den geschlossenen Mund.

Nun schlug sie plötzlich ihre Augen zu ihm auf und schaute ihn lächelnd an.

„Ja, Max!“ flüsterte sie verschämt, „ich bin dir wohl doch ein bißchen gut!“

Dann schlang sie die Arme um seinen Nacken und barg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. So blieben sie eine ganze Weile, ohne sich zu rühren, selig in dem Gefühl, sich endlich in den Armen halten zu dürfen. Die Welt um sie versank, sie lauschten nur auf die brausenden Ströme, die in ihren Herzen pulsten.

So fand sie Karl Peukert, der von seinem nächtlichen Gang heimkehrte. Sie hörten ihn nicht, und er zog sich leise zurück. Er war als ein anderer zurückgekommen. Er sah aus wie einer, der von schwerer Krankheit aufgestanden war. Im Toben des Sturmes hatte er sich selbst besiegt. Lange saß er vor seinem Schreibtisch, um die Papiere aus seinem alten Leben zu ordnen. Ja, er wollte zum letztenmal dem Großvater gehorchen, die sterbende Heimat verlassen und drüben in der neuen Welt eine

neue Heimat suchen. Liese und Max Hanschke würden ihn nicht im Stiche lassen. Und wenn Paula Griebsch nicht mitkommen wollte, so fand sie wohl einen anderen, der ihrer wert war. Bei diesem Gedanken schlüpfte die leise Hoffnung an Margarete Dobisch wieder in sein Herz. Wenn er alles hier geordnet hatte und frei war, dann wollte er vor sie hintreten und sie fragen. Dann war er kein Bauer mehr. Und drüben überm großen Wasser gab es keine Vorurteile.

Nur der Gedanke an Minna fiel ihm wie ein drohender, dunkler Schatten auf die Seele.

Die nächsten Tage waren trocken, so daß die letzten Kartoffeln und die Zuckerrüben ohne Schwierigkeiten geborgen werden konnten. Dann aber brach ein unaufhaltsamer Regen los, der die Oder höher und höher anschwellen ließ. Aus den Quellgebieten des Stromes liefen die Hochwassertelegramme ein, die nichts Gutes besagten.

Die Gramkauer standen trotz des schlechten Wetters am Ufer des zum Ueberlaufen gefüllten Strombettes und beobachteten das Steigen des Wassers. Sie waren nicht ängstlich, denn ihnen war das Hochwasser von Jugend auf bekannt, sie nahmen es hin wie ein notwendiges Uebel und freuten sich doppelt, wenn es sich wieder verzog.

Zudem besuchte es nur die linke Dorfseite, wo die kleinen Leute wohnten. Hier konnte es nicht soviel Schaden anrichten, da das Vieh immer zeitig genug auf die

höhergelegenen Bauernhöfe der anderen Seite gebracht wurde.

An diesem Tage stand der Vogelfranz vor dem Gericht, das aus einem Amtsrichter, zwei Schöffen und dem Amtsanwalt bestand. Der Wachtmeister war als Zeuge geladen, trat aber nicht in Funktion, da sich der Angeklagte erst nicht aufs Leugnen und Abschwächen verlegte. Waldkauz, Fichtelpfeife, Leimruten und Sack schmückten den Gerichtstisch.

„Sie wollen natürlich freigesprochen werden?" fragte der Richter.

„Ich bitt' recht schön darum!" bettelte der Vogelfranz. „Und wenn Sie mir auch gleich die Erlaubnis wiedergeben könnten. Ich kann nun einmal das Vogelfangen nicht lassen!"

Richter und Amtsanwalt spitzten die Ohren und fragten ihn im Kreuzverhör aus, wie er denn überhaupt dazu gekommen sei, Vögel zu fangen.

„Ich bin ein unglücklicher Mensch, ein Krüppel!" bekannte der Vogelfranz und griff sich an sein Holzbein. „Das Bein hab' ich auch dabei verloren, wie ich als Junge ein Stieglitznest ausnehmen wollte."

„Das hätte Ihnen doch Warnung genug sein sollen!" rief der Amtsanwalt, der überdies dem Vorstand des Tierschutzvereins angehörte.

„Eben nicht!" rief der Vogelfranz. „Seitdem hat es mich nicht mehr losgelassen. Und wenn ich einen Vogel seh', den muß ich haben. Es kommt jedesmal wie ein Fieber über mich. Und wenn ich keine Vögel mehr um mich

haben kann, dann möcht' ich lieber tot und begraben sein."

„Hm!" machte der Richter, der nicht im Tierschutzverein war, und dessen Mitleid mit dem armen Teufel zusehends wuchs. „Mildernde Umstände sind ohne Zweifel vorhanden, aber verurteilt müssen Sie werden!"

Damit zog sich das Gericht zurück und verurteilte den Ortsarmen Franz Wiesner wegen Vergehens gegen das Vogelschutzgesetz zu fünfzig Mark Geldstrafe, im Unvermögensfalle zu zehn Tagen Haft. Gleichzeitig wurde auf Einziehung der Fanggeräte erkannt.

Dem Vogelfranz traten die hellen Tränen in die Augen, als er das Urteil hörte.

„Ach, lieber, guter Herr Amtsrichter!" flehte er. „Bestrafen Sie mich nicht. Geld hab' ich keins. Und wenn Sie mich einsperren, dann müssen meine Vögel verhungern."

„Lassen Sie doch die Vögel fliegen!" schlug der Amtsanwalt vor.

„Jetzt bei dem schlechten Wetter?" erwiderte der Vogelfranz ganz entsetzt. „Wo sie draußen nichts finden, und wo sie doch längst verlernt haben, sich im Freien ihr Futter zu suchen! Da kommen sie alle um."

„Dann müssen Sie sie eben von jemand anders füttern lassen!" meinte der Amtsrichter wohlwollend. „Sie werden doch irgendeinen Bekannten haben?"

„Nein!" sagte der Vogelfranz ganz traurig. „Ich hab' keinen Menschen auf dieser Welt."

„Lassen Sie die Vögel nur fliegen!" rief der Amts-

anwalt. „Einmal muß doch damit ein Ende gemacht werden. Die Dispens ist Ihnen einmal entzogen worden und wird Ihnen nicht wieder erteilt werden."

„Kann ich die Vögel nicht mit ins Gefängnis nehmen?" fragte der Vogelfranz ganz verzweifelt und erntete damit sogar bei dem bärbeißigen Wachtmeister ein Schmunzeln.

„Ausgeschlossen!" entschied der Amtsrichter. „Es ist überdies viel besser, Sie benutzen die zehn Tage Haft, um sich von Ihrer unseligen Liebhaberei zu befreien."

„Das kann ich nicht!" stöhnte der Vogelfranz aus Herzensgrunde. „Ich muß doch wieder welche fangen."

Diese Verstocktheit brachte den Amtsanwalt ganz aus dem Häuschen. Da die Furcht vor dem Gefängnis nicht helfen wollte, fuhr er schärferes Geschütz auf.

„Kommen Sie noch einmal hierher," drohte er dem Verurteilten, „dann stecken wir Sie ohne weiteres in die Irrenanstalt. Denn dann sind Sie einfach nicht normal!"

Die Drohung, die gar nicht so ernst gemeint war, verfehlte ihre Wirkung nicht.

Irrenanstalt!

Das Wort traf den Vogelfranz wie ein Keulenschlag. Der Unterkiefer fiel ihm kraftlos herunter, seine Hände zitterten. Auf die Frage des Richters, ob er die Strafe sofort absitzen wolle, nickte er, als sei er blöde geworden.

„Also gehen Sie jetzt nach Hause!" befahl der Richter ernst. „Und füttern Sie Ihre Vögel. Wenn Sie niemand finden, der sie weiterfüttert, dann stellen Sie ihnen für zehn Tage Futter und Wasser hin. Morgen früh

punkt acht Uhr finden Sie sich im hiesigen Gerichtsgefängnis ein. Sollten Sie es vergessen, lasse ich Sie noch an demselben Tage durch den Wachtmeister holen."

Der Vogelfranz stand auf der Straße, ohne daß er wußte, wie er aus dem Gerichtsgebäude gekommen war. Vor seinen Augen flimmerte es. Er mußte sich auf eine Promenadenbank setzen, so schwankten ihm die Knie.

Irrenhaus! schoß es ihm durch den Kopf. Sie wollen mich zu den Verrückten einsperren, damit ich auch verrückt werde. Und meine schönen Vögel soll ich fliegen lassen, meine zahmen Vögel, die mir aus der Hand fressen! Da häng' ich mich lieber auf.

Er stand nicht eher von der Bank auf, bis ihm vor Frost und Regen die Zähne klapperten. Als er mit dem Dunkelwerden in Gramkau eintraf, begann die angeschwollene Oder über die Ufer zu treten.

XIX

Im Blauen Roß kaufte sich der Vogelfranz zwei Liter Schnaps, trank die eine Flasche unterwegs halb leer und legte sich mit seinen Kleidern ins Bett, ohne von der beginnenden Ueberschwemmung überhaupt was bemerkt zu haben. Schon am Morgen, ehe er aufs Gericht gegangen war, hatte er seine Vögel aus den Käfigen gelassen, denn sie waren sehr unruhig wegen der Zugzeit. Sie flatterten die ganze Nacht dicht unter der Decke hin und her und setzten sich kaum. Aber der Vogelfranz schlief tief und fest, er hatte die eine Flasche vor dem Einschlafen geleert, die andere, die noch gefüllt war, lag neben seinem Kopfe. Aber als der Morgen graute, weckte ihn doch das Flattern der Vögel. Er rieb sich die Augen, nahm einen herzhaften Schluck und trat aus dem Bett ins Nasse. Da sah er denn, daß in seiner Stube das Wasser schon einen halben Fuß hoch stand.

Draußen rings um das Häuschen herum war alles überschwemmt bis zur Dorfstraße hinüber. Mitten durch die Hecke suchten sich die lehmgelben Fluten murmelnd und gluckſend ihren Weg.

„Nun bin ich fein raus!" grinste der Vogelfranz. „Hier holt mich der Wachtmeister nicht. Die können lange warten, bis ich komme."

Barfuß tappte er durch das eiskalte Wasser. Von Zeit zu Zeit erwärmte er sich durch einen Schluck aus der tröstenden Flasche. Er stellte den Vögeln Futter und Trinkwasser auf den Schrank, hob seine Bettstatt auf die Kommode und legte sich wieder hin. Bis hier herauf stieg das Wasser nicht, das wußte er genau. Eher lief es auf der anderen Seite des Stromes über die Dämme.

Der Hänfling und das Rotkehlchen besuchten ihn, aber er scheuchte sie davon. Er hatte jetzt über wichtige Dinge nachzudenken. Dazu sog er in immer kürzeren Zwischenräumen an der Flasche.

Vom mittelsten Deckenbalken herab hing ein dicker, rostiger Draht. Er hatte ihn einmal hinter dem Zaune aufgelesen, um seine Käfige daran zu hängen. Aber es hing keiner daran.

Ob mich der wohl aushält? dachte der Vogelfranz, kroch aus dem Bett, das ihm keine Wärme mehr geben wollte, und stieg auf den Stuhl, um die Festigkeit des Drahtes zu prüfen.

Dabei mußte er sich daran festhalten, um nicht herunterzufallen. Denn sein Kopf war ihm schwer vom Trinken.

Daran häng' ich mich auf, wenn der Wachtmeister kommt! dachte er und bog den Draht zu einer Schlinge zusammen. Dann kann er mich wenigstens nicht abschneiden. Dem will ich schon das Fressen versalzen.

Und leise lachte er vor sich hin, während seine harten Finger an dem dicken Draht herumbogen.

Endlich war die Schlinge fertig. Die zusammengedrehten Enden schob er so weit nach oben, daß sie zwischen Balken und Decke kamen und nicht mehr zu sehen waren. Dann steckte er den Kopf hindurch. Die Entfernung war richtig abgemessen. Er brauchte sich nur ein paarmal im Kreise herumzudrehen und den Stuhl umzuwerfen, daß sich die Drahtschlinge zuzog, dann war er vor dem Irrenhaus sicher.

Noch aber hatte er Zeit, und er nahm den Kopf wieder aus dem Draht. Um ganz sicher zu gehen, riß er aus Leibeskräften an der Schlinge, daß das morsche Gebälk über ihm erzitterte.

Die Bude fällt bald ein! dachte er befriedigt. Da wird's Zeit, daß ich mich fortmache!

Das Rotkehlchen wippte auf dem Bettpfosten und schrikkerte erregt. Die anderen Vögel saßen, vom nächtlichen Fluge ermüdet, auf dem Schrank. Der Sprosser hockte, ganz in die Ecke gedrückt, und schlief. Der Vogelfranz schien sie alle vergessen zu haben, trank die Flasche leer und ließ sie ins Wasser fallen, daß sie sich halbvoll füllte, sich aufrichtete und schwamm. Darauf legte er sich wieder ins Bett.

Zwischen dem Häuschen und der Dorfstraße floß jetzt schon ein ziemlich starker Strom vom Dorfteich nach den niedrig gelegenen Wiesen hin. Auf der Dorfstraße war alles still, nur hin und wieder hörte man die Hunde bellen.

Auf der anderen Seite des Armenhäuschens war alles vom Wasser überflutet, eine einzige schmutzige, lehmfarbene Ebene, die im Lichte des Morgens matt glänzte. Hier und da streckten Pappeln und Weidensträucher ihre Aeste heraus. Noch immer stieg der Strom.

Gegen Mittag stand das Wasser im Armenhaus bereits so hoch, daß der Stuhl, der unter der Schlinge stand, zu schwanken begann.

Der Vogelfranz bemerkte nichts davon und schnarchte laut und rasselnd.

So wurde es Nachmittag, und die Sonne war schon stark im Verscheiden begriffen, als der Wachtmeister nach Gramkau kam, um den Vogelfranz abzuführen. Julius Klamt, der neue Gemeindevorsteher, an den er sich wegen der Ueberschwemmung um Hilfe wandte, stapfte im Vollgefühl seiner Würde neben ihm her das Dorf hinunter. Lange blieben sie nicht allein, denn die Gramkauer hatten nichts weiter zu tun, als auf das Wasser aufzupassen. So erreichten die beiden mit einer stattlichen Begleitung, die sich durch neuen Zulauf ständig verstärkte, das Ende des Dorfes.

„Da ist er!" rief Julius Klamt und wies auf das umflutete Häuschen hinüber, das bis an den unteren Rand seiner Fenster im Wasser stand.

„Da drüben?" fragte der Wachtmeister ungläubig.

„Ja, ja!" versicherte der neue Gemeindevorsteher. „Der macht sich nichts aus dem Wasser. Er muß ja seine Vögel füttern. Der sitzt oben auf dem Boden."

„Der Kerl muß heraus!" sprach der Wachtmeister

grimmig, trat dicht an das Wasser und rief, so laut er konnte: „Franz Wiesner! Sie sind verhaftet. Kommen Sie sofort herüber."

Aber nichts rührte sich. Der Wachtmeister schrie von neuem. Julius Klamt unterstützte ihn, und schließlich brüllten alle: „Wiesner! Vogelfranz! Komm heraus! Du sollst eingesperrt werden! Der Wachtmeister ist da. Gleich gehst du her!"

Der Vogelfranz erwachte endlich von dem Lärm. Er hob den schmerzenden Kopf, drehte sich herum und erkannte den Wachtmeister drüben am Ufer.

„Da ist er!" schrie Julius Klamt, bückte sich ein wenig, um besser sehen zu können, und wies auf das Fenster.

„Ja, ja! Da bewegt sich was!" eiferten ihm die anderen nach. „Das ist er. Er kriecht aus dem Bett. Vogelfranz! Vogelfranz!"

Der Wachtmeister gebot Ruhe.

„Franz Wiesner!" brüllte er, wobei er die Hände trichterförmig an den Mund legte. „Ich verhafte Sie! Kommen Sie sofort herüber."

Da kannst du lange warten! dachte der Vogelfranz, stieg auf den Stuhl, legte die Drahtschlinge unter das Kinn, beugte den Nacken und begann mit seinem gesunden Fuß um sein Holzbein herumzugehen.

Das machte ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten. Als er dreimal seinen Rundgang auf der Stelle beendet hatte, drehten sich seine Augen nach oben, und der Stuhl

fiel ganz von selbst um und schwamm langsam auf die nur angelehnte Tür zu.

Der Sprosser flatterte erschreckt aus seiner Ecke auf, schwirrte angstvoll hin und her und fiel ins Wasser, wo er sofort ertrank.

„Er kommt nicht!" sagte Julius Klamt. „Er hat Angst."

„Ist denn kein Kahn da?" fragte der Wachtmeister wütend.

Aber er erntete nur Kopfschütteln. Die Gramkauer waren Bauern und keine Fischer. Ein Kahn konnte nur von der Stadt her besorgt werden, und das war bei der starken Strömung nicht leicht.

„Da steht er!" rief ein vorwitziger Junge, der sich auf die Erde gelegt hatte, um die niedrige Stube besser übersehen zu können. „Mitten in der Stube steht er und rührt sich nicht!"

Keinem fiel das auf, bis auf Karl Peukert, der eben herangetreten war.

Er wußte, daß sich der Vogelfranz schon lange mit Selbstmordgedanken trug, beugte sich herunter und erkannte auf den ersten Blick, daß der Vogelfranz nicht stand, sondern hing.

„Eben hat er noch im Bett gelegen!" bestätigte ihm einer auf seine hastige Frage.

Da warf Karl Peukert den Rock ab und trat mit langen Schritten in das Wasser.

„Aber Herr Peukert!" rief ihm der Wachtmeister nach. „So eilt es doch nicht!"

Die anderen waren starr vor Staunen.

Karl Peukert war schon in der Hecke. Das Wasser reichte ihm bis unter die Arme. Er kannte den Weg ganz genau und trat nicht fehl. An der tiefsten Stelle schlug ihm die Flut über die Schultern. Aber so rasch er nur konnte, verfolgte er den Steig. Als er die Türklinke faßte, atmeten alle, die am Ufer gafften, hörbar auf.

Schnell stieß er die Tür der Stube auf. Da hing der Vogelfranz und war noch warm.

Die meisten Vögel schwirrten durch die offene Tür ins Freie. Nur der Hänfling und das Rotkehlchen blieben verwundert auf dem Schrank sitzen.

Der Sprosser aber schwamm, mit ausgebreiteten Flügeln, regungslos zu Füßen des Erhängten.

Karl Peukert schob den schweren, leblosen Körper auf seine Schulter, um den Zug der drosselnden Schlinge aufzuheben. Mit fiebernden Fingern fühlte er, daß das Leben noch nicht entflohen war. Vergebens sah er sich nach einem Werkzeug um, den Draht zu durchschneiden. Seine Zähigkeit spottete allen Anstrengungen. Dabei hatte Karl Peukert nur eine Hand frei, weil er mit der anderen den ungelenken Körper in der Schwebe halten mußte. So sehr er sich auch mühte, die Verknüpfung der Drahtenden unter dem Balken hervorzuziehen, die sinnreiche Befestigung spottete seinen Anstrengungen.

Hier half nur die Gewalt. Er stützte den Erhängten mit der Schulter und faßte mit beiden Händen die Drahtschlinge. Mit der ganzen Kraft seines Körpers hing er sich daran, riß und wuchtete, daß der Balken im mor-

schen Mauerwerk knirschte und die ganze Decke schwankte. Er merkte es nicht, verdoppelte seine Anstrengungen und glaubte endlich zu fühlen, daß der Draht nachgab. Und er riß, bis ihm das Blut unter den Nägeln hervorsprang.

Da ging ein Krachen durchs Dachgebälk und im nächsten Augenblick brach das ganze Gebäude langsam über ihm zusammen.

Ein hundertstimmiger Angstschrei der am Ufer Versammelten durchgellte die Luft. Das war das letzte, was Karl Peukert hörte. Ein Sparren des einstürzenden Armenhauses zerschmetterte ihm die Stirn.

In großen Fetzen fiel das Strohdach ab. Zuletzt stürzte der Schornstein ein.

Alle Rettungsversuche waren erfolglos. Balken, Steine und Lehmwände lagen fest durcheinander und rührten sich nicht.

Als die Nachricht von dem Unglück auf den Hof kam, brach Liese ohnmächtig zusammen, dem alten Großvater aber stand vor Schreck das Herz still, und er starb auf der Stelle.

Im Morgengrauen des nächsten Tages, als das Wasser wieder gefallen war, gelang es Max Hanschke mit Hilfe Paul Mützels und einiger Knechte, die beiden Toten zu bergen.

Nun lagen zwei Tote nebeneinander aufgebahrt im Peukertschen Herrenhause, genau wie am Himmelfahrtstage vor zehn Jahren, nur daß es diesmal nicht Vater und Sohn, sondern Großvater und Enkel waren.

Die Leiche des Vogelfranz wurde im Spritzenhaus aufs Stroh gebettet.

Schon am nächsten Abend wurde er auf den Friedhof gebracht und neben die taube Therese gelegt, die schon vor einigen Wochen im Krankenhaus das Zeitliche gesegnet hatte.

Max Hanschke verblieb das trauervolle Geschäft, die Beerdigung vorzubereiten, denn Liese lag im heftigen Fieber zu Bett.

Minna wurde von dem Unglück telegraphisch benachrichtigt.

Aber nur Alois Wollenberg erschien und war außerordentlich erschreckt, als er hörte, daß seine Frau nicht da sei. Sie hatte schon vor vierzehn Tagen Insterburg verlassen.

„Wir hatten eine kleine Meinungsverschiedenheit!" erklärte er Max Hanschke. „Und da ist sie plötzlich abgereist, ohne mich irgendwie zu verständigen. Ich nahm natürlich an, sie sei nach Hause gefahren."

„Hier ist sie nicht!" klärte ihn Max Hanschke auf und ließ den Wagen anspannen, um Alois Wollenberg von dem Jungen zur Bahn zurückbringen zu lassen.

Liese erzählte er nichts davon.

Alois Wollenberg reiste unverzüglich ab, um die Vermißte zu suchen. Aber erst als er die Hilfe der Polizei in Anspruch nahm, konnte er ihre Spur finden.

Liese nahm nicht an dem Begräbnis teil. Der Arzt weigerte sich entschieden, ihr die Erlaubnis dazu zu geben.

„Sei ruhig, Liese, sei gut!" flüsterte Max Hanschke. „Es kann dein Tod sein, wenn du jetzt aufstehst. Du kannst den beiden doch nicht mehr helfen!"

„Wo bleibt Minna?" schluchzte sie.

„Sie wird schon kommen!" beruhigte er sie. „Der Wagen ist an der Bahn."

Da wurde sie stille und weinte sich leise in den Schlaf.

Das ganze Dorf folgte den Särgen, obschon das Wetter rauh und unfreundlich war. Langsam schleppte sich der Zug den schrägen Weg durch die kahlen Felder zur Chaussee hinüber und lenkte in den Friedhof ein. Voran ging Medardus Hähnel und sang mit seinen Schulkindern den Grabchoral.

Der Pastor begann seine kurze, aber ergreifende Ansprache mit dem Spruch: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, also wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.

Sogar Julius Klamt fuhr sich mehrmals über die Augen. Am meisten weinte Paula Griebsch, die mit ihren Eltern aus Pogerau herübergekommen war. Keiner nahm Anstoß daran, daß gleich nach ihr Max Hanschke drei Schaufeln Erde auf die Särge warf, denn es war in den Tagen offenkundig geworden, wie er mit Liese stand.

Der Erste Bürgermeister ließ einen Kranz aus weißen Rosen und Tannengrün am Grabe Karl Peukerts niederlegen.

Ein großer Teil der Leidtragenden blieb auf dem Rückwege im Alten Hopfensack sitzen, wo sie zuerst leise, dann lauter das Unglück besprachen.

Julius Klamt, der neue Gemeindevorsteher, saß in der Mitte und führte das Wort.

„Wenn man's recht bedenkt," sprach er weise, „so ist er ganz allein daran schuld gewesen. Hätte er sich nicht so mit Händen und Füßen gegen die Eingemeindung gesträubt, dann hätte der Vogelfranz nicht mehr in unserem Armenhaus gesessen, sondern im städtischen Armenhaus. Und da wär' ihm das Vogelfangen schnell vergangen. Er ist ganz allein an seinem eigenen dicken Kopf zugrunde gegangen."

„Ja, ja!" stimmte ihm der dicke Fürbrink zu. „Er hatte sich eben verrannt."

Ueber das Ableben des alten Peukerts regte sich niemand auf. Nur neugierig war man auf die Erbschaft.

Am nächsten Morgen lag auf Karl Peukerts Grabe ein voller Strauß dunkelroter Rosen, und keiner wußte, wer ihn hingelegt hatte. Und diese Rosen waren noch frisch, als die weißen Rosen des Ersten Bürgermeisters längst verwelkt und erfroren waren.

Am Abend nach dem Begräbnis kam Alois Wollenberg nach Gramkau zurück. Er hatte von seiner Frau nichts als ihr frisches Grab gefunden. Sie war vor zwei Wochen, am Tage ihrer Flucht, neben dem Bahngleis von Streckenarbeitern mit gebrochenem Genick gefunden worden. Offenbar war sie aus dem fahrenden Zuge gestürzt und hatte so den Tod gefunden. Ob sie ihn gesucht hatte, oder ob ein Unglück vorlag, konnte nicht entschieden werden. Ebensowenig war man imstande gewesen, die Personalien der Toten festzustellen. Weder Pa-

piere noch irgend etwas anderes, was auf ihre Herkunft und Heimat hätte schließen lassen können, hatte man bei ihr gefunden.

Das alles erfuhr Max Hanschke von Alois Wollenberg.

„Mörder!" sagte Max Hanschke und drehte ihm den Rücken.

Alois Wollenberg schlich wie ein geprügelter Hund davon. Er hatte nicht nur seine Frau, sondern auch die Erbschaft verloren. Denn Minna war lange vor dem Tode ihres Großvaters auf dem der Unglücksstätte nächsten Friedhof beerdigt worden.

Liese erfuhr den Tod ihrer Schwester erst nach Wochen, als sie ihren Schmerz über den Verlust ihres Bruders schon zu verwinden begann. Sie nahm die Nachricht viel gefaßter auf, als es Max Hanschke befürchtet hatte.

Nach Neujahr erklärte sie sich bereit, mit ihm zu dem verlassenen Grabe zu reisen. Hier vergoß sie an seiner Brust viel Tränen.

„Verlass' mich nicht!" flehte sie.

Da küßte er ihr die Tränen von den Wangen, und sie wurde still und wandte ihre Gedanken allmählich von den Toten wieder dem Leben zu.

XX

Max Hanschke blieb Knecht auf dem Peukertschen Hofe, obschon ihn ein jeder als Herr respektierte. Der einzige Unterschied war, daß er aus seiner Knechtkammer in das Auszughaus übersiedelte. Liese legte alles in seine Hände, und er wiederum hörte jedesmal ihre Meinung.

Mit ihrem Vormund, einem entfernten Verwandten, der ihr vom Gericht gestellt wurde, weil sie noch nicht großjährig war, vertrug er sich sehr gut. Das war ein einfacher, rechtlich denkender Bauer, der bald erkannte, daß Max Hanschke von den eigentümlichen Uebergangsverhältnissen, in denen sich das Dorf befand, mehr verstand als er. Darum ließ er ihn schalten und walten.

Er nahm zum Frühjahr einen neuen Knecht an und ging wie ein richtiger Bauer hinter dem Pfluge her. Er pflanzte auf das große Feld zwischen der Stadtgrenze und den neuen Kasernen Kartoffeln. Daß das ein großer Fehler war, stellte sich erst später heraus.

Mit Hochdruck wurde auf dem Kasernengrundstück gearbeitet. Zum Herbst sollten die zwölf Kompagnie-Kasernen bezogen werden. Das Areal wurde planiert, mit

einer Mauer umgeben, an die sich ein großer Exerzierschuppen lehnte. Das Wirtschaftsgebäude und das Offizierskasino stiegen in die Höhe und kamen unter Dach.

Die Eingemeindungsfrage ruhte einstweilen, der Bürgermeister schien keine Eile zu haben. Ihm spukte der von Karl Peukert abgelehnte Vermittelungsvorschlag noch immer im Kopfe herum.

Vielleicht ließ sich Max Hanschke darauf ein. Und um der Sache mehr Nachdruck zu geben, machte sich der Erste Bürgermeister selbst auf den Weg, um mit seinem früheren Untergebenen zu verhandeln.

Max Hanschke schüttelte den Kopf.

„Entweder das ganze Dorf, oder nichts!" versetzte er gelassen. „Bleibt das Dorf bestehen, bin ich verpflichtet, ihm die beste Steuerzahlerin zu erhalten."

Der Bürgermeister blickte betroffen zu Boden.

„Woher kommt übrigens die plötzliche Genügsamkeit des Magistrats?" fragte Max Hanschke.

„Das will ich Ihnen erklären," erwiderte der Bürgermeister, hastiger, als es sonst seine Art war. „Es sind uns doch schwere Bedenken gekommen, ob es sich mit den sittlichen Grundsätzen vereinigen läßt, eine Dorfgemeinde, die doch genugsam bewiesen hat, daß sie noch ein starkes, selbständiges Leben zu führen vermag, von der Landkarte wegzuradieren."

„Sittliche Bedenken?" lächelte Max Hanschke. „Gibt es das überhaupt im kommunalen Wettbewerb? Es wäre das erstemal, daß der Magistrat von Breugnitz vor seine pekuniären Erwägungen die sittlichen Bedenken stellt.

Nein, mein sehr verehrter Herr Erster Bürgermeister, mir stellt sich die Sache wesentlich anders dar. Solange Karl Peukert lebte, bot sich der Stadt keine andere Gelegenheit, an den Kasernen-Komplex zu kommen, als die Eingemeindung des ganzen Dorfes. Es gab nur ein Mittel, Karl Peukert zu zwingen, nämlich ihn in die Minorität der Gemeindeversammlung zu drängen. Jetzt, wo er tot ist, hofft man das Ziel leichteren Kaufes zu erreichen."

Der Bürgermeister rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, putzte sich den Zwicker und wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirn.

„Sie haben meine Schule nicht ohne Nutzen absolviert!" ergab er sich schließlich. „Sie werden also gegen eine Eingemeindung des ganzen Dorfes nicht sein?"

„Ich bin niemals dagegen gewesen!" erklärte Max Hanschke. „Die Großen fressen die Kleinen auf, das ist Naturgesetz. Warum sollte es in der Kommunalpolitik anders sein. Nur muß ich darauf bestehen, daß dieses Auffressen nicht stückweise, sondern im Ganzen, also möglichst schmerzlos, vor sich geht. Ohne Uebernahme der gesamten Lasten keine Eingemeindung!"

„Und wenn ich den Magistrat davon nicht überzeugen kann?" sagte der Bürgermeister und erhob sich.

„Dann wären Sie nicht der Erste Bürgermeister Bielau!" lächelte Max Hanschke verbindlich und begleitete ihn bis ans Hoftor.

In der nächsten Magistratssitzung wurde dem Antrag des Ersten Bürgermeisters gemäß beschlossen, über die

Eingemeindung des ganzen Dorfes Gramkau mit der dortigen Gemeindeversammlung von neuem in Unterhandlung zu treten.

Nun ging alles seinen schnellen und unaufhaltsamen Gang. Die Gemeindeversammlung zeigte sich mit allen Stimmen der Eingemeindung geneigt, und es kam der Tag, wo am Eingang des Dorfes der Pfahl mit der altersschwachen, verwitterten Tafel umgehauen und entfernt werden sollte.

Max Hanschke kam gerade vom Felde, als ein paar Stadtarbeiter an diesem Zerstörungswerk arbeiteten.

„Brennholz!" lachten sie und warfen die morsche Tafel achtlos zur Seite.

Max Hanschke aber hob sie auf und hing sie in seiner Stube an die Wand.

So starb das Dorf Gramkau.

Jetzt standen die Kasernen auf städtischem Grund und Boden, und der Kampf hatte ein Ende.

Um diese Zeit erschienen bei Max Hanschke allerhand Leute, die Land kaufen wollten. Die Notwendigkeit, neben den Kasernen Wohnungen und Läden zu bauen, wo die Soldaten ihre Bedürfnisse kaufen konnten, ließ sich nicht länger von der Hand weisen.

„Bauen kann ich selbst!" sagte Max Hanschke und wies alle ab.

Dann beriet er sich mit Liese.

„Bauen willst du!" rief sie halb erschreckt. „Mietskasernen! Wie der Klamt? Wo du doch Landwirt bist!"

„Daß die Menschen anständig wohnen!" belehrte er

sie lächelnd, „ist ebenso wichtig, als daß sie anständig essen."

Damit holte er eine Karte des Peukertschen Grundbesitzes hervor und machte über das riesige Kartoffelland an der Stadtgrenze einen langen Strich, der senkrecht zu der Chaussee stand, und kürzere Querstriche, die von ihm abzweigten. Dann begann er mit dem Bleistift Häuser zu bauen, daß Liese die Augen übergingen.

Ein ganzes Stadtviertel erstand auf dem Papier.

„Arbeiter, Stadtleute sollen hinziehen!" rief er begeistert. „Im Grünen sollen sie wohnen. Oder meinst du etwa, ich werde solche Schweineställe bauen, wie der Klamt? Ausstechen will ich ihn und die anderen Bauunternehmer der Stadt."

„Ja, tue es!" sagte sie endlich. „Du wirst schon das Rechte treffen."

Und Max Hanschke baute, aber diesmal nicht auf dem Papier. Als die ersten Hornsignale auf dem Exerzierplatz ertönten, wuchsen auf der anderen Seite der Straße die ersten Mauern in die Höhe.

Nur kleine Wohnungen baute Max Hanschke, aber sie waren hell, luftig und freundlich, mit allem Nötigen versehen, und vor allen Dingen sehr billig.

Die städtischen Baumeister und Grundstücksspekulanten kratzten sich bedenklich hinter den Ohren, als sie die Preise hörten. Da erwuchs ihnen ein höchst gefährlicher Konkurrent.

Zunächst beschränkte sich Max Hanschke auf den Streifen an der Chaussee.

Als die Kartoffeln reif wurden, zeigte es sich, daß das große Feld an der früheren Stadtgrenze einen lächerlich geringen Ertrag brachte. Es war darauf von Unberufenen vorgeerntet worden. Max Hanschke ging am folgenden Sonntagnachmittag mit Liese hinaus, um ihr den Schaden zu zeigen.

„Du mußt es einzäunen lassen!" rief sie. „Mit Stacheldraht!"

Da stand er eine Weile still.

„Die Städter haben keinen Grund und Boden!" überlegte er laut. „Sie sind zu bedauern. Ich habe das am eigenen Leibe erfahren. Deswegen gehen sie und stehlen Kartoffeln und Birnen. Wenn man ihnen nun ein kleines Stück zum Graben, Hacken und Pflanzen gibt! Was meinst du dazu, Liese? Ist das nicht eine großartige Idee?"

Und schon entwickelte er seinen Plan. Er hatte nichts weniger vor, als den Peukertschen Grundbesitz in Gärten einzuteilen, um sie zu vermieten.

„Die Städter haben die Gramkauer Bauern zu Bürgern gemacht!" rief er leuchtenden Auges. „Ich werde es ihnen heimzahlen! Nun mache ich die Städter zu Landwirten."

„Wenn sie nur kommen!" gab sie ihm zu bedenken.

„In Haufen!" lachte er siegesgewiß. „Man muß es ihnen nur mundgerecht machen. Zu der Pacht schlagen wir gleich die Amortisation. Wer sein Stück fünfzehn bis zwanzig Jahre bewirtschaftet hat, wird Eigentümer.

Und wer sich dann ein Haus hinsetzen will, dem geben wir das letzte Geld hinein."

Liese ließ sich von seiner Begeisterung mitreißen.

Weihnachten wurden die Häuser an der Chaussee bezogen. Die Städter rissen sich förmlich darum. Und Julius Klamt saß mit seinen leeren Mietskasernen vor dem Nest.

Im Februar schon ging's auf dem Land hinter den neuen Häusern an ein Graben und ein Schaufeln, Pfähle wurden eingegraben, und Zäune wurden gezogen. Eine breite, mit Granitsteinen gepflasterte Straße führte quer durch das Gebiet. Jedes Grundstück bekam eine verschließbare Gartenpforte und eine Wasserzapfstelle. Das Röhrensystem wurde an die städtische Wasserleitung angeschlossen, und Max Hanschke bekam als Großabnehmer vom Magistrat einen sehr niedrigen Wasserpreis bewilligt. Sogar Dünger fuhr er an. Lange vor Ostern war kein einziger Gartenplatz mehr zu bekommen. Das Areal hätte zwei- und dreimal so groß sein können.

Am Eingang des ganzen Komplexes ließ Max Hanschke einen großen schmiedeeisernen Torbogen aufrichten, der in goldenen Buchstaben die Inschrift trug: „Karl Peukerts Gartenstadt".

Liese, die um Weihnachten seine Frau geworden war, traten die Tränen in die Augen, als sie das sah.

Und als es Pfingsten wurde, ging sie wieder mit ihm über das Gelände. Da stand auf jedem Grundstück eine grüngestrichene Sommerlaube, auf der mindestens eine schwarz-weiß-rote Fahne flatterte. Ja, viele Arbeiter und

kleine Leute, die da im Grünen das frohe Fest der Auferstehung feierten, hatten die Gärten mit hundert Wimpeln überzogen, die lustig im Winde flatterten. Ueberall grünte und blühte es, und die Städter waren rein närrisch vor Freude.

„Wie auf dem Dorf ist es hier!“ sprach Liese leise und schmiegte sich innig an ihren Mann, der das alles geschaffen hatte.

„Du hast wahrhaftig recht!“ rief er und griff an die Stirn. „Hier wächst das neue Dorf in die Höhe. Und damit das jeder weiß, wollen wir auf den Torbogen: Neu-Gramkau setzen.“

„Daß Karl und Minna das nicht sehen können!“ sprach sie gleichzeitig froh und schmerzlich bewegt.

„Bist du so sicher, daß sie es nicht sehen?“ erwiderte er ernst und schaute zum Himmel auf.

Ende

Zurück zur Scholle (1910)

Roman. 2. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Meerfahrt (1910)

Lustige Verse mit Bildern. Kart. M. 2.—.

Bei anderen Verlegern erschienen von demselben Verfasser:

Peter Voß, der Millionendieb. Roman.

23. Tausend. (Ullstein & Co. 1913.)

Frau Lenens Scheidung. Ein lustiger Roman.

5. Tausend. (Carl Reißner 1912.)

Mandus Fritzens erste Reise.

Eine Hamburger Schiffergeschichte. 15. Tausend. (Enßlin und Laiblin.)

Nordnordwest. Die beiden Friesen.

Zwei Inselgeschichten. 13. Tausend. (Ebenda.)

Hamburg. Ein Buch Balladen. (A. Janßen.)

Der Schrecken der Völker. Weltroman. (Reißner.)

Auf Tod und Leben. Novellen. (Engelhorn.)

Chinesen. Vier dramatische Spiele. (Vita.)

Der Stürmer. Roman. (Reißner.)

Über den Watten. Roman. (Hillger.)

Zwischen den Wäldern. Roman. (Reclam.)

Aus der Schule geplaudert — Leute vom Lande — An der Riviera. Drei Skizzenbücher.

Die fünf Komödien des Marquardt van Vryndt (I. Band der Neuen Maske, herausgegeben mit Dr. Arthur Sakheim bei Carl Reißner 1914).

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt



